
NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07495362 5
Zur
tirolischen Literatur
von
Adolf Pichler







Adolf Pichler

Zur tirolischen Literatur



Adolf Pichler

Gesammelte Werke

Vom Verfasser für den Druck vorbereitet

Band XII

Beiträge zur Literaturgeschichte
II Zur Tirolischen Literatur

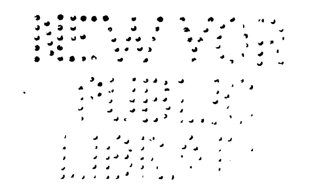
München und Leipzig
bei Georg Müller
1908

Adolf Pichler

Zur Tirolischen Literatur

Der Beiträge zur Literaturgeschichte
Bd. II

München und Leipzig
bei Georg Müller
1908.



Inhalt

Zur Geschichte des deutschen Dramas

Tirol nahm an der Literatur des Mittelalters — sowohl der höfischen, als der bürgerlichen — einen hervorragenden Anteil. Was jene betrifft, verweise ich auf die große Anzahl Minnesänger, die in dem Werke Hagens erwähnt sind und auf den letzten derselben, Oswalt von Wolkenstein, dessen bunte Lieder Beda Weber dem Druck übergab. Insbesondere war es der Adel, welcher der Poesie und Kunst mit warmer Liebe zugetan war, während er jetzt meistens vorzieht, Variationen zu Bérangers Marquis Carabas oder dem Don Quixote des Cervantes zu liefern. Die Zahl der Handschriften, darunter die einzige der Gudrun, war auf den Burgen sehr groß, viele derselben hat spätere Unwissenheit vertrödelt oder als Makulatur verworfen. Den größten Schaden stiftete in dieser Beziehung die Rokokozeit, wie etwa von einem Adeligen erzählt wurde, der den Bauernjungen die wichtigsten Pergamenturkunden schenkte, um sie als Taschen zum Aufbewahren der Leimruten beim Vogelfang zu benutzen. Was die bürgerliche Dichtung betrifft, so erinnere ich an Vintlers Blume der Tugend, welche um 1411 verfaßt, deutsche und italienische Literatur verknüpft. Das Werk ist didaktisch. Kein

Zweig der Poesie wurde aber vielleicht so gepflegt, wie das Drama. Ich meine hier nicht die Bauernkomödien, welche aus der Nachahmung der Jesuitenspiele entstanden und auch jetzt noch an manchen Orten Legenden, Moritaten und Ritterspektakel darstellen, sondern jene Stücke, die Ereignisse aus dem Leben Jesu, insbesondere sein Leiden und Sterben enthalten. Nördlich des Brenners war Hall eine der wichtigsten Stätten für die Geschichte des deutschen Dramas, — das lustige Hall, welches Sigmund der Münzreiche so gern besuchte, um dort mit den Frauen zu tanzen und zu scherzen, wenn ihm die Burg zu Innsbruck mit ihren Hofschranzen verleidet war. Hier blühte das Passionsspiel, hier wurden auch schon frühzeitig Faschingsschwänke gegeben, davon jedoch wollen wir dann erzählen, wenn wir das massenhafte kulturhistorische Material, welches in den Reitbüchern der guten, jetzt allmählich heruntergekommenen Stadt aufgehäuft ist, vollständig bewältigt haben. Ueberschreiten wir den Brenner, dort an der Etsch war in den Burgen, deren zertrümmerte Wände noch Bilder aus den Nibelungen, der Tafelrunde und Tristansage schmücken, das Minnelied erwacht; in den Städten führten die Bürger die Charwoche hindurch ihre Passionsspiele auf. Zu Bozen liegt der „berüembt Notist und Bassist, auch Schulmeister Benedikt Debs, welcher eine alte Scardegge von Ingolstadt gebracht". Diese alte „Scardegge" enthielt Passionsspiele, welche zu Bozen, Fleims und Trient, wo damals das Deutsche einen besseren Kurs gehabt haben muß als jetzt, aufgeführt wurden. Debs starb 1515 und hinterließ die alte „Scardegge" dem Vigil Raben zu Sterzingen, einem Maler, welcher dann

den Passion umarbeitete und in seiner Heimat zur Darstellung brachte, wobei auch die Rollen der Frauen von Männern gespielt wurden, deren Namen uns alle erhalten sind, lauter wackere Bürger. Ihre Söhne und Nachkommen sitzen noch zu Sterzing, die Lust zum Passion ist ihnen aber längst vergangen, es sei denn, sie blättern in ihrem Schuld- und Steuerbüchlein. Wer sich über diese Dinge näher unterrichten will, den verweise ich auf das Buch: Ueber das Drama des Mittelalters in Tirol, welches zu Innsbruck erschien. Er kann sich daraus überzeugen, daß Debs und Raben kein deutscher Lope und Calderon gewesen, welche die Geheimnisse des Katholizismus mit der feurigen Pracht ihrer mystischen Poesie geschmückt, sondern ehrsame Bürger, welche die Poesie fast in der Weise des Handwerks betrieben. Dem Sterzinger Passion, sowie dem von Hoffmann mitgeteilten und anderen Dramen dieser Art lag höchstwahrscheinlich ein älteres Stück zugrunde, denn sonst könnten nicht allen ganze Reihen von Versen, sei nun die Stellung der Szene so oder so, gemeinsam sein. Dieses ältere Stück mag vielleicht dem andächtigen Geiste eines echten Dichters entsprungen sein, das schimmert sogar aus mancher Stelle durch, die späteren Ueberarbeitungen sind durchschnittlich herzlich mittelmäßig und erhielten ihr Gepräge zum Teil wahrscheinlich dadurch, daß sie sich nach den Bedürfnissen der Personen, der Zeit und des Ortes richten mußten. Sei dem aber, wie ihm wolle, das Drama des Mittelalters hatte zweifellos auf das Volk einen größeren Einfluß als der Minnegesang, der zunächst auf einen Stand beschränkt blieb und behauptet demgemäß neben

dem Volksliede und den Volksbüchern seinen Rang. Die Forschung brachte manches von diesen alten Resten zutage, doch sind wir noch ziemlich weit davon, eine vollständige Geschichte des älteren Dramas in nächster Zeit erwarten zu dürfen. Einen Beitrag zu derselben mag der Bericht über ein Manuskript des Passion, welches zu Brixen aufgefunden wurde, liefern. Es trägt zwar die Jahreszahl 1551 und auch die Schrift verweist es hierher; daher ist der Schluß erlaubt, daß es damals, vielleicht von den Schülern des bischöflichen Seminars aufgeführt worden, die Sprache jedoch, wenn auch mit Tirolismen gemischt, deutet auf einen viel älteren Ursprung. Auch hier liegt jenes Stück zugrunde, welches wir als Grundlage der Passionsspiele des späteren Mittelalters vermuten dürfen. Das Brixner Manuskript wird schwerlich jemals abgedruckt werden, dadurch mag es gerechtfertigt sein, wenn ich hier eine kurze Inhaltsanzeige und eine Probe gebe. Zuerst kündigt der Präkursor den Inhalt an:

Hört zu, alle frommen Christenleut'
Was euch hie wird vorbedeut'
Wir wollen auch zu dieser Stund'
Durch ein Figur machen kund,
Das Abendmahl unseres Herrn Jesu Christ,
Auch wie er in sein Leiden gangen ist.

Christus tritt mit seiner Mutter und den zwölf Jüngern auf und kehrt bei Simon dem Aussätzigen ein, wo ihm Magdalena die Salbe auf die Füße gießt und deswegen von Judas gescholten wird. Dann sagt jener sein Leiden und Sterben voraus; Maria erhebt sich und macht dem Engel Gabriel Vorwürfe, warum ihr Sohn,

nachdem er ihr einst in fröhlicher Botschaft angekündigt worden, sie jetzt mit solchem Schmerz erfüllen müsse. Drauf wendet sie sich sehr naiv an diesen und spricht:

> Gedenk, Herr und Sun an das
> Was du vorgebeten hast:
> Vater und Mutter zu ehren
> Und ihr Lob stets zu mehren.
> Ich ermahne dich an dein Gebot,
> So du leiden willt den Tod
> So kehr' dein Sterben in ein andre Weis',
> Denn an dem hohen Galgen, das Kreuz.

Der Erlöser antwortet, daß er von ihr nur die Menschheit habe, aber von ewig die Gottheit, drum sei er dem himmlischen Vater verpflichtet, sein Gebot auszurichten und die Menschheit mit ihm zu versöhnen. Das kann und mag nicht anders sein. Nun werden wir in das Synedrium versetzt, Judas erbietet sich, seinen Meister zu verraten und erhält dafür die bedungene Summe. Auf dem Rückweg begegnet ihm Maria und frägt ihn, ob es recht sei, daß man beschlossen habe, ihren Sohn in den Tod zu bringen. Jener leugnet es, nun empfiehlt sie ihm in rührender Weise den Sohn, er gelobt, ihn treulich zu bewahren. Solche feine Züge begegnen uns öfter unter aller Roheit. Christus verfügt sich zum letzten Abendmahle, auf dem Wege tritt ihm Maria entgegen, voll Traurigkeit fleht sie ihn an:

> O Sun, mag ich's um dich erwerben
> So laß mich erstlichen vor dir sterben.

Christus tröstet seine Mutter, sie geht betend ab. Folgt dann die Szene auf dem Oelberg, die Gefangennehmung Christi, sein Verhör bei Annas, wobei ihn Pe-

trus verleugnet, dann stürzt Judas, als er sieht, welchen unglücklichen Ausgang die Sache nehmen wird, verzweifelnd ab. Den Schluß macht der Präkursor, der die Versammelten zur Fortsetzung des Spieles am Charfreitag einladet.

Am Charfreitag begann der eigentliche Passion, den wieder der Präkursor mit einer Anrede einleitet, welche den Inhalt desselben kurz angibt. Nun tritt der Prophet David auf und weißt darauf hin, daß jetzt seine Prophezeihungen erfüllt werden. Christus wird zu Kaiphas geschleppt, welcher die Zeugen wider ihn vernimmt und dann vor Pilatus, um hier das letzte Urteil zu empfangen. Dieser schickt ihn zu Herodes, wo er im Königsmantel verhöhnt wird. Von da kehrt der Zug zu Pilatus zurück, wir sehen die Geißelung und Krönung, wobei die Propheten David und Jeremias als Zeugen des alten Bundes auftreten. Mittlerweile naht Judas wieder, wirft den Priestern das Geld für das unschuldige Blut hin, wird aber von ihnen verspottet. Der Satan flüstert ihm ins Ohr:

> Judas, willt du dich erhenken
> Nimm hin, den Strick will ich dir schenken
> Den knüpf an den Hals gar vest
> Und häng dich bald, das ist das best.
>
> Du hast so schwerlich gesündt wider Gott
> Dir ist nu nicht besser, denn der Tod.
> Du wirst auch in der Hell ein werter Gast
> Da ist dir schon bereit ein Palast.

Jesus wird von Pilatus den Juden übergeben; er nimmt das Kreuz auf die Schulter und trägt es, beweint von den „heidnischen Frawen" zur Schädelstätte.

Dort angelangt, setzt er sich neben das Kreuz, während Jesaias zu dem Volke spricht und auf das 53. Kapitel seiner Prophezeihungen hingedeutet, wo von dem Lamme die Rede ist, welches zur Schlachtbank geführt wird. Nun folgen die verschiedenen Szenen der Kreuzigung nach dem Texte der Bibel; wenn den rechten Schächer ein Engel tröstet, dem linken ein Teufel in's Ohr flüstert, daß er seinem bußfertigen Gesellen nicht glauben solle, dieser wolle ihm nur die Vernunft rauben, so fühlt man sich unmittelbar an manche altdeutsche Gemälde erinnert, wo der gute und der böse Geist leibhaftig dargestellt sind. Die Krieger des Pilatus gemahnen vollständig an die Lanzknechte, so ist auch hier die Vergangenheit in die unmittelbare Gegenwart übersetzt, was wohl jedes Volk tut, dessen gesunde Kraft noch nicht von dem Alexandrinismus gelehrter Reflexion überwuchert ist. Die Klage des Johannes und der Maria unter dem Kreuze schließt sich vollständig an die bereits veröffentlichten berühmten „Marienklagen" an und ist nur eine Variante derselben. Vielleicht ist die alte „Marienklage" der Kern, um welchen nach und nach die andern Teile des Passion anschlossen, sie weist in den verschiedenen bis jetzt veröffentlichten Stücken mit der größten Uebereinstimmung auf einen Urtext zurück. Die „sieben Worte" singt Christus am Kreuze in lateinischer Sprache, dann wiederholt er sie in gewöhnlicher Rede auf deutsch. Nachdem er verschieden, erbittet Josef Arimathias von Pilatus den Leichnam, nimmt ihn vom Kreuze ab und legt ihn unter Beihilfe des Nikodemus in das Felsengrab. Dann kommt ein Bote des Synedriums von Damaskus und macht die

Juden aufmerksam, daß Christus sich vermessen habe, nach drei Tagen mit eigener Kraft aus dem Grabe zu ersteigen. Sie sollten daher zu Pilatus gehen und von diesem eine Wache erbitten. Nun tritt wieder der Präkursor auf und erinnert in einem kurzen Rückblick an das Geschehene:

Ein jeder Mensch das in sein Herz faß
Billig sollen ihm die Augen werden naß.

Am hl. Ostertag wurde zum Schluß die dritte Abteilung des Dramas aufgeführt, welche der Präkursor in ganz ähnlicher Weise wie die erste und zweite mit einer Rede einleitete. Die Juden, beunruhigt durch die Nachricht aus Damaskus, halten Rat und fordern schließlich von Pilatus eine Wache; dieser läßt ihnen die Auswahl unter seinen Rittern und Soldaten. Kaiphas gibt ihnen Geld, doch ist viel schlechte und falsche Münze darunter, worüber dann Streit entsteht, eine Szene, die im Sterzinger Passion fast mit den gleichen Worten bei dem Verrate des Judas verwendet wurde. Schließlich gehen die Soldaten singend an das Grab und renommieren hier noch mit plumpen Reden, bis jeder seinen Platz eingenommen. Dann erscheint der „Angelus percutiens“ und singt

Recedite recedite infideles!
Schweigt ihr Ritter und laßt eur Schallen sein
Süß schlaft Jesus, der Herre mein
Der vom Tod auffstehn soll
Laßt ihn schlafen, bis er gerastet wohl.

Die Ritter springen erschrocken auf, wenden sich aber dann zur Weinflasche und schlafen endlich ein. Das Stück hat von jetzt ab einen fast opernhaften

Charakter, der lateinische Kirchengesang beherrscht das Gespräch und verleiht dem Ganzen Schwung und Feierlichkeit. Die Wirkung muß jedenfalls groß gewesen sein.

Nachdem Christus das Höllentor gesprengt, erfolgt eine lange Unterredung mit den Altvätern, während des Chorgesanges: Te nostra vocabant suspiria führt er sie heraus und übergibt sie einem Engel der sie zum Paradies geleitet. Vor dem Tore desselben stehen Elias, Enoch und der rechte Schächer, auch sie schließen sich dem Zuge an, dem sich alsbald der Himmel öffnet. Die sich unmittelbar anschließenden Szenen mit den Marien am Grabe, Thomas, Petrus und Johannes, welche auch hier laufend ankommen, stimmen fast ganz mit denen in bereits veröffentlichten Passionsspielen, sind jedoch minder roh. Schließlich erwachen die Ritter und gehen, nachdem sie das Grab leer gefunden, unter gegenseitigen Anschuldigungen sich prügelnd ab. Den Schluß bildet eine komische Szene: Luzifer schilt die Teufel aus, daß sie Christus und den Altvätern nicht den Weg verlegt und sie unbeschädigt aus der Hölle gelassen. Um diese wieder zu füllen, steigen sie auf die Oberwelt zu neuem Fange. Da bringt der eine einen Müller, der andere eine Hexe auf dem Rücken dahergeschleppt, keiner kehrt ohne Beute zurück, an derben Späßen fehlt es auch nicht, so daß es den Teufeln des Mittelalters in der Hölle gar nicht so schlecht gegangen sein kann. Die Verteidigung der Hölle durch die Teufel ist sehr possierlich auf einem Gemälde der Brüder Rosenthaler, welche sich im 15. Jahrhundert eines berühmten Namens erfreuten, im

Kreuzgange der Franziskanerkirche zu Schwaz dargestellt. Gar drollig ist ein Teufel, welcher das Vergebliche jedes Widerstandes einsehend mit der einen Hand die Waffen wegwirft, mit der andern sich dicke Tränen aus den Augen wischt. Man tut überhaupt gut, wenn man bei diesen Passionsspielen immer auch die Schöpfungen der gleichzeitigen Künstler des Mittelalters in das Auge faßt: eines erläutert das andere.

Den Schluß macht der Präkursor nach seiner kurzen Predigt.

Darum lat von Sünden und Schanden
Und singt frölich: Christ ist erstanden.

Das Stück ist in Bezug auf Sprache ziemlich roh und formlos, von einem höheren Schwunge, wie er doch durch den Gegenstand geboten scheint, merkt man kaum eine Spur, wo wäre aber ein deutsches Passionsspiel zu treffen, welches einer auch nur bescheidenen Anforderung entspricht! Der Brixner Passion zeichnet sich von den bis jetzt gedruckten vorteilhaft durch eine größere Bedeutung in der Komposition der Szenen aus und vermeidet ziemlich sorgfältig jene Zoten und gemeinen Witze, welche andere Werke dieser Art verunstalten. Das Mitgeteilte genügt für den Freund der Literatur vollkommen, um dem Werke unter ähnlichen die gebührende Stelle anzuweisen, einen Abdruck des Ganzen halte ich für überflüssig, obwohl jetzt Liebhaber des Altertumes jede staubige Scharteke der Presse übergeben.

Was die Szenerie unseres Stückes betrifft, so war sie höchst einfach: Der Präkursor führte die Personen auf die Bühne; jede hatte ihren bestimmten Platz, wo sie sich niedersetzte und trat, wie die Reihe an sie kam, vor.

Man erinnert sich dabei an die alte Bühne der Engländer und Spanier, über welche freilich die Gestalten anderer Dichter schritten, als die waren, welche für deutsche Bürger und Bauern reimten.

Ein Weihnachtslied aus Tirol

Seit der Veröffentlichung des interessanten Buches von Professor Weinhold über Weihnachtsspiele und Lieder sind darauf bezügliche Beiträge aus den verschiedensten Gegenden der Monarchie erschienen, welche beweisen, daß die Teilnahme für Volksdichtung überall rege zu werden beginnt. In Tirol, wie zu erwarten stand, war dieser Zweig der Poesie reichlich vertreten, die Weihnachtslieder sind jedoch überall außer Gebrauch gekommen, so daß man nur noch bei alten Männern, insbesondere bei Chorregenten, etwas darüber erfahren kann. Bisweilen haben sie sich auf die Gasse als letzten Zufluchtsort verloren. So lebt in der Nähe von Hall ein altes Bettelweib, welches in den heiligen Zeiten vor den Häusern einige Strophen eines Weihnachtsliedes absingt, um dafür eine Gabe zu erhalten. Leider hat sie die letzte Hälfte des Gedichtes völlig vergessen. Von einem andern aus der Kitzbühler Gegend erfragte ich, daß es in den Händen eines Unteroffiziers beim Regiment Kaiserjäger sich befinde, der es wegen des drolligen Inhaltes hie und da seinen Kameraden vorlese. Der Grund, warum diese Lieder bei uns verdrängt wurden, ist meistens derselbe, welcher

die Abschaffung des Passionsspieles veranlaßte. Man hatte sich aus der urväterlichen Naivetät der Anschauung hinausgelebt und glaubte das Heilige werde durch Darstellungen, in welche sich profaner Scherz wenn auch gutmütiger Art mische, entweiht. Eifert man doch schon hie und da gegen die Krippen, welche vielleicht mancher zu den liebsten Jugenderinnerungen zählt, als wären sie etwas Kindisches und der Würde der Sache nicht angemessen. Das Weihnachtslied, welches ich hier mitteilen will, wurde vor 50 Jahren zu Absam in der Christnacht gesungen. Aufgezeichnet hat es ein Schmiedmeister, welcher damals Chorknabe war. Schlag zwölf schmetterten Trompeten und Pauken, dann erklang der Engelsgruß „Gloria in excelsis Deo" und darauf wurde zu allgemeiner Freude der Jugend dieses Lied angestimmt. Es mochte davon gelten, was Weinhold von andern Liedern dieses Schlages in seinem schönen Werke sagt: „Die volkstümliche Haltung, der gutmütige Scherz, welche darin herrschen, tun, wie alle Vorurteilsfreien wissen, der Andacht des Volkes keinen Eintrag; sie wird hierdurch mehr angeregt, als durch nüchterne dogmatische Betrachtungen und heillose Polemik. — Auf blasierte Menschen und kalten Verstand wird solche Andacht freilich keinen andern Eindruck machen, als den der Lächerlichkeit, allein es gibt noch genug deutsche Herzen, die dafür empfänglich sind." Die Entschuldigung für den Abdruck des Weihnachtsliedes aus Tirol — wenn es überhaupt einer solchen bedürfen sollte — möge der Leser darin suchen, daß bisher aus diesem Lande nur ein einziges solches Gedicht bekannt war. Dem Literarhistoriker füge ich noch

einige Notizen bei, die zwar, streng genommen, nicht unmittelbar hierher gehören, aber von ihm vielleicht als Material bei seinem größeren Bau benützt werden können.

Das Sternsingen, von dem ich bei einer andern Gelegenheit berichtete, hat in der Gegend von Reutte, wo es noch vor 25 Jahren üblich war, fast ganz aufgehört, dagegen ziehen bei Kitzbühel noch vermummte Knaben als heilige 3 Könige herum; dramatische Aufführungen wurden auch bei Matrei und Steinach in früherer Zeit zu Dreikönigen veranstaltet. Es treten dabei die Magier auf, ihnen gegenüber Mahomet, den Götzenpriester mit allerlei stinkenden Sachen beräucherten; das Ganze stellte den Sieg des Christentums über das Heidentum dar. Den Schluß machte eine komische Szene. Es traten die „Betteleute" auf und wie beim sogenannten Geistheidigen zu Absam wurde auch hier alles was während des Jahres Lächerliches in der Gemeinde geschehen war, in Knittelreimen durchgehechelt. Diese Szenen mit den „Betteleuten" müssen sehr beliebt gewesen sein, denn man hängte sie auch den Niklausspielen an. Ueber den Text des Dreikönigsspieles konnte ich leider nichts Näheres mehr erfahren. — Manches Altertümliche hat sich im Sarntal erhalten. An den Donnerstagen der Adventzeit, ausgenommen den letzten vor Weihnachten gingen die auch in andere Gegenden bekannten „Klöpper" um, meistens die Ehhalten von Bauern der Gemeinde. Sie zogen vermummt von Haus zu Haus, brachten dort ihren Spruch vor, dann entwickelte sich zwischen ihnen und einem der Anwesenden ein kurzes Gefecht in Stachelversen, wel-

ches die Vorfälle des Jahres zum Gegenstand hatte; war dieses vorüber, so erhielten die Klöpper Speck, Obst und andere Gaben und nach einer gereimten Danksagung zogen sie sodann ab. In ihrem Geleite befand sich mit Strohwischen umhüllt, der „Zusselmann", dessen Aufgabe war, alle Zudringlichen fern zu halten. War der Umgang vollendet, so gingen sie nachts in ein Bauernhaus, dort die geschenkten Gaben zu verzehren. Bei ihrem Eintritte mußten allsogleich die Spinnräder entfernt werden, bisweilen zertraten sie dieselben zu vielen Stücken. Alte Bauern hielten diesen Umzug für segenbringend und würden es für ein großes Unheil betrachtet haben, wenn die Klöppler nicht zugesprochen hätten. Die mythologischen Bezüge liegen hier so nahe, daß ich nicht erst darauf hinzudeuten brauche. Doch nun möge unser Lied folgen:

Weihnachtslied aus Absam

Bartl. Holla Hiesl, Hansl, Michl
Steat nur auf und schaugs hinaus,

Hansl. O du grober, loser Schliffl
Schreist, es ist a rechter Graus.

Michl. Hiesl sag, was will der Bartl,
Daß er so entsetzlich schreit?

Hiesl. I woaß nit, er steat im Gartl,
I glab woll, er sei nit gscheid.

Chor. Ei losst diesem Narren zue
Steats nur auf, er gibt koan Rue.

Hansl. Söcht die Engl aus dem Himml
Hocken auf dem dürren Baum
Ja, der Bartl ist koa Limml
Daner schreit schon übern Zaun;
Gloria in excelsis deo
Et pax sit hominibus!
Losst, es gibt den scheanst'n Echo
Dös G'schroa macht uns koan Verdruß.

Chor. Buebn bleibt nur alle still,
Bartl gea frag was er will.

Bartl. Sei willkumm, mei liaber Engl,
Schrei nur laut, i hear gar schlecht
O du loser grober Bengl,
Bieg die Knie und buck' di recht
Er sagt: Was mier längst verloren,
Bringt er heut uns Menschen all
Der Messias sei geboren
Z' Betlehem in einem Stall.

Chor. O daß Gott! Wenn dös war so,
Warn mier wol von Herzen froh.

Michl. Kömmts und lafts nur, meini Buebn,
Rennts und springts nur alle drei,
Bringts dem Engel Kas und Ruebn,
Daß er sagt, mier kommen glei.

Butter, Krapfn, Milch und Kiechl,
Hun i fuern Engl gricht,
Sigst i hun a Mehl in Tüechl
Und a Salz, sunst hun i nicht.

Chor. Weil mier nu sen all beisamm
Gean mier halt in Gottes Nam.

Hiesl. Do ist iatz der Stall zugögen
Wo der Herr geboren ist,
Ach, a Stoan möcht si bewögen
Wenn er um dia Sach'n wißt.
Söcht das Kindlein und die Muetter
Wie sie bei der Krippe weint,
Ochs und Oesl bei dem Fuetter
Von dem hellen Glanz bescheint.

Chor. Fallt vor diesem Kind zur Erd
Göbts a Gschenk, dös ist 's ja wert.

Michl. Joseph, da hast du a Gwandel
Für das Kindlein in der Kripp
Und a Pfeifl in sein Handl
Hat's a Freud so lang es ligt.
Bist etwa in andre Sachen
Ganz vertieft bei deiner Tür
Und wenn 's Kindl nit will schlafen,
Pfeif ihm grad a Gsatzl für.

Chor. Dös macht deinem Kind koan Schrick
Es schweigt still im Augenblick.

B a r t l. Da san a no andri Gaben
Die mier heunt mit uns gebracht,
Dier o Heiland Dank zu sagen
Lampeln, die mier just geschlacht.
Gib uns a amal zu gnießen
Deine süeßen Himmelsfrücht
Wenn mier amal kommen müeßen
Für dein fürchterliches Gericht.

C h o r. Dort o mein Gott uns verschon
Denk, was mier dier da getan.

Haug von Montfort

Die Nachblüten des minniglichen Lieder-Frühlings unter den großen Hohenstaufen bietet uns Tirol, wo auf den Ritterburgen das letzte Echo von Singen und Sagen verhallte. Daran schließt sich das nachbarliche Vorarlberg; beide Länder sind durch Natur und Geschichte innig verbunden. Der deutsche Adel hatte Artus und Iwein, Garel, Parcival, Tristan und Isolde längst vergessen, während die Hallen unserer Schlösser sich mit Gemälden aus diesen Aventiuren schmückten, Oswalt von Wolkenstein von seiner Geliebten, wie Günther, an den Nagel gehängt und der Nibelungen Lied auf Annaberg im romanischen Vinstgau gelesen wurde. Welche Ausbeute wartet da noch auf einen Kulturhistoriker!

Diesmal wollen wir uns mit Hugo von Montfort beschäftigen. Den Anlaß verdanken wir dem Werke von J. E. Wackernell, welcher die einzige Lieder-Handschrift desselben in der Heidelberger Bibliothek herausgab und mit einer Reihe gediegener Abhandlungen begleitete, die weite Perspektiven auf die ganze Zeit eröffnen.

Bregenz lehnt sich an einen waldigen Berg, dessen

Gipfel die verfallene Ruine einer Burg krönt, mit der prachtvollen Fernsicht über den ganzen Bodensee, bis Constanz und ins Höhgau. Das war der Adlerhorst der mächtigen Grafen von Montfort, dort wurde Haug 1357 geboren, dort verlebte er seine Jugend, wahrscheinlich unter der Zucht eines Burgpfaffen, der ihn nicht bloß im Lesen und Schreiben unterrichtete, sondern auch im Latein. Hugo las die Bibel, er rühmte sich seiner theologischen Kenntnisse, war aber auch mit dem ganzen Sagenkreise des Mittelalters vertraut und holte sich hier die ritterliche Schellenkappe. Für einen Novellisten wäre es ein köstlicher Gegenstand: Haug leidet bereits mit vierzehn Jahren auf „Sehnenberg" Liebesschmerzen und endlich macht er sich auf, „siner Frowe ein Geständnis abzulegen." „Ich wollt da gern schowen, wie mir meine Red glücken wollt." Aber da kam er schön an: „Die Röth mir unter die Augen schoß." Daran erkannte jedoch die Dame „fein" seinen Ernst und trug ihm auf, sich durch ritterliche Taten hervorzutun. Er zog nun mit ihrem Segen in die Welt; wohin und was er vollbracht, wissen wir nicht, doch mag man immerhin an Liechtenstein und Don Quixote denken. Dem Treiben machte bald die Ehe ein Ende.

Er trat im sechzehnten Jahre mit Margaretha, der Witwe des Grafen Johann von Cilli vor den Traualtar; ihre Mutter hatte bereits sein Vater geheiratet und durch diese doppelte Verschwägerung erwarben die Montfort das reiche Erbe der Pfannberg in Steiermark.

Das Herz hatte diese Verbindung nicht geschlossen, er war leichtsinnig und buhlte um die Gunst anderer

„Frauen und Töchterlein". Die Sprache der Liebe war dort etwas eigentümlich. Er singt:

> „Gott grüß dein lieben Augen,
> Dein Mund und auch dein Hirn!
> Ich sag' es ohne Leugnen,
> Du bist in meinem Herzen eine sehnlich liebe Dirn."

Dieses Liebesverhältnis scheint durch den Kreuzzug ins Preußenland gelöst worden zu sein. Da war noch mitten in Europa eine heidnische Oase übrig und es gehörte zum Sport der Ritter, sich dort durch Rauben, Brennen und Morden wohlfeile Vergebung der Sünden zu holen. Auch Herzog Albrecht von Oesterreich unternahm im Jahre 1377 einen Zug gegen jene halbwilden Völker ohne Wehr und Waffen. Auf dem ganzen Wege wurde bei Posaunen- und Pfeifenschall getafelt und wohlgelebt, endlich ging es an das Schlachten, zum Schluß erhielten adelige Jünglinge den Ritterschlag. Da erbarmte sich der Himmel jener armen Heiden, er öffnete seine Schleusen und die edlen Ritter wären bald im Sumpf erstickt. Diesen Kreuzzug besang Suchenwirt, er sagt: „Da reitet Graf Haug von Montfort, dem Treu noch Ehren nie gebrach."

Als jedoch Graf Wilhelm, der Vater Haugs, im Jahre 1378 starb, ging dieser in sich und trat aus den Flegeljahren als ein ernster Mann. Die österreichischen Herzoge, stets bedacht auf die Vergrößerung ihrer Hausmacht, streckten die Hand über die Alpen nach Treviso, das sich ihrem Schutz gegen die Carrara von Padua ergab. Als die Stadt bedrängt wurde, sendete Herzog Leopold der Biderbe Haug mit einer Ritterschar dahin, der ihr mehrmals Luft machte. Endlich schloß jedoch Leopold,

dem es schwierig wurde, diesen Besitz zu behaupten, mit Carrrara Friede, die treue Stadt überließ er ihrem Todfeinde. Zwei Jahre später siegten die Schweizer bei Sempach. An dieser Schlacht nahm wohl auch Haug teil, obschon er nichts davon erzählt. Allein der Ernst des Lebens vertiefte auch seine Weltanschauung; dem Sinn der Zeit gemäß wendet er sich zu der „Mutter maget hehr und ihrem Sohn, der den harten Tod willig erlitten hat". Er ruft aus: „Ich fahre auf einem bittern Meer, die Wellen haben mir mit hartem Sturmwind das Schiff der Unschuld zertrümmert, das mögen wohl die Sünden sein. Nur Reue und Buße verleihen noch einen festen Anker, doch ist der Glaube ohne die Werke nur halber Sinn." Er wendet sich vom verbotenen Minnedienst ab und seiner edlen Gattin zu, deren unwandelbare Treue gewiß großen Anteil an seiner Bekehrung hat. An sie, die traute Kaiserin, richtet er nun ein inniges Lied: „Frau, du bist mein blühender Hag, entsprossen in meinem Herzen!" Mit Recht sagt Weinhold: „Es ist gedichtet in der Erregung eines Herzens, das sich mancher Schuld bewußt ist, und im Frühlingshauche erwachender echter Liebe."

Sie starb im Jahre 1391. Er versank in düstere Schwermut, welche alle Tätigkeit lähmte, gern wär' er im Wald geblieben, um in der Wildnis von der Welt, deren Lust doch nur ein Ach! ist, frei zu sein. Aber seine gesunde Natur und die Bedrängnis der Zeit rief ihn wieder auf das Feld der Tat, wir sehen ihn in hoher Stellung am Hofe Leopolds, mit Kraft verwaltet er seine Güter; er tritt mit den Nachbarn in Verkehr und lernt auf Toggenburg die junge holde Gräfin Clementia

kennen. Aus dem Herzen des Sängers sproßt ein neuer Liebesfrühling:

„Ihr Mündlein röter als Blumenschein
 Ist lieblich anzusehen,
Ihr' Zähnlein weiß und dabei fein,
 Die sieht heraus man brechen.

Ihre Brauen braun bei Augen klar
 Mit hellen lieben Blicken;
Diese Blumen nehm' ich wahr,
 Die können 's Herz bestricken.

Ihr Haar ist gelb von Blumenschein,
 Blau steht in ihrem Herzen,
Frisch ist sie wie der Klee und fein,
 Das kann wohl wenden Schmerzen."

Er führt sie 1395 als Braut heim; was er dann weiter schildert, mag ein Makart malen, wir dürfen es nicht verraten, denn die Ohren der Deutschen sind keuscher als ihre — Augen. Auch die Zeichnungen von zwei Initialen der Handschrift passen hierher: in einem sitzt eine jugendlich zarte Frau, grün gekleidet, auf den grünen Kranz niederlächelnd, den sie in der Hand hält; in dem andern hat sie den Kranz auf das Haupt gedrückt. Ist das nicht fein und sinnig? Ihr widmet er seine schönsten Lieder; einige auch in Briefform; wenn er durch Wald und Feld reitet, sei es nun warm oder kalt: sie begleitet ihn wachend und schlafend. Die Melodien komponiert ihm der Knappe Mangolt.

Nicht bloß in Hugos Natur, sondern in der ganzen Epoche herrscht ein kühler didaktischer Zug; man hat auf Erden so schlecht und roh gewirtschaftet, daß man gar sehr der Gnade des Himmels bedarf, um die schwere

Rechnung zu tilgen. Ernste Menschen mußte auch der gründliche Verfall der Kirche dafür stimmen, welchem das Konzil von Basel vergebens zu steuern strebte. So predigte Haug wieder in seinen „Reden" Weisheit, Tugend, Buße — ob mit Erfolg? Es scheint die düstere Vorahnung auf ihm gelastet zu haben, daß sein eheliches Glück nicht lange dauern werde. Bereits 1401 ging ihm die heißgeliebte „Ment" im Tode voraus.

Ein Gedicht erinnert fast an Holbein:

„Ich ging eins morgens früh am Tag
In ein Häuschen, darin lag
Viel Gebein von den Toten,
Die zarten Mänd' die roten
Die waren gar verblichen,
Die stolzen Leiber gestrichen,
Die waren gar vergangen
Die röselichten Wangen,
Die waren gar dahin.
Ich gedacht in meinem Sinn:
O weh, Jammer und Not
Wie entschöpfet uns der Tod!
In den Gedanken ich entschlief.
Ein Haupt mir feindlich rief:
„Wolauf und wach und geh' zu mir
Klägliche Mähr', die sag' ich dir."

Der Totenschädel einer schönen Frau beichtet ihm nun die Sünden, welche sie in die Hölle geführt: ich war ein „Wankelweib!" und sendet ihn als Boten an alle stolzen Weiber.

Nun erhebt sich der Kopf eines großen Herrn:

„Um Gut da war mir Niemand z'lieb
Die Loik trieb ich als ein Dieb!"

Dante nennt den Teufel einen loico!

Nun kommen eine tugendhafte Frau und ein gerechter Richter zum Sprechen; bei Sonnenaufgang kehren Beide in den Himmel zurück.

Ein anderesmal geht er, in sich selbst verloren, spazieren; vor einem Wald sieht er eine Veste, perlenweiß mit einem roten Rubin-Dach, liebliche Musik tönte in den Hallen. Er pochte ans Tor und bat um Einlaß, der Wart wies ihn zurück.

„Er sprach: „Und kannst du lesen,
Sieh' oben an das Tor,
Es mag schwer anders wesen,
Du bleibest auch davor.“ —
Das Tor war wohl beschlagen
Mit rotem Gold dem feinen,
Mit Buchstaben durchgraben,
Karfunkel sah ich gar löblich scheinen.“

Wir sind am Tore des Paradieses, die Inschriften besagen, wer nicht hineingehört, und was den Sündern gebührt. Drastisch sind folgende Stellen:

„Eh'brecher bei seligen Weibern
Die wollt' man zu Säuen legen,
Das mußten sie da leiden —
Am Morgen Früh mit einem Scheit aufheben.
Den Wuchrern Kröten braten
(Die mußten sie da essen)
Und dazu eine Natter,
Weil sie haben Gott's vergessen.“

Genug an diesen Proben. So treu er das Andenken Clementias im Herzen trug, veranlaßte ihn doch die Rücksicht auf Land und Leute zu einer dritten Ehe. Er heiratete Anna von Neuhaus, die Witwe des letzten Stadeckers in Steiermark, und gleichzeitig mit ihm sein

Sohn Ulrich ihre Tochter Gutta, also wieder eine Doppelehe zur Sicherung eines reichen Erbes. Haug mußte sich fest auf die Füße stellen, um den Ansturm der Feinde im Westen und Osten zurückzuwerfen. Dort brachen die Schweizer ein und belagerten sein Schloß Neuburg bei Götzes, wiegelten die Bauern auf und bedrohten die Stadt Bregenz, welche Haug's Vetter Wilhelm mit den Bürgern mannhaft verteidigte. Endlich sammelte sich der Adel und schlug am 8. Januar 1408 die Appenzeller nach schwerem Kampfe in die Flucht.

Im Osten focht Haug an der Spitze der österreichischen Ritter gegen das Slavengesindel Sokols, welches die Gegenden nördlich und südlich der Donau auf das grausamste verheerte. Als diese Gefahr abgewendet war, kehrte er nach Vorarlberg zurück, wo er von jetzt an — kleine Fehden abgerechnet — der Verwaltung seiner Güter Zeit und Kraft widmete. Er starb am 4. April 1423 und wurde in der Kirche der Minoriten zu Bruck an der Mur begraben.

Das sind die kurzen Umrisse eines reichen Lebens, welches wie das Oswalts von Wolkenstein abhängig war von der Heimat in den Alpen. Wackernell sagt mit Recht: „Es ist kein Zufall, daß gerade hier die letzten ritterlichen Sänger auftraten; noch weniger Zufall, daß Kaiser Max nach Tirol sandte, die alten Ritter-Epen aufzuschreiben und daß der „letzte Ritter" selbst mit so großer Vorliebe in Tirol sich aufgehalten habe; hier lag eben, wie sich Professor W. Scherer einmal ausdrückte, „die letzte Hochburg der Aristokratie".

Die Gedichte Montforts?

Das subjektive Element schlägt überall vor: „Ich

han es darnach gemachen, als mir do war zu Mut; denn was das Herz begehrt, tut der Mund gerne sagen." Darum weht uns auch manchmal der frische Hauch unmittelbarer Empfindung entgegen; der Inhalt seiner religiösen Erwägungen liegt dem Bewußtsein unserer Zeit zu ferne und würde unsere Aufmerksamkeit nur dann erregen, wenn er es verstanden hätte, ihn plastisch zu gestalten. Ansätzen dazu begegnen wir allerdings, so in dem Gespräche mit Parcival oder der erwähnten Vision der Totenköpfe. Das politische Leben gab ihm keine Ideen. Mit den leuchtenden Gestalten der Hohenstaufen war der Riesenkampf zwischen Kirche und Reich erloschen. Die Habsburger fühlten kein Bedürfnis, sich durch das Heraufbeschwören von Prinzipien stören zu lassen, welche sie zur katholischen Kirche in Gegensatz gebracht hätten.

Andererseits war aber die Zeit doch wieder interessant. Von allen Seiten begann es zu branden, aus den Burgen des mittelalterlichen Feudalismus brach Stein um Stein; Hugo selbst konnte erfahren, wie schwer die Hellebarden der Schweizer trafen, der stolze Pfauenschweif eines österreichischen Herzogs sank vor der Hahnenfeder eines Hirten in den Staub. Allgewaltig regten sich die Keime des neuen Geistes, an den abgestorbenen Baum setzten sich neue Knospen an und schon zwitscherten die Schwalben eines jungen Frühlings, nachdem die Nachtigallen des Minnegesanges verstummt waren. Am naivsten, am entschiedensten zeigt das freilich Oswalt von Wolkenstein, aber auch Haug von Montfort trägt diesen Charakter des Ringens.

Auch bei ihm leuchtet uns aus den geschmolzenen

Schlacken hie und da der frohe Silberblick echter Poesie entgegen.

Den absoluten Wert seiner Gedichte darf man nicht hoch veranschlagen. Heute zeigt er uns das greise Gesicht eines Epigonen. Er ahmt die Strophe Titurels nach, begeistert sich für Parcival und drückt sich nach der Schablone der Minnesänger aus, aber unbeholfen und schwerfällig, ohne inneres Verständnis des kunstvollen Baues ihrer Strophen. Er beweist eben nur die Richtigkeit des Gesetzes, wie es für alle Künste gilt: Wenn sich eine Zeit ausgelebt hat, so wirken auch ihre herrlichsten Werke nicht mehr als Muster. Oder hat vielleicht Raphael und Michelangelo die Barbarei des Zopfes abgewendet? Wir könnten unsere Sonde auch in die Gegenwart legen, aber — der Rest ist Schweigen.

Morgen läßt er uns wieder den frischen und schelmischen Brustton des Volksliedes anklingen, wie es Mädchen beim Brunnen sangen oder lustige Gesellen auf der Straße vor sich hinträllerten, so daß Gervinus, der unsern Dichter aus der Handschrift kannte, wohl sagen durfte: „Der Duft der frischen freien Natur liegt über Hugos Dichtungen ausgebreitet". Auch Uhland kannte ihn und verweist auf seine Farben-Symbolik. Haug war sich übrigens seiner Schwächen wohl bewußt und entschuldigt sich damit, „er habe große Sachen zu schaffen". Wenn er stellenweise auf die Alliteration verfiel, so fragt wohl am Ende Mancher: „Hat er zurück- oder vorgegriffen?"

Seine Metrik ist verwildert. Die Gesetze derselben, so wie sie auch bei andern Dichtern dieser Zeit in Uebung waren, hat Wackernell klargestellt und es ist ein

Hauptverdienst von ihm, in diesem Gestrüpp Bahn gebrochen zu haben.

Das Bild jener Epoche ist unklar und verworren. Wackernell verdanken wir es, daß eine hervorragende Gestalt sich deutlich vom Hintergrunde abhebt. Möge zur Ergänzung bald die Geschichte Oswalts von Wolkenstein und die kritische Ausgabe seiner Gedichte folgen; denn wir kennen keinen bedeutenderen Repräsentanten des ausgehenden Mittelalters als den kühnen und tapferen Minnesänger vom Eisak.

Oswalt von Wolkenstein

Die Erörterung der Frage über Walthers Heimat scheint vorderhand zu ruhen und dürfte wohl kaum je entschieden werden. Umso löblicher ist es, wenn sich tirolische Forscher dem unbestrittenen Besitz des Landes zuwenden und diesen nach allen Seiten durch historische Untersuchungen aufhellen. Obschon im dreizehnten Jahrhundert unsere Minnesänger mit anderen Nachtigallen die Stimme erhoben, so tritt Tirol noch selbständiger im vierzehnten auf, wo sich ja auch eine schöne und reiche Blüte der Kunst entfaltete, welche die Säle der Burgen und die Wände der Kapellen mit zahlreichen Temperabildern schmückte. Es genügt, auf die Gemälde zu Runkelstein und den Zyklus aus der Katharinenlegende bei Tiers zu verweisen.

Damals war eine Zeit von Sturm und Drang, das Mittelalter löste sich auf und neue Zustände traten an dessen Stelle; kein Wunder, wenn der Adel, dessen Macht dem Landesherrn unterlag, mit Herz und Seele in die Tage des ungebrochenen Feudalismus zurückgriff, seine Gestalten und Ideen als Bundesgenossen aus der Gruft rief, sich auf die Namen der Ritterepen taufte und eine späte Nachblüte einer gewaltigeren entschwun-

denen Zeit zu erneuern suchte. Jede Restauration ist aber auch Revolution, weil sich auf dem neuen Boden der alte nicht mehr herstellen läßt und sich das Eine mit dem Andern auseinandersetzen muß, sei es auch mit der Schneide des Schwertes.

Es ist daher vollständig verfehlt, wenn Gervinus die Lieder Oswalts von Wolkenstein als den Altweibersommer des Minnegesanges bezeichnet. Geistreich ist nicht immer wahr. Dieser größte Dichter des scheidenden Mittelalters, der noch nicht nach allen Beziehungen richtig gewürdigt ist, bewegte sich freilich vielfältig in den Formen, wie sie ihm überliefert wurden. Der Inhalt durchbricht sie jedoch überall, und zwar gerade durch die Richtung auf das Volksmäßige, wie es in der Strömung der Zeit lag. Das Kosen der Minne wechselt bei ihm mit dem Wutschrei des Kampfes, der leichte Scherz mit dem grimmigen Hohn, den er wie einen vergifteten Bolz dem fliehenden Feind nachschießt. Nur ihn, der Brust an Brust mit dem Habsburger ringt, kann man mit dem stolzen Troubadour der Provence vergleichen, auch in bezug auf die Stellung im Leben. Er gehört auch politisch zu den hervorragendsten Männern jener Tage und es ist daher wichtig, daß seine Züge in das helle Licht kritischer Untersuchung gestellt werden. Sein treffliches Porträt in der Handschrift des Grafen Arthur Wolkenstein zeigt einen Dickkopf von großer Aehnlichkeit mit dem Luthers. Kühn, trotzig, entschlossen, aus dem hellen Auge leuchtet List, aber keine Bosheit. In voller Rüstung stellt ihn ein Basrelief 1408 in Brixen dar. Die Ausgabe seiner Gedichte durch Beda Weber ist ziemlich wertlos: Ignaz Zingerle bereitet eine neue vor; die Biographie, welche

ebenfalls Jener verfaßte, besteht nicht vor der kritischen Sonde, wie denn die Angabe, daß Oswalt zwei Frauen gehabt habe, in Nichts zerfällt; er blieb seiner Margarethe von Schwangau über das Grab hinaus treu, was Moriz Schleifer so schön schilderte. Vorerst gilt es, den Apparat für eine Biographie aus den Urkunden der Archive beizubringen.

Mit dieser mühseligen Arbeit hat Herr Anton Noggler begonnen. Als Grundlagen einer künftigen Geschichte Oswalts kann man seine zwei Abhandlungen betrachten; die eine behandelt den Streit der letzten Starkenberger mit Herzog Friedrich von Oesterreich, und zwar gibt der erste Teil, welcher als Programm des Gymnasiums zu Innsbruck erschien, einen Abriß der Geschichte des Starkenbergschen Hauses, welches sich an Macht und Einfluß fast neben die Landesfürsten stellen durfte. Es handelt sich hier weniger um einen bewußten Gegensatz von Prinzipien, denn diese Zeit hatte kaum noch Ideale, als um den Besitz und da müssen wir es, ohne den Rechtsstandpunkt zu prüfen, als ein Glück betrachten, daß der hochmütige, gierige Adel den Einheitsbestrebungen Friedrichs erlag. Eine höfische Geschichtsschreibung hat ihn als einen großen Volksfürsten in den Vordergrund gestellt, man kann seinen Verdiensten gerecht werden und dabei die Ueberwundenen, auf deren Häupter jedenfalls der Glanz der Poesie fällt, in ein helleres Licht rücken, und das geschieht eben durch die Sprache der authentischen Urkunden. Der Ritter und der Fürst verfolgten das gleiche Ziel: Die Größe und Macht ihres Hauses; höhere staatsmännische Gesichtspunkte darf man weder bei dem einen noch bei dem andern voraussetzen. Die

Starkenberger und die Eppaner gäben Stoff zu Tragödien mit viel weiterer Perspektive, als etwa Götz von Berlichingen; die Deutschen haben jedoch hier kein rechtes Geschick. Die zweite Abhandlung: „Der Wolkenstein-Hauensteinische Erbschaftsstreit und dessen Austragung unter Oswalt von Wolkenstein“, wurde auf Kosten des Ferdinandeums gedruckt. Er führt uns die rohen Zustände des Faustrechtes gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts vor Augen und hat auf das Schicksal unseres Minnesängers entscheidenden Einfluß genommen. Roh und gewaltsam mißachteten die Wolkensteiner jeden Anspruch der Jäger auf die Veste Hauenstein, deren Trümmer noch mitten aus den Tannen unterhalb des Schlern emporragen. Die Ehe mit Sabina Jäger sollte den Streit begleichen. Sie war bereits mit achtzehn Jahren ohne Rückhalt seine Geliebte; die Leidenschaft loderte mit der vollen Glut des Südens; er schildert ihre goldenen Locken und die braunen Augen gleich schimmernden Rubinen in der Julisonne, die langen schmalen Hände und den kleinen Fuß, mit all den geheimen Reizen ihres gleich flüssigem Silber leuchtenden Leibes — und ihre Launen, welche wechselten wie die Monde im Jahr. Seine Treue verleidete ihr, sie schickte ihn nach Palästina und heiratete indeß einen reichen alten Bürger von Hall, neben dem sie sich der üppigsten Liebe hingab. Oswalt machte den Römerzug Rupprechts mit, heimgekehrt ließ er sich von Sabina ins Garn und in die Gefangenschaft locken. Ihre Liebe war in Haß umgewandelt, wie Brunhild den Günther ließ sie ihn eine Nacht an einem Nagel hängen, daß er vor Schmerzen pfiff wie eine Maus. „Nach langer Haft wurde der Dichter frei und dann ein

zweites Mal von Friedrich von Vellenberg — mit dem er in der Jugend als lustiger Geselle manches Lied gesungen; die Erinnerung daran mag ein milderes Urteil bewirkt haben — in Bande gelegt, bis endlich der unglückliche Streit beglichen war. All diese Stürme klingen in Oswalts Gedichten wieder, die harte Tatsächlichkeit zerbricht oft die Schranken der Kunst und man sollte daher nicht seine Aehnlichkeit mit den Minnesängern, sondern vielmehr den Unterschied betonen. Auf Grundlage des flüchtigen Werkes von Beda Weber hat Hermann Schmid seinen Roman „Fridel und Oswalt" verfaßt; auch Tiroler Dichter suchten seine Schicksale dramatisch zu verwerten; das Schönste, was über ihn gesungen wurde, sind wohl die Verse Hermanns v. Gilm. Sie spielen auf die Sage an, daß man bisweilen im öden Gemäuer der Burg, wo Oswalt am 2. August 1445 als Greis von 78 Jahren starb, leisen Harfenklang höre. Ich gebe sie zum Schluß in der ursprünglichen Form; denn leider sind sie in der Ausgabe von Gilms Gedichten verschnitzelt, wie seine Feile meistens mehr verdarb als besserte.

Hauenstein.

Lockt Dich der Jubel nicht vom alten Schlosse
Vierhundertjähriger Tiroler Skalde?
Dort auf der Weide wiehern wilde Rosse
Und Ernteluſt tönt vom Kastanienwalde.

Willst Du allein in Hauensteins Ruinen
Die Harfe rühren? Darf Dich Niemand hören?
Willst Du Dir einen Epheukranz verdienen
Und harz'ge Tränen pressen aus den Föhren?.

Nicht wollen wir Dein Ritterschwert, das scharfe —
Das Vaterland fleht Dich, das liedentwöhnte —
Oswalt von Wolkenstein um Deine Harfe,
Die liederreich durch diese Berge tönte.

Nimm einen Lorbeerkranz für deinen Orden
Von Aragon: O schweige nicht mehr länger!
Seit jener Zeit ist Alles anders worden,
Wir haben Taten, aber keine Sänger.

Doch mußt Du festgebannt in diesen Räumen
Dich nächtlich um verlor'ne Liebe grämen:
Ich tausch' mit Dir; ich werde nichts versäumen
Und d'rum den Dienst des Wächters übernehmen.

Hippolytus Guarinonius

Das Gebiet der deutschen Literaturgeschichte ist von Berufenen, welche mit Brille und Winkelmaß arbeiten, und Unberufenen, denen die Papierscheere genügt, nach allen Richtungen eingeteilt und dabei mancher Kranz von Zeitungspapier verschenkt worden.

Kreuz und quer führen die Wege zu Denkmalen und Tempeln, wo sich die Hierophanten versammeln und dem Gefeierten das Weihrauchfaß an den Kopf schwingen.

Es gibt aber auf diesem Gebiete manchen Pfad, der von unseren gelehrten Thebanern noch nicht abgegrast ist; ein solcher führte den geistreichen Wilhelm Scherer zum Pater Kochem, dessen „höllischer Gestank" mir bereits als Knaben in die Nase stieg; es gibt ganze Provinzen, wo selbst einheimische „berühmte" Germanisten noch nicht beim 18. Jahrhundert angelangt sind. Sonst bliebe Alois Weißenbach nicht im Dunkel; er wird zwar hie und da in einem Aufsatz erwähnt, aber was nützt das bei den Forschern, denen man mit Vierundzwanzigpfündern in Buchform auf den Leib rücken muß! Das gleiche gilt von Hippolyt Guarinoni, der sich endlich langsam Bahn zu brechen scheint. In den Vierziger Jahren hielt der alte Professor Pfaundler einen Vortrag über ihn,

G. Obrist veröffentlichte dann 1867 einen Aufsatz. Jansen erwähnt ihn in seiner Geschichte der Reformation, auch Erich Schmidt gedachte seiner, und mit Recht bezeichnet ihn Johannes Meißner in seinem trefflichen Buche: „Die englischen Komödianten zur Zeit Shakespeares in Oesterreich" als einen der hervorragendsten und originellsten Schriftsteller unmittelbar vor dem dreißigjährigen Kriege. Er hat jedoch auch diesen überlebt; in einer ungedruckten Handschrift sagt er uns: „Und ob den klugsinnigen Leser ein Gedanke anfechten möchte, wie doch mir selbsten über Achtzigjährigen sei — eben zugegen und in dieser Stunde, als ich dieses zwischen zwölf und ein Uhr in der Nacht gegen das morgige Fest des heiligen Sebastian des 20. Tages Jänner dies Jahr 1652 aus Gnaden Gottes schreibe? — Dem will ich nicht verhalten:

Daß mich gar nit g'lust zu sterben,
Mit Arbeit Nutz z' erwerben!"

Hippolytus Guarinonius zu Hoffberg und Volderthurn, kaiserlicher Rat und Hofmedikus, Comes palatinus, Stadtarzt von Hall und des königlichen Damenstiftes, stammt aus einer alten mailändischen Familie und wurde 1571 zu Trient geboren. Der Name läßt sich fast auf einen longobardischen Warino zurückbeziehen, wie denn auch der Typus unseres Helden entschieden germanisch ist und auch nicht einen romanischen Zug hat.

Trient war damals eine deutsche, jetzt ist es eine italienische Stadt. Zu jener Zeit war das „Trentino" mit seinem Schmerzgeschrei noch nicht erfunden, und Guarinonius, der deutsch fühlte und dachte, war stolz darauf,

ein Deutscher zu sein; er trat überall entschieden für die Ehre und den Ruhm des deutschen Namens ein.

Sein Vater Bartholomäus, dessen Biographie wir in Zedlers Werk finden, ohne daß der größere Sohn erwähnt würde, war Leibarzt des Kaisers Rudolf II. zu Prag, wo er 1616, achtzig Jahre alt, starb. Der junge Hippolytus wurde nach Mailand an den Hof des Cardinals Carolus Borromäus gesendet, dem er einige Jahre als Page diente. Damals war die Kinderzucht rauh, ja brutal; Guarinonius erzählt: „Ich bin von einem Schultropfen mit einer Geisel, so drei lederne, dicke, schneidende Riemen gehabt, nicht ein-, zwei-, zehn- oder zwanzig-, sondern wohl über die fünfzigmal im siebenten und achten Jahre meiner Kindheit dermaßen gegeiselt worden, daß mir tiefe Löcher ins Fleisch hineingehauen und aus meinem Hemd, zerhauenem Fleisch und unterlaufenem Blut ein Zelten (Kuchen) worden und in ander gebacken, daß ich weder gehen noch sitzen können, welche Zeichen und Masen ich noch heut an meinem Leib trage." — Er trat später gegen solche Mißhandlungen der Kinder sehr entschieden auf, obwohl er die Rute nicht verbrannte, wie unsere wehleidigen Pädagogen. Besonders drang er auf anständige Haltung in der Kirche.

Ihr beiden Knaben tret' herfür,
Weil ihr so wol euch z'schwatzen traut,
Richt' euch zum Stuhl dort hinter der Tür,
Empfangt den Lohn von Birkenkraut.

Von Mailand kehrte Guarinonius nach Prag zurück, wo er die öffentlichen Schulen besuchte, jedoch statt der lateinischen Grammatik lieber den Ritterroman Amadis

las, bis ihn der Lehrer ertappte. Seine Meister waren die Jesuiten, denen er stets dankbar blieb.

„Ich bin ihrer Zucht und schäme mich dessen gar nicht, werde mich dessen auch, so lange ich lebe, bei niemand, er sei wer er wolle, weder mit Wort noch mit Werk, noch mit der Feder schämen; ihre Zucht besteht vor Gott und der Welt, trotz dem, der ihr ein Härlein krümmt!"

Sie pflanzten ihm einen tiefen Haß wider den Protestantismus ein; mit Hohn und Spott zieht er im Stile jener Zeit gegen die „Predikauzen und Suppenschlerfendenten" los. Die Art seiner Polemik ist unflätig, grobianisch, wie denn die religiösen Konfessionen in dieser Beziehung sich nichts vorzuwerfen haben. Geben wir eine ungedruckte Probe. Er läßt zwei Prädikanten eine germano-lateinische Franzosen- und Kolbenkur angedeihen und nennt sie dabei predikauzisch, ludersche, lottersche, groß-, lang-, breit- und krummgoschete Wortsknechte.

Luther, Zwingli und Calvin
Sind die gleichen Teufelssöhn',
Was der eine sch . . . t, der andere frißt,
Des Seelenmordens keiner vergißt.

Die theologischen Streithähne krähten damals im Süden und Norden Deutschlands und verunglimpften sich gegenseitig auf das Gröblichste, bis sie mit ihren Zungen den Brand des dreißigjährigen Krieges entfacht hatten, der unser Volk auf Jahrhunderte ins Elend brachte.

Später hielt Guarinoni bei seinen Fahrten den Kindern Christenlehre, um sie vor der Ansteckung durch eingeschmuggelte Ketzerei zu bewahren.

Er wurde jedoch nicht trübsinnig, sondern behielt ein offenes Auge für die Herrlichkeiten der Welt und begeisterte sich für alle Künste, auch für die Bühne.

Eine Stelle ist hierfür wichtig: „Derzeit sind in Deutschland Schau- und Hörspiel zu finden, Komödianten aus den Nieder- und Engelländischen Städten ziehen von einem Orte zum anderen herum und verrichten ihre lächrigen Possen und Zauberspiel ums Geld denen, so es zu sehen und zu hören begehren.“ Ueber Alles gingen ihm jedoch die Theater, welche die „treuherzige, hochverständige, hochgelehrte, tugendreiche, geistliche, gottselige Gesellschaft Jesu mit sondere Gnad und Mitwirkung Gottes vielen tausend frommen Seelen zu Nutz von Anfang erweckt, ins Werk und treffliche Uebung gebracht.“

Nachdem er elf Jahre an den Schulen in Prag gewesen, ging er nach Padua, um dort den Doktorgrad zu holen. Hier interessierte ihn die italienische Komödie, er lernte die italienische Literatur kennen, preist Petrarka und sah auch die Medusa des Atheismus; doch spottet er über jene, „welche unter dem Titel eines Christen das verdammte Heidentum samt der Tyrannei einführen, dergleichen ein gottlos wälscher florentinischer Vogel mit Namen Machiavelli (heißt auf deutsch Schleierbeschmutzer — Machia-velo) getan, das ist ein Gräuel der gräulichen, erzgräulichen Gräueln.“

Hier streifte er aber auch die Sage von Shakespeare's Portia. Mit Recht heben Elze und Meißner hervor, daß der Engländer eine „merkwürdig genaue Bekanntschaft mit dem venezianisch-paduanischen Leben am Ende des 16. Jahrhunderts aufweist.“

Von der zeitgenössischen deutschen Literatur kennt Guarinoni wenig, vielleicht mag er die Protestanten der schlesischen Dichterschule nicht nennen, ihre durchbildeten Werke hätten wohl auch auf seine volksmäßige Sprache kaum Einfluß genommen. Doch wollte er „auf deutsch von den Deutschen verstanden werden." Deswegen las er die Sprichwörter aus dem Munde von Bürgern und Bauern auf; er weiß, daß letztere noch von dem Berner Dietrich erzählen, der jetzt ganz verschollen ist, und führt auch Stoffe an, welche später moderne Dichter bearbeiteten.

So den von Schiller's Handschuh im 28. Kapitel vom schädlichen Liebgrewel der unsinnigen Jugend: „Frevel in der Lieb betreffend ist unter vielen kundbar von jenem Herzogen von Mantua, Galeatio, da er bei einer Brucken ein Mägdelein, die er liebte, angetroffen und mit ihr Kurzweil halber geredet hätte, sprach das heillos Mägdelein zu ihm, wann er sie dermaßen liebe, warum er nit aus Lieb über die Brucken samt ihm das Roß sprengete? Welches da der Fürst kaum erhört hatte, spornte er mit Ernst das Roß und sprang über die Brucken hinab, allda das Roß tot blieben, er aber mit harter Mühe aus dem Wasser geschwummen. Ein dergleichen Geschicht soll vor etlichen Jahren in der Still vorübergangen, doch nachher ihr vielen kundbar worden sein: da ein welscher Edelmann in eine schöne böhmische Jungfrau verliebt war, die sich seiner nicht gar viel achtet, wartet er ihr allenthalben auf den Dienst. An einem Feiertag kundschaft er aus, daß sie hinter das Geschloß über die Brucken hinaus und das Löwenhaus, so anderseits der Brucken nicht gar weit

gelegen, die Löwen samt ihrer Mutter zu sehen gangen wäre; ging hinauf, allda man in den Hof zu den Löwen herabsiehet, daselbst der Jungfrauen auf den Dienst wartend. Da sie ihn ersieht, wendet sie das Gesicht von ihm wie sonsten; über ein kleines (nicht weiß ich ob es zu sonderm Fleiß, den Jüngling zu versuchen, oder aus Unglück geschahe) ließ sie ihrer Handschuh einen hinab in Hof fallen, allda die Löwen nieder anlagen. Der Jüngling hat das kaum ersehen, sprang über die Stiegen hinab, überredt den ein' Löwenknecht, daß er ihm das Gatter eröffnet, gab ihm eine stattliche Verehrung, entblößt sein Rapier und hielt's hinter den Rücken, schleicht endist hinein, und mit großer Schnelle zuckt den Handschuh von der Erden, und weilen der ein Löw sich von der Erd erheben will, eilt er hinter die Tür hinein, läßt das Gewicht fallen und sperrt den Löwen hinaus. Ging hinauf, küsset und beut den Handschuh der Jungfrauen dar, welche samt der Mutter ob Schricken einer Leich gleich worden, die fing von selber Stund an, den Jüngling herzlich zu lieben. Ebnermaßen, aber mit anderem Ausgang, ist in Hispanien mit einem Galano geschehen, welchem sein Lieb zu sonderm Fleiß den Handschuh unter die Löwen geworfen, welchen er zwar geholt, aber ihr zu Lohn ein gut Backenstreich geben und gar recht getan hat."

Es fragt sich nun: Welche Quellen hatte Guarinoni? Die Jugend verbrachte er allerdings in Prag; für seine Erzählung dürfte sich jedoch schwerlich ein Gewährsmann finden, wahrscheinlich ist sie nur eine Umbildung der spanischen Ballade, deren Inhalt er am Schlusse erwähnt. Diese verdankt er wohl den Jesui-

ten, seinen Lehrern, die ja mit der Heimat Loyola's gewiß in engem Verkehr standen und von dort auch noch anderes bezogen.

Der Seifensieder Hagedorns tritt uns als rußiger Schlosser entgegen, dem der Zufall ein Glück in den Schooß warf. Auch wir kennen die Geschichte vom Landsknecht, welchem Italiener zu Trutz und Spott ein Stück aufführen, wo die „beweinten" Deutschen verhöhnt werden. Er ladet auch sie ein und läßt ihnen eine Komödie spielen.

Ein deutscher Wanderer trifft Nachts mit dem Geiste Julius Cäsars zusammen; er erschreckt diesen durch den Knall der Pistole und führt neben dem Pulver auch andere treffliche deutsche Erfindungen auf. Als Quelle nennt Guarinoni den deutschen und namhaften Poeten Buchananus. In Prag besuchte er mit seinem Vater die Kranken; dann wurde er vom Erzherzog Maximilian zu Olmütz als Leibarzt angestellt, bis er auf den Wunsch seines Vaters in den Dienst der Erzherzoginnen Marie und Lenore trat, welche als Stiftsdamen zu Hall 1607 das Gelübde abgelegt hatten. Als ihr Andenken bewundern wir einen kostbaren Kelch in der Klosterkirche, in welchen sie, nachdem sie den Schleier genommen, Goldringe und Broschen einfassen ließen; Anderes wurde verschleudert.

In ihrem Auftrage unternahm er 1613 eine Wallfahrt nach Rom, um dort Reliquien für die neue Stiftskirche in Hall zu erbitten. Papst Paul V. empfing ihn freundlich und übergab ihm auf Verwendung des berühmten Kardinals Bellarmin Ueberreste der Märtyrerinnen Vincentia und Lea. Bei der Rückkehr erwartete

ihn vor den Toren der Stadt eine ungeheure Volksmenge, die aus allen Gegenden zusammengeströmt war; unter Glockenklang begleiteten ihn der Klerus, die Zünfte und Bruderschaften mit wallenden Fahnen zur Kirche, wo zwei Prälaten den Gottesdienst feierten. Das war der Ehrentag im Leben Guarinoni's, den sein Biograph, der Jesuit Schmidt, ausführlich beschreibt. Wir besitzen von ihm eine Schilderung seiner italienischen Reise, welche in der Zeitschrift des Ferdinandeums abgedruckt wurde, wohl die erste von einem deutschen Schriftsteller. Freilich kümmert er sich nicht um die Wunder der Kunst, sondern nur um die Mirakel der Kirche, und man darf daher nicht an Goethe denken, wenn auch charakteristische Züge aus dem Leben jener Zeit nicht fehlen. Es wehte damals die Luft der Gegenreformation, von der uns auch Beda Weber ein Bild entrollt, und für die Geschichte derselben ist die religiöse Genossenschaft Guarinoni's nicht ohne Bedeutung. Sein Schwager, der Salinenbeamte Georg Thaler, wurde Klausner im Walde, neben ihm fand der Pfarrer Christoph einen Platz. Mit dem ekstatischen Kapuziner Fra Tomaso, den Erzherzog Leopold an den Hof von Innsbruck berief, verband ihn eine innige Freundschaft. Sein Siegelring trug das Bild des Erlösers, ein Lappen vom Gewande des heiligen Canisius sollte den Arzt vor der Ansteckung durch Seuchen schützen. Er vor Allen wirkte für die Verehrung tirolischer Heiliger durch Wort und Schrift. Ihm verdanken wir die Biographie zweier frommen Knaben: Matthäus Furtner und Maccabäus Trojer, zu Anfang des 17. Jahrhunderts; er feierte diese „zwo köstlichen

Blumen tirolischen Gebirges" auch in einem lateinischen Gedichte. In einer langen Schrift setzt er der frommen Dienstmagd Notburga auf dem Eben, die vor etlichen Jahren heilig gesprochen wurde, ein Denkmal, desgleichen dem Simon von Trient und dem Anderl von Rinn.

Guarinoni lebte von nun an zu Hall, dessen schöne und gesunde Lage, dessen milde Luft, durchsäuert von Salzdämpfen, er vielfach pries, stieg hoch an Ehren und Würden, hielt aber auch auf seinen Stand und beklagt den Wechsel der Zeit; vordem seien die Doktoren im Talar einhergeschritten, jetzt trügen sie sich wie die Kavaliere, mit Degen an der Seite. Dafür schwänden auch die doktorlichen Tugenden und statt dem herrsche die Geldgier. Drollig schildert er das Verhältnis zu den Kunden:

> Der Doctor hat drei Angesichte:
> Dies, wenn er kommt, ist engelisch,
> Bald d'rauf, wenn er hilft aus Noth,
> Macht man aus ihm ein' halben Gott;
> Soll sich der Krank' mit Dank einstell'n,
> Scheint Doctor ein Teufel aus der Höll'n.

Das ist wohl gleich geblieben.

Hier verfaßte er sein großes Werk: „Grewel der Verwüstung menschlichen Geschlechtes, zu sonderen Nutz, Glück, Heil, Wolfahrt, langem Gesundt, zeitlich und ewigem Leben, ganz hochlöblicher teutscher Nation neulichst gestellt durch Hippolyt von Guarinonium. Ingelstatt bei Andres Angermayer 1610." Die erste Widmung gehört „der allerheiligsten, großmächtigsten und

unüberwindlichsten Fürstin und Frauen, Jungfrauen Maria, gekrönten Kaiserin des himmlischen Reiches, Großherrscherin der neun englischen Heerscharen, geborenen Königin zu Israel, Churfürstin des gelobten heiligen Landes, Fürstin aus Juda, triumphirenden Zerknirscherin der alten Schlangen, Ueberwinderin der Heiden, siegreichen Verwüsterin der Ketzer, allermächtigsten Frauen der ganzen Welt, jungfräulichen Gespons und Mutter des allerhöchsten, meiner nach Gott allergnädigsten Kaiserin und Frauen." Die zweite dem „allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten, unüberwindlichen Fürsten und Herrn, Kaiser Rudolpho dem andern." Man hat das umfangreiche Werk mit Recht als eine polyhistorische Makrobiotik bezeichnet, es ist aber auch eine der ergiebigsten Fundquellen für deutsche Kulturgeschichte in jeder Richtung, und wenn es einmal ein deutscher Starmatz ausfindet, so erhalten wir wohl ein Buch darüber, so dick wie jenes. Prosa wechselt mit Versen, aus großer Plattheit leuchtet hie und da eine hochpoetische Stelle, der Dialekt des Unter-Inntales schlägt überall herein, und so ist auch dem Sprachforscher gedient. Eine Zusammenkoppelung von Worten, der man jetzt häufiger als bei den Klassikern begegnet, bringt auch er: „Oder aber!" Allerdings kommt das schon in der hochnotpeinlichen Halsgerichtsordnung Karl V. vor; vielleicht auch früher.

Bald verheiratete er sich mit Charitas Thaler; sie schenkte ihm mehrere Söhne, deren einer, Seraphinus Ignatius, sein Nachfolger als Arzt wurde, und einmal Drillinge, die auf den Namen Christina getauft wurden und sogleich nach der Geburt starben. Sie sind im

Dreifaltigkeitskirchlein auf Georgenberg begraben; voll Poesie und Gefühl ist ihre Grabschrift:

„Den vierten Tag Märzen 1604 Jahr
Charitas oder Lieb' uns Drei gebar:
Drei Christinas, drei Schwestern, drei Gottesgab',
Die zumal beschloß ein Leib, jetzt beschließt ein Grab.
In einer Stund' sind wir geboren und lebten und starben zugleich
Und fuhren von Lieb' zu Lieb' ins Himmelreich."

Die Ehe war eine glückliche, doch scheint seine Frau ihm hie und da Kifferbsen vorgesetzt zu haben, wenigstens bringt er den Spruch:

„Man erlangt kein Ehr, wenn man thut streiten
Mit Wirthen, Weibern und Schiffleuten."

Ein Freund schrieb an sie: „Du hast einen Mann nach dem Herzen Gottes. Ueberwinde ihn in der Liebe Gottes, treib' ihn an zum göttlichen Lobe."

Einen Blick in seine Kinderstube gestattet die schöne Stelle über die Musik: „Es ist für sich selbst verwunderlich und doch allenthalben gemein und wohl bekannt, daß die kleinen und neugeborenen Kindlein, deren Weinen, Klagen und Anliegen man sonst nit verstehen kann, durch das einfältige Gesang, oft schädliche Geplärr und Heulen der alten Weiber dennoch zum Essen, zum Trinken, zum Schlaf und ihres Schmerzes zu vergessen bewegt werden. Ist in dem aber verwunderlich, wenn sie jährig und auch noch darunter sein und kaum die Füßlein ein wenig brauchen oder sich darauf steuern mögen, wann man ihnen etwas vorsingt oder auf einem Instrument, Zither, Laute oder Pfeife, etwas spielt, sie ihren Füßlein, Aermlein, Haupt und ganzen Leib dem Gesang und Lied oder Tanz nachwenden und

hüpfen. Erst heut' an diesem Abend, als ich doch dieses schreibe, hörte ich meine Köchin in der Küche etwas hacken, wobei sie mit beiden Hackmessern eine Melodie und Tanz nachmachte. Allda mein kleines und erst jähriges Töchterlein selbigem Hackwerk und Melodie nach das Haupt, die Füßlein und den ganzen Leib, ja die Augen selbst neigte und hüpfte mit meiner höchsten Verwunderung. Ist mir eingefallen, daß eben unser Leib nichts anderes, denn eine schöne, künstliche Musik, welche aus mannigfaltigen schönen Hauptpartien, so all' unterschiedlicher Natur und Art: die eine subtil als des Lebens Geister, die andere mitter als das Geblüt, die dritte etwas gröber als das Fleisch, die vierte als die gröbste in das Gebein zusammengesetzt und getragen sei, deren die

Lebendigen Geister den Discant — so das Feuer,
Das Geblüt den Alt — so die Luft,
Das Fleisch den Tenor — so das Wasser,
Das Gebein den Baß — so die Erd'

vertreten. In welchen vier Stimmen die ganze Musika geschlossen und in den Oktaven, gleichsam in einen Ring, wiederum reichen tut. Aus solchen subtilen und groben und widerwärtigen Stücken der menschliche Leib zusammenstimmt. Dergleichen Musik haben die Alten in den Himmeln und im ganzen Erdkreis vermeint zu sein. Und erst glaub' ich, meine Meinung betrüge mich nit, weil nit allein die Menschen, sondern auch alle unvernünftigen Tiere, so aus obgedachten vier Hauptstücken: aus Geistern, Geblüt, Fleisch und Bein, erschaffen, durch die Musik ebenmaßen und sehr wunderlich bewegt werden. Die Schafe und Gais, wenn ihnen der Hirt

pfeift, weiden mit besserer Lust, nehmen besser zu, geben mehr Milch und Nutz. Ich hab' nächst verschienenen Tag mit Fleiß zugesehen, als ich nach Schwaz hinabritt. Ein Hirtenbub saß in der Einöd auf der andern Seite des Innstromes an dem niedern Gestade, der eines seiner Hirtenliedlein mit schöner, heller Stimme sang. Seine Kühe, deren teils im Wasser, teils hervorstunden, hielten allsam die Köpfe über sich, vergaßen Weide und Trank und horchten ihrem singenden Hirten mit sonderbarem Fleiß und meiner höchsten Verwunderung zu. Allgemach traten sie Schritt für Schritt zu ihm näher und standen all' um ihn herum. Darum spricht der hoch- und weitberühmte Weltweise Aristoteles: „Die Musik hat in sich eine natürliche Lieblichkeit, dermaßen sehr, als wäre sie eine Meisterin und Bewegerin menschlicher Geberden und Sitten zur Tugend und allen guten Dingen." Guarinoni hätte nach Aristoteles auch die χρυσεα φορμιγξ Pindar's anführen können.

Unser Guarinoni steht nicht unter dem geistigen Niveau seiner Zeit, in vielen Dingen überragt er sie. Der Hexenhammer wütete im protestantischen Norden ebenso schrecklich wie im katholischen Süden, ja noch schrecklicher, und die gepriesenen Humanisten Italiens waren mit ihrem Neuplatonismus, der überall Geister sah, Hauptträger dieses blutigen Wahnwitzes. Er glaubte zwar auch an die Gabel- und Bockfahrer, seine Praxis hatte ihn jedoch Vorsicht gelehrt. Wie der Ehefrauen überhaupt gegen die groben Männer, nahm er sich insbesondere der gefährdeten alten Weiber auf edle Weise an. „Was soll das für eine schöne männliche Kühnheit und Kurzweil sein, diejenigen beleidigen, die vorhin

genug beleidigt sind; die uns empfangen, mit Treue getragen, mit großen Schmerzen geboren, mit höchster Treue ernährt, mit großer Mühe erzogen und alles Gute und Liebe an uns vollbracht haben? Was ist es für eine Ehr, diejenigen zu verachten, so in der Natur und in der Jugend, geschweig jetzt im Alter die Schwächsten sein?" Den Mädchen rief er zu: „Der Schlüßel der Jungfrauschaft ist die Geschamigkeit." Manchmal ist er aber auch ungalant: „Das allergeübteste weibliche Glied ist die Zung; diese ist in der Behendigkeit dermaßen schnell und hurtig, daß sie keinem Enten- noch Gansschnabel nichts bevorgibt und nicht zu fürchten, daß ihnen dieselbe inner der Zähne verroste." Köstlich schildert er die Gecken und Frauenknechte jener Zeit; ich teile nur ein Bruchstück mit, weil es sich mit einer Stelle in Shakespeare nahezu deckt. „Einige tragen ein Zahnstürer sonderlich Nachmittag bis zu Nacht in Händen und stieren stets in den Zähnen herum, können die köstlichen überbliebenen Schiefer nicht aus den Zähnen bringen. Ich trag Sorg, es freß mancher den Zahnstürer selbsten vor Hunger; oder er steckt ihn auf das Ohr, oder gar auf den Hut, wie auch etwa einen langen Zimmtzucker, damit man meinen soll, wie sie nur so stattlich ob der Tafel gelebt haben, als etwa auch diejenigen, so die Federn von Reb- und anderen Hennen über das Fenster hinab werfen, oder ein Fuß von Rebhuhn hinter das Ohr stecken, oder die Semmelbrosen auf den Bart streuen und den ganzen Tag daran zu säubern haben, bis sie die Brosamen herausbringen." Neben vielen ungedruckten Stellen aus Handschriften gebe ich zum vollständigen Bilde diese und andere gedruckte; wenn auch nicht die

Orthographie, behalte ich doch die Eigentümlichkeiten der Sprache bei.

Sein heller Blick durchschaute die Torheit der Astrologie, welcher damals die berühmtesten Männer huldigten, „die lügenden Wahrsager, Planeten- und Geburtssteller, Handpropheten, Wund- und Suchtsegner. Tapp jetzt mit deinen Tatzen drein, daß kein Himmel noch Gestirneskraft dich zu deinem langen oder kurzen Leben bewältigen kann, weil kein Gestirn so edel, so stark, so frei als du bist; ja nit so vermöglich, daß es sich selbsten bewegen, geschweige die vernünftige Seele gewältigen könnte. Wie die heidnischen Weltweisen aus dem Licht der Natur allein des Himmels Ohnmacht gemerkt und frei bekannt, derselbe sei nit so mächtig, daß er sich selbsten bewegen, sondern müsse von den Engeln und Geistern stets herumgewalgt werden. In maßen du jetzt das Kinderspiel leicht vernehmen magst, daß die Himmel von Engeln und nit die Engel, Geister oder Seelen von den Himmeln beherrscht werden." Er erinnerte sich bei dieser schönen Stelle wohl an Dantes Paradies. Auch mit den Edelsteinen, denen man damals mystische Eigenschaften beilegte, beschäftigte er sich, psychologische und physische Studien schlossen sich an; die Erdbeben suchte er zu erklären: „welche aus hitzigen, subtilen und kalten und feuchten zusammen treffenden und geschlossenen Dämpfen entstehen, die, demnach sie einander nicht leiden können, nit anders als Feuer und Büchsenpulver, mit unglaublicher Macht durch den Erdboden fahren, bis sie einen Ausgang gewinnen."

Guarinonius verdient auch einen Ehrenplatz in der Geschichte der Botanik. Er legte das älteste öster-

reichische Herbar an, welches sich gegenwärtig im Museum zu Innsbruck befindet und dadurch wichtig ist, daß er den lateinischen Namen der Pflanzen überall die deutschen, wie sie das Volk noch anwendet, beifügte. Um Kräuter zu suchen, stieg er in das Hochgebirge. Er ist vielleicht der Erste, der seit Petrarka's berühmten Ausflug auf den Monte vento einen solchen schildert. Im Jahre 1609 wagte er einen solchen zum Wettersee und auf die Tarntaler Köpfe. Ich kann hier nur darauf verweisen, er verdient in einer Chrestomathie abgedruckt zu werden. Es zieht ein Hauch tiefen Naturgefühles, moderner Empfindung durch diese Beschreibungen; er war begeistert vom Hochgebirge. Im Kapitel vom Bergsteigen, Jagen des Wildes und Besuch der köstlichen Birgkräuter sagt er: „Das Gebirg ist in dieser runden Welt nichts anderes, als ein gespitzter Diamant und Edelstein im guldenen und runden Ring. Das Gebirg ist ein Zeiger Gottes, so in die Höhe zeigt, wer sein und unser Schöpfer und Erschaffer sei, denn mit dem, daß wir das Birg ansehen, kehren wir weit öfter unsere Augen gen Himmel und zu Gott. Wer es nur mit einfältigen, gemeinen Augen ansieht, dem kommt es wegen seiner fürtrefflichen und besonderen auswendigen Gestalt nicht anders vor, als ein edlerer, ansehnlicherer, herrlicher, verwunderlicher, beständiger, tugendlicherer und kostbarerer Teil dieser untern Welt, darum ihn auch Gott und die Natur vor allen seiner Vortrefflichkeit wegen weit über das andere Erdreich erhebt und nichts anderes als einen König und Kaiser in seinen höhern Thron gesetzt, aus welchem er das andere unvollkommene, niedere Erdreich unter seinen Augen hätte und darüber

herrschte. Die Birgleut sind den kühnen Riesen gleich, von welchen die Poeten fabulieren, daß sie sich unterstanden, mit dem Abgott Jove zu kämpfen, sie aber dennoch nicht wichen."

Er war ein ausgezeichneter Arzt, sein Ruf drang über Berg und Tal, bei schweren Fällen holte man ihn in die entlegensten Gegenden, und er hatte da manches Abenteuer, selbst Lebensgefahren zu bestehen. Er verstand sich auch auf rationelle Kuren. Hier ein ergötzliches Beispiel: „Zu Schwatz hatte ein hungriger Alchymist einem frommen einfältigen Weib geweissagt, sie werde innerhalb neun Monaten sterben; solle ihre Sachen richten. Das Weib, so noch stark, frisch und wohlgefarbt, nahm dieses zu Ohren und Herzen, bekümmert und grabt sich dermaßen ab, daß dieselbe inner vier Monaten ihr selbst nimmer gleich gesehen, und wäre sie in solchem Glauben fortgefahren, würde sie die neun Monate bei weitem nicht erreicht haben. Bin dessen durch ihren betrübten Mann im Vertrauen berichtet worden und habe sie auf meine Anstiftung durch ihn und andere bereden lassen: ich seie ein fürtrefflicher Planetenleser, Sterngucker und Weissager; sie sollte sehen, ob ich mit dem vorigen zu und beistimmte. Die laßt mich mit Verlangen auskundschaften, als ich zu Schwatz im Wirtshause bei Hans Thernhauser gelegen. Ich ließ sie für mich kommen, schaue ihr in die Hand und sage ihr nacheinander her, wie daß sie große Herzbetrübnisse habe, stecke in traurigen Gedanken Tag und Nacht, genieße sie keine Freud, fürchte den frühen Tod. Letzlich, daß sie von einem Landfahrer wäre in große Müheseligkeit gestürzt worden, darauf das gute Weiblein einen starken Seufzer getan.

Ferner zeig' ich ihr an, sie werde solchem Betrug entgehen, wiederum gesund und stark werden, glücklich leben und das siebzigste Jahr ihres Alters erreichen. Darauf das Weib unversehens mit beiden Armen und Händen zum Himmel gefahren und mit weinenden Augen und heller Stimme aufgeschrien: „O vergelts euch Gott, mein lieber Herr, habt ihr mir so treulich die Wahrheit gesagt." — Habe sie also auf ihrer guten Meinung und Glauben bleiben und heimgehen lassen und über vierzehn Tagen zu meiner Wiederkunft wiederum zu mir beschieden und verordnet gut Speiß und Trank: alle Morgen ein wenig Malvasier, zur Mahlzeit aber einen guten Traminer. Da ich aber über vierzehn Tagen wiedergekommen, ist das Weib dermaßen schon verwechselt gewesen, daß ich sie schier nimmer gekannt. Da die neun Monat vorüber und sie trefflich wohl gewesen und bei ihren Kräften war, ruft ich sie und zeigt ihr das Gaukelspiel meines Weissagens an, daß sie durch ihren leichtsinnigen Glauben verdorben und wiederum durch den guten und leichten Glauben genesen war. Dessen sie sich zwar nicht wollte bereden lassen, sondern ich mußte, wie noch heutigen Tages, bei ihr ein Weissager sein. Wie dann viel andere Weiber von ihr herauf gen Hall zu mir gewiesen worden, ja auch etliche Männer, denen ich hätte weissagen sollen." — Das ist doch ein ganz hübsches Genrebild.

Dem scharfen Auge Guarinonis entging bei seinen Fahrten nichts. Unsere Touristen, müde der jämmerlichen Hotelwirtschaft, werden zustimmen, wenn er sagt: „Ein redliches Gasthaus ist ein Kleinod, darum es auch die alten Deutschen nach dem Gast und nicht nach dem

Wirt genannt, damit man wüßte, daß es fürnehmlich für den Gast und nicht für den Wirt gestiftet sei. Bei den allermeisten hat sich aber die Sitte samt dem Namen verwechselt und aus dem Gasthaus ist ein Wirtshaus worden." Wie würde Guarinonius jetzt jammern; der Tugendspiegel, den er im 66. Kapitel seiner Greuel den Wirten vorhält, wäre manchem Raubritter an der Straße auch heute noch zu empfehlen, wenn solche Dinge hülfen. Doch hatte schon er über Biervergiftung, Branntweinsuff und Weinfälschung zu klagen; auch er kannte bereits die verderblichen Wirkungen des Absinth. Sehr fein nennt er irgendwo die Spitäler die Wirtshäuser Christi. Wir können uns auf diesem Gebiete nicht weiter beschäftigen; Guarinonius wurde von einem Wiener Professor mit Recht als der erste Deutsche bezeichnet, der den Grund zur medizinischen Polizei legte, dessen tüchtige Ratschläge leider in vielen Dingen auch jetzt, wo wir es doch so herrlich weit gebracht, noch nicht verwirklicht sind.

Sein Beruf führte ihn in alle Gesellschaftskreise: von der Hütte des Tagelöhners in den Ansitz des Edelherrn, vom Bette im Spital, „wo die Läuse beißen", an den seidenen Armstuhl der Erzherzoginnen. Voll warmer Teilnahme für Alles, wußte er gut aufzufassen und dabei den Ernst durch Humor zu mildern, wenn auch oft der helle Zorn aufloderte.

Der Adel bildete damals eine „Kränzelbruderschaft". Guarinoni beschreibt einen lustigen Ausflug desselben: Tracht und Sitte des dreißigjährigen Krieges, wie ein Gemälde von Wouverman, wenn auch die Metrik sich auf „Reim' dich oder ich freß dich" beschränkt.

„Die ganze Rott' stolz auf zu Pferd,
Jeder Cavalier mit seiner Dam',
Reiten herein in gespitzten Bärt'
Und schlampeten Stiefeln g'nau zusamm'.
Das G'spräch' ist lauter Cortesei,
Mit eingelegten Venuswerk;
Der Cavalier bald wendet sich
Und tummelt auf dem Feld das Pferd.
Und wenn auf solcher lieben Reis'
(Dahin man auch vornehmlich zielt)
Ist Fischerei oder Jagens Preis,
Der ganze Zug sich da aufhält.
Nachdem vollend't die Feldkurzweil,
Sein Cavaliere schon bereit,
Den Damen z'helfen auf die Gäul'
Und lustig z'reiten über das Feld.
Es springt Lakai, es gumpt der Gaul,
Es laufen und bell'n alle Herrenhund',
Ist alles frisch und niemand faul
Und vergißt sich, wer zu ihn' kummt.
Aus Sammt, Seiden und Goldstuck
Der Cavalier und Damen Kleid,
Der Damen Köpf' mit Feder Geschmuck,
Der Bisamg'ruch die Nasen freut.
Als nun beinahen an das Schloß
Der schöne Zug gelanget wär',
Empfängt man sie mit Freuden G'schoß
Und reit' entgegen Knecht und Herr,
Die Cavalier' vom Pferd behend
Und jeder seiner Dame zue,
Hebt sie vom Pferd auf beiden Händ,
Daß sie kein Stein behellen thue.
Da gab's viel schönen Willigkumm
Der eitlen Wort und Lustes voll,
Mit g'sprengtem Gaul im Cirkel um
Und gegen Krachen der Pistol'n.
Das war die schöne Procession

So man dem Abgott Baccho z'Ehr'n
Zu sammt der Venus stellet an
Der G'stalt und Weis', wie man wird hören." —

Wir wollen die Gesellschaft nicht zur Tafel begleiten, wo sich die Männer zutrinken und dann „klaffen, daß das Maul geht, wie der Klappersteckꝛen in der Mühle". — Wir sind nun beim „Gräul der altgewohnten und noch gewöhnlichen, leichtfertigen und ärgerlichen Fraß, Banket, Tafel und Schlampfrechheit" angelangt. Es ist das eines der wüstesten Kapitel in der Sittengeschichte des damaligen Deutschland, und schwerlich entwirft Jemand ein so drastisches Gemälde wie Guarinonius. „Wenn du ein Exempel einer Hochzeit nur eines gemeinen Edelmannes hören willst, so geb' ich dir ein nagelneues von einer Hochzeit, welche erst in dieser Woche zu Hall feierlich und frißländisch gehalten worden. Sieben Tafeln sind gewesen, jede gar wohl mit Hochzeitleuten besetzt; hat zwei Tage gewährt; auf jeder Tafel vier Trachten, jede Tracht mit dreizehn ansehnlichen Gerichten; tut auf eine Tafel 52, auf sieben Tafeln 364, zu zwei Mahlzeiten 729, auf zwei Tage 1456 Richten."

Ueber den hochzeitlichen Fraß der Bürger zu seiner Zeit berichtet Guarinoni, daß „so gleichwohl keine solche Menge der Tafeln und der Gäst, wie bei den Edelleuten, aber an Richten, Hoffart und Ueberfluß der Speisen ihr Mutwillen verbringen. Ich will dir zum Exempel das Gebratene aufschreiben, so bei bürgerlichen Hochzeiten also beschaffen:

Ein Viertel aus einem Kalb,
Dazu ein Kitz oder Lämmlein halb,

Oder zum Kalb vom Schöps ein Schlägel,
Benebens zwei oder drei große Wildvögel,
Sammt zwei Hähnen oder feisten Koppen,
Damit thun sich die Freßnarren schoppen.

Das ist Alles in einer Schüssel und nur ein Richt; wenn du auch ein Fischricht wissen willst, ist sie also beschaffen:

Von drei oder vier Pfund einen Karpfen groß
In Essig und Salz gesotten bloß,
Mit zwölf oder mehr Aeschen und Forchen umringt,
Man zusammen auf ein Teller herein bringt." —

Das Menu einer Bäuerin im Kindsbett lautet:

„Nicht weniger als acht Eier
Reich her, spricht die Bäuer
Zur Pflegamm', und ein Pfund heiß Schmalz,
Geuß Waizentaig und Milch drein, daß 's schnalz,
Mach mir ein kleines Gemüse,
Ist schier ein ganze Stund, daß ich nichts iße!
Und lang mir dazu ein Viertel Traminer,
So dürft mich in einer Weil nimmer." —

Glaubte man mit dem Essen fertig zu sein, so kam plötzlich eine neue Richt: „Schröck den Gast!" und dazu floß der Wein immer reicher, in Yhrn, wie das alttirolische Maß hieß. Ueber die Schilderung der Festtänze ziehen wir den Vorhang; was die Kinder anlangt, so galt auch damals schon der Spruch: „Wie die Alten, so die Jungen." Da wird freilich mancher verständige Mann gebetet haben:

„O Herr Gott, ich schrei zu Dir,
Weib und Kreuz hast geben mir,
Nimm's Kreuz von mir und 's Weib zu Dir,
Nichts liebers möcht' geschehen mir."

Zum Schluß gibt er einen „einfältigen Ueberschlag, wie viel in einer kleinen oder mittleren Stadt" — er meinte wohl Hall — „außer der genugsamen Notdurft unnützig verschwendet wird", wobei wir an die studentischen causas bibendi erinnern.

„In Kindsbettscher Fresserei 80 000 Richten; an Kindsmahlen oder Kindstauffressen 2000, an gerichtlichen Fressereien 4000, an Verträgen 800, an Raitungen 2600, an Gerhabschaften 9600, an Leihkauf 6000, an Todfällen 7000, an Handschlag 2000, an Hochzeiten 22 000, an Hausfressen 3000, besondere Händel 1000. Summa verworfenen und zu eigenem Schaden verschwendeten Geldes in einem einzigen Land und Jahr 490 610 Gulden!" Da ging es lustig zu! Nun, man hatte es damals: der Ueberfluß goß sein Füllhorn über Tirol, wie früher und später niemals; auf schönen Hügeln, am Rande schattiger Wälder, an Quellen und Bächen erhoben sich neue adelige Ansitze, wo überall die heiterste Gastfreundschaft waltete. Wer unser Bild im Süden ergänzen will, dem empfehle ich „Bozen" von Beda Weber, der überhaupt zur Kenntnis Tirols so viel beigetragen hat, als irgend Jemand, wenn er auch nicht immer nach Anerkennung jammerte. Der Segen endete mit der letzten Habsburgerin; dann kehrte die Armut ein, Kriege verwüsteten die Täler, und auch unter den Bauern erloschen nach und nach die alten Bräuche bei Hochzeiten, das Weissat am Wochenbette, die Totenmahle.

Mit dem Reichtum zogen aber auch Ueppigkeit und Laster ein. Guarinoni schilt die langhaarigen, kurzsinnigen Weiber; „Frau Venus ist eine wehe Nuß, die Frau

der Narrheit. Sag' an, wo ist die deutsche Starkmütigkeit? Wo die sittliche Kühnheit? Wo die mannhafte Beständigkeit? Wo die löbliche Tapferkeit? Wo die allenthalben gepriesene Treue? Ist alles hin, ist alles verschwunden? Wer hat sie zergänget? Niemand anders, als Frau Venus, sie hat alles erweicht und vernichtet. Tag und Nacht, alle Winkel und Gassen laufen die Jungfrau Knechtlein auf und ab, hin und wieder, gaffen beiderseits die Fenster aus, und gucken und zucken bald der bald jener Poppen das Hütlein und machen jetzt da, jetzt dort ein Kußhändlein." Auch damals kannte man schon die Sommerfrischen und Bäder, wo die „geilen Wald-, Wust- und Venusesel den Weibern nachsteigen." Guarinoni eifert gegen die Zigeunerart in der Ehe, die sich das Gebot geschöpft:

„Es könne ein Ehmann neben seiner Ehefrauen
Wol auch eine Andere lieben im Vertrauen;
Es mög' eine Ehfrau neben dem Eheherrn
Wol auch einem Andern ihr Lieb gewähr'n."

Sein Hauptwerk ist eine der wichtigsten Quellen für deutsche Kulturgeschichte jener Zeit: „Die Grewel der Verwüstung des menschlichen Geschlechts", aus dem ich bereits manches mitteilte, ein dicker Foliant von 1330 Seiten.

Er schließt es so: „Das morgen eingehende 1610 und viel Hunderttausend künftiger Jahr der ganzen hochlöblichen deutschen Nation von Gott dem Allmächtigen neu, glückselig und aller bisher erzählten Gräueln und Uebeln frei aus Grund meines Herzens wünschend und dieses mein neues in diesem 1610 Jahr ausgehende Büchlein zu ewigem Andenkzeichen meiner untertänigen

und schuldigen Lieb und Treu verehrend — Guarinonius!" Das ist die Sprache Abraham a Sancta Claras! Die Sprache Abrahams a Sancta Clara ist die Guarinonis! sagen wir, denn jener wurde erst 1642 — zehn Jahre vor dem Tode des 83jährigen Arztes — geboren, es ist die süddeutsche Sprache jener Zeit, daraus erklärt sich die Verwandtschaft. Guarinoni gebührt ein Platz neben, ja vor Abraham, denn er ist der tiefere, der vielseitigere Geist. Andere Druckwerke von ihm, meistens lateinisch und für uns ohne Belang, zählt Ludwig Rapp im zweiten Bande der „katholischen Blätter aus Tirol" 1858 auf. So die mit Knittelversen unterspickte Hydrogamia triumphans, die Chilosophia und anderes.

Aus den Handschriften, die bisher von Niemandem geprüft wurden, haben wir bereits da und dort eine Stelle gepflückt; auch als Politiker fordert Guarinoni unsere Aufmerksamkeit in dem Bruchstücke „Der christliche Weltmann". Er begann es am 23. Juni 1626. Schon im „Gräuel" hatte er nicht selten Dialoge eingeschaltet; hier bringt er ein kleines Drama. Ein edler Fürst, dem das Wohl seines Staates anliegt, wandelt mit seinen Hofräten in der Einsamkeit: den „Herren Affert v. Blödenberg, Eigennutz v. Liebdichselbst, Placet v. Streichenfuchs, Idiotes v. Spreizdichgroß, Polistimus v. Bernstock". — Dieser rät: „die alten Zölle und Steuern zu bestätigen und etliche neue einzusetzen auf alle Häupter nach Gelegenheit des Standes, vorab Geistliche, Klöster und Ordensleute nicht vergessend, die wohl von ihrem Einkommen etwas geraten mögen." — Eigennutz „erbietet sich gehorsamlich, die Auflagen einzubringen".

Affert empfiehlt die Alchymie: „Wer weiß, wo's Glück steckt!" — Der Fürst antwortet: „Wer weiß, wo's Unglück steckt!" — Da tritt ein Greis auf, wie Johannes der Täufer im schwarzen Kleide, „seine Augenblicke wie Blitze", so daß die Räte, die der Fürst an ihn schickt, zittern. Er würdigt sie keiner Antwort. — Nun geht der Fürst zu ihm: „Vielleicht bedürfen wir Eurer Gnade und Hülf! Euer Ansehen erfüllt mein Herz mit Freude, obwohl wir Euch nit kennen und aus was Ursach Ihr eines so fürchterlich ehrwürdigen Ansehens, daß Ihr in der Welt würdet wie ein Gott verehrt, Euch verborgen in dieser Wildnis aufhaltet." — Man habe ihn aus der Welt vertrieben. — Er ladet nun den Fürsten ein, „auf diesem grünen Bichl niederzusitzen, ich will mich, an diesem Baume lehnend, behaben." Die weltlichen Räte heißt er gehen. Nun teilt er dem Fürsten mit, daß er schon die guten Könige der Juden und die der Christenheit gesalbt habe: er ist eine symbolische Figur für die Weisheit christlicher Regierung. Der Fürst lädt ihn an den Hof; er verspricht zu kommen und dort vier Tagsatzungen zu halten. Da redet er zuerst von den Herren, welche mit ihren unziemlichen soldatischen und anderen Lustbarkeiten nie genug tun und, nichts achtend, sich selbst und ihre Untertanen in äußerste Not oder Trübsal zu stürzen. Wir können diesen Anti-Macchiavell nicht weiter ausbeuten, zur Charakteristik Guarinonis verdiente er, abgedruckt zu werden.

Noch im achtzigsten Jahre wollte er einen zweiten Band „Gräuel" schreiben, kam jedoch nicht zu Ende. Wir kehren hier wieder zu unserem Ausgangspunkte zurück, zum Schauspiele. Er zuerst berichtet von den Eng-

ländern in Oesterreich, wir erfahren aber auch durch ihn von einem Stoffe, welcher die deutsche Kunst vielfach beschäftigte: Don Juan! Freilich verändert und umgewandelt in majorem dei gloriam! — Wahrscheinlich eine Jesuitenkomödie. Das Jahr der Aufführung läßt sich nicht ermitteln, sie fällt gewiß vor 1652; das Thema wurde vielleicht von einem Pater aus Spanien gebracht — denn Molières Stück datiert erst von 1665 — und läßt el burlador de Sevilla im Hintergrunde erkennen. Die Wichtigkeit des Gegenstandes gestattet eine ausführlichere Angabe. „Wie der wohlehrwürdige P. Paulus bezeugt, hat man zu Ingolstadt eine Komödie (vielmehr Tragödie) zu guter Warnung im Beisein ansehnlicher Zuschauer gehalten. Dem gottöden und lastervollen Macchiavelli ist ein Graf Leontius in die Zucht übergeben worden. Also hat der gute Jüngling alle Lustbarkeit abgewartet mit des viehischen Epicuri Meinung:

Iß und trink, büß alle Lust,
Nach dem Tod ist aus der G'nuß.

Dem hat nun zu seinem üppigen Leben der edle Grafenstand und große Reichtum wohl getaugt und hat allen Lustbarkeiten den Zügel gelassen und oft Mahlzeiten mit Einladung Ansehnlicher von Adel angestellt. Den Morgen hat er sich mit Spiel belustigt und als es Zeit, die Gäste zu empfangen, hat er, ungefähr durch einen Friedhof gehend, einen Totenkopf angetroffen, welcher ihm in seinem lustigen Sinn nit eben war. Dem hat er, verdrießlich mit dem Fuß einen guten Stoß gebend, spöttisch zugesprochen:

Hör mich an, du dürre Hirnschal
Und gib mir Antwort auf meine Frag;

Ist's auch wahr, was da glauben all:
Ein unsterblich Geist der Mensch beitrag?
Und der Leib vom Geist all's Gute empfang';
Lieber im Fall Du auch ein' hast g'habt,
Sag, lebt er, oder ist er zugrund g'angen,
Ob er zu sein'n Leib Verlangen hat?
So er lebt, sag wo und was Ort?
Sag, ist er selig oder leidt er Pein?
Ist auch eine Ewigkeit und Hölle dort?
Soll Gott Richter über Gut und Bös' sein?
So sei dann g'laden auch zu Essen,
Damit Du antwort'st auf die Frage,
Wie ja von Alters schon gebräuchlich
Ein Todtenkopf auch aufzutragen.

Nun ging der üppige Jüngling fort zum Empfang seiner Gäste. Als die Mahlzeit bereits mit fröhlichem Zutrinken und Gespräche mußte auf die Mitte kommen, siehe, eine unverhoffte Botschaft verwirrt die ganze Lustbarkeit. Des Grafen laufender und schnaufender Diener tritt zur Tafel und zeigt an, wie vor der Palasttür eine fremde Person, welche mehreres einem leibhaften Toten als einem Menschen gleich, warte und Einlaß und Audienz begehre. Ob solcher unlustigen Zeitung entsetzten sich alle Gäste, vörderst aber der Graf, er befiehlt dem Diener den Fremden zu fragen, wer er sei und was sein Begehr? Als der Diener den Befehl nachkommen, wird ihm geantwort: Er sei einer aus den Geladenen, und zwar von seinem Herrn selbsten heut morgen, als er über den Freithof gegangen, gerufen worden und ob er schon nicht zugesagt, so komme er dennoch:

Damit er auf die kecken Fragen,
Die ihm sein Herr heunt aufgegeben,
Ihm eine Antwort könne sagen;
Wird angenehm sein bei gutem Leben.

Als der Graf dieses angehört und sich des Totenkopf im Durchgang des Freithof erinnerte, schickte er etliche seiner Diener, welche die abscheuliche Larven wieder abschaffeten: es wäre unter diesen ansehnlichen Gästen kein Sitz für ihn, mit bemerken, die Tür wohl zu versichern. Nun aber war das Gesperr vergebens, als Alles wie von einem Windstoß aufgegangen und das Gespenst hinauftrat in das Zimmer und geraden Ganges dem Grafen zu, sich an seine Seite setzend und den Gästen zusprechend, sich nicht irren zu lassen, sondern in ihrer Lustigkeit mit Essen und Trinken guten Mutes fortzufahren. Es sei bereits lange Zeit verflossen, in welcher er weder gessen, weder trunken und sich allein mit der Oede gespeist; wie dem aber, sei er als ein Geladener herbeikommen, den Anderen zuzusprechen, lustig zu sein, „und hat angefangen, ihnen vorzutrinken".

Als aber die Geladenen nicht lustig, nachzutrinken, denen die schüche Gestalt nicht viel Gutes bedeuten wollen, suchten sie vielmehr Gelegenheit, wie sie der Gefahr entweichen möchten. Massen dann einer nach dem anderen, wie behender sie möchten, sich aus dem Zimmer hinausgedrängt und Niemand an der Tafel bei dem Leontio als sein Lehr- und Kostmeister mehr übrig war, welcher eben auch sich zur Flucht rüstete, ungeacht sein Lehrjunge ihn ernstlich gebeten, ihn in solcher Gefahr nicht zu verlassen, da er von ihm viel Guttaten empfangen. Aber weil die macchiavellische Lehr vermeint, daß man nicht schuldig sei, Jemanden Treue und Glauben zu halten, hat er sich davon geschrauft und den Leontium im Stich allein verlassen. Welcher letzlich auch sich mit der Flucht versichern wollen, den aber das schüche Ge-

spenst stark gefaßt und also angeredet. — Der Geist beantwortet die Fragen, die er auf dem Friedhof getan und schließt: „Ich bin dein Ahnherr und du mein Enkel, aber ach weh: beidsam unglückselig! Denn ich wegen meiner begangenen Laster schon lang in der höllischen Flamme brinne, wollte Glück, daß ich einstmals zu Aschen möcht verbrannt werden. Nun aber ist das Feuer mir ein ewiges Feuer und das Leben allzeit neu zu ewiger Pein nach Befehl Gottes, welches eben dich, meinen Enkel, leider treffen wird. Sintemalen du mit hintangesetzter Vernunft, ohne Gesetz, ohne Gott und ohne Gewissen dich in allerlei Laster Abscheulichkeit eingelassen.

Nun aber wirst weit tiefer jetzt fallen
Zu vielen Andern hinab in die Höll,
Richt' Dich, mein Blutfreund, zur Reis' dermalen
Von dieser Welt zur ewigen Stell'.
Und daß die Reis' Dir nicht schwer falle —
Will Dich auf mein' Armen hintragen.

Als dies die Larven gesprochen, hat sie den zitternden Grafen Leontium bei der Mitte gefaßt und mit aller Macht an die Wände geschlagen, daß das blutige Hirn daran geklebt und der fröhlichen Mahlzeit dies leidige End gewesen und weil des Grafen Leib nirgends gefunden worden, halte man dafür, er sei von dem Gespenst in der Höll begraben worden."

Guarinonius hinterließ ein Denkmal, das weithin sichtbar ist: die Kirche an der Brücke zu Volders, welche er dem Andenken des heiligen Carolus Borromäus widmete.

Er legte am 2. April 1620 den Grundstein unter großen Feierlichkeiten, bei denen Erzherzog Leopold und die

zwei Erzherzoginnen aus dem Damenstift anwesend waren. Der Bau schleppte sich durch mehrere Dezennien; Guarinoni selbst half nicht selten in der Tracht eines gemeinen Maurers mit und erhielt einst von einem Bauern einen Groschen als Taglohn. Dieser fragte ihn, wie er heiße? Er antwortete: „Meister Pölten!“ Der Groschen wird im Kloster noch aufbewahrt. Auch die Wunder fehlen nicht. Vom Gebirge kollerte ein Felsblock herab und blieb auf seinen Befehl stehen, ohne Jemanden zu beschädigen; er ist in der Kirche als „der Stein des Gehorsams“ hinterlegt, vielleicht eine Erinnerung an das Stück einer Gewölbrippe zu S. Croce in Florenz, wo man Aehnliches erzählt. Den Plafond des Baues und das Gewölbe schmückte Knoller mit herrlichen Fresken aus dem Leben des Titelheiligen.

Vor den Stufen des Dreikönig-Altares liegt die Leiche Guarinonis unter einer einfachen Marmorplatte, welche dem Fußboden eingefügt ist.

Er starb am 31. Mai 1654.

Franz Adam Graf von Brandis

Die Literatur-Geschichte eines Volkes möchten wir mit der Karte des Landes, das es innehat, vergleichen. Zuerst werden nur die hauptsächlichsten Gebirgszüge, die größten Flüsse und Städte verzeichnet, daran schließen sich immer mehr Einzelheiten, dunkle Gebiete werden erhellt, Manches ist umzuarbeiten, und schließlich fordert der neue Inhalt einen neuen Rahmen. Wir sehen, wie hervorragende Richtungen die Zeit beherrschen, wie sich durch sie geistige Strömungen befruchtend oder verheerend ergießen; die Mittelpunkte der Literatur werden sichtbar, und allmählich erkennen wir, daß auch abgelegene Täler der Wellenschlag der Ideen erreicht, wenn auch meistens etwas später.

Süd-Bayern und Oesterreich hätten da Vieles nachzutragen. In der neueren Zeit ist auch hier viel geschehen, es wäre aber zu wünschen, daß endlich ein österreichischer Forscher mit weitem Blicke eine deutsche Literatur-Geschichte schriebe, und wäre es nur, um bekannte Dinge an den ihnen eigentlich zukommenden Platz zu rücken. „Eplucher la queue de lion“, das ist doch allmählich ein langweiliges Geschäft!

Franz Adam Graf von Brandis, über den ich

hier einige Mitteilungen machen will, hat keinen Einfluß auf die Literatur seiner Zeit genommen, ergänzt jedoch das Bild derselben nach einer Richtung, wo sie bisher keine Vertreter hatte. Er stammt aus der uralten Familie gleichen Namens, welche bei Lana an der Etsch ihre Heimat hatte, und war der erste Graf dieses freiherrlichen Geschlechts. Geboren am 18. Juli 1639, trat er schon mit 9½ Jahren als Hauptmann einer Kompagnie in den Dienst des tirolischen Erzherzogs Karl und war dann vielfach in Landes-Angelegenheiten, besonders in Steuersachen tätig. Schon im zwanzigsten Jahre verheiratete er sich mit der Bayerin Katharina von Aschau, welche ihm dreizehn Kinder gebar. Er war, wie seine Familie bis zum heutigen Tage, sehr fromm und stiftete das Klösterchen Josephsberg bei Meran, das, später aufgehoben, jetzt zur Sommerfrische dient. Am 7. September 1696 starb er auf seinem Schlosse und wurde in der Pfarrkirche zu Tisens begraben. Wer sich über ihn weitläufiger belehren will, dem empfehlen wir das „Familienbuch der Grafen von Brandis", das stolze Denkmal eines Geschlechtes, wie schwerlich viele bestehen dürften.

Besondere Rücksicht verdient er als Schriftsteller — nicht wegen seines „fruchtbringenden österreichischen Lorbeerzweiges, gedruckt 1675 zu Augsburg", welchen er der Kaiserin Claudia widmete. Er versucht hier eine Geschichte des Hauses Oesterreich von den ältesten Zeiten bis auf den Kaiser Leopold. Seinen Ruhm verdankt er dem Buche: „Des tirolischen Adlers immergrünendes Ehrenkränzl, Botzen 1678." Diese altväterische Geschichte unseres Ländchens stand noch bis in den Anfang

unseres Jahrhunderts in Ehren, sie war weit verbreitet und viel gelesen. Als Knabe habe auch ich mich damit beschäftigt. Sein „Deutsches Münzrecht, Botzen 1693", welches er dem Kaiser Leopold widmete, und „Streitbare Waffen und der damit erhaltene Ehrenpreis des sel. Bruders Paschalis von Baylon aus dem Wälschen übersetzt, Botzen 1676" und einiges Andere lassen wir unbeachtet bei Seite. Handschriftlich besitzen wir von ihm die viel benützten „Adelige Geschlechter der fürstlichen Grafschaft Tirol".

Wichtiger sind für uns seine Dramen. Es sind deren zwei; beide Manuskripte in der Bibliothek des Ferdinandeum.

Das erste hat den Titel: „Gestürzter Hochmut und gekrönte Einfalt oder das Grab vor dem Tode. Ein Schauspiel vom Grafen Franz Adam von Brandis". Es zeigt uns eine Reihe Greuelszenen aus der byzantinischen Kaisergeschichte. In der ersten Szene tritt der Schatten des zur Hölle verdammten Kaisers Basilius auf. Dann kommt der Zauberer Euphemius mit dem Kaiser Zeno. Dieser spricht: „Verratet mich nicht, sondern verschleiert mich unter hagelschwarzem Gewölk, ungeladene Sternenlichter! Wisset, die orientalische Sonne will ihren Schimmer unter nächtlichem Duft verhüllet und von keines Menschen Aug' dero Mild' erkannt haben; nicht wenig liegt mir an der Vermummung: denn unter diesem Deckmantel sucht das geängstigte Gemüt seine Ruh', weil es mit Sterbgedanken immer beunruhigt wird. Lebendig komm' ich mir tot vor, treibt hernach die Morgenröte ihren Purpurwagen oder die Nacht ihre schwarzen Pferde durch die Luft um, so wäl-

zet sich mein Gemüt halt immerdar in fürchterlichen Einbildungen, als habe Zeno den letzten Tag gesehen."

Das Stück ist in Prosa verfaßt. Voran geht ein Prolog und eingeschaltet sind Arien, beides gedruckt. Das Stück wurde nämlich im Monat Oktober 1732 aufgeführt. Wo? erfahren wir nicht. Der Prolog gibt ein Rätsel auf; er meint das „Glück — Fortuna!" Ich füge ihn bei, weil sich das Hochdeutsch mit dem Dialekte mischt und überall volkstümliche Wendungen und Sprüche eingeflochten sind.

Prologus. Choragus:

Wer Lust und Freude hat ein Räthslein aufzulösen,
  Ob ich zwar sunst
  In dieser Kunst
Kein Sphynx jemals gewesen,
  Der hör den Inhalt, was ich spiel
  Und such' der Hacken ihren Stiel.

Man sieht es nit, man greift es nit,
  Will's jeder doch ertappen,
Kein Hut, kein Schopf tragt's auf dem Kopf,
  G'fallt doch ein jedem Lappen.
Wann's steht, so geht's; wer wünscht, er hätt's,
  Hat's vor er's find't, verloren,
Den, der es findt, macht's gerne blind,
  Setzt ihm am Kopf die Horen.

Zu Land und Meer geht's hin und her,
  Ein Dörch'rin kunnt' ich's heißen,
Wie mehr man's zieht, deß weiter's flieht,
  Der's hat, der mag sich spreißen.
Ist Blei und Gold; jetzt grimm, jetzt hold,
  Geht langsam, thut g'schwind fahren,
Hat scharfe Zähnd', wen's einmal blendt,
  Dem stech man g'schwind den Staren.

Ein um und um, trutz! der's bekumm,
Wie vielen dreht's ein Nasen,
Ein bleischwer's Ding und Federring'
Wollt's übers Dach ausblasen.
Wind-Wassersucht ist's Ding sein Frucht,
Der Kukuk mag's curieren,
Doch wen's anhaucht, kein Trankl braucht,
Kann d'Leut schon selbst laxiren.

Halb link, halb recht — ist's von Geschlecht,
Gleicht dem Aprilenwetter,
Bald süß, bald saur, bald kommt der Schaur,
Bald regnet's Rosenblätter.
Bald kommt es, wie die Alpenküh',
Stolzirt mit Band und Büscheln,
Bald legt es dir die Hechten für,
Mir laßt's die Schneiderfischeln.

Dem g'schwillt der Kopf, der kriegt ein Kropf,
Weil er's nit kann verschlünden,
Daß es bald lacht, bald G'sichter macht
Als wollt's den Teufel schinden:
Fahrt aus und an — ist wie der Mon;
Her — kunnt ich's billig nennen,
Dann macht es aus der Gans ein Strauß,
Macht Pfauen aus den Hennen.

Mit einem Wort, bald da, bald dort
Jetzt winkt's, jetzt zeigt's Ei'm d'Feigen,
Das Deuxelsvieh stimmt Euch und mich;
Still, still, jetzt muß ich schweigen.
Der Wolf ist g'nennt, drum kommt er g'rennt;
Seht die wird's Spiel heut führen,
Bitt' nur um Huld, seht mit Geduld,
Wenn's wird das Häfele rühren.

Brandis behandelt die Sprache des 17. Jahrhunderts nicht gerade schlechter als andere Poeten jener

Zeit und zeigt eine verhältnismäßige Gewandtheit in der Metrik; er ist ein Spätling der zweiten schlesischen Dichterschule, deren Einfluß man überall deutlich bemerkt, und man darf daher den Schwulst nicht bloß auf seine Rechnung schreiben; er bewunderte ihn wahrscheinlich schon bei Lohenstein und folgte dessen Spuren — auch bei der Wahl des Stoffes. Ob ihm „die Camönen", wie er hofft, den Lorbeer auf die Allongeperrücke drückten, — darüber haben wir keine Nachricht.

Wer die neunbändigen Romane der Gegenwart durchbringt, mag es auch gelten lassen, daß das zweite Stück unseres Dichters bei 600 Seiten Folio füllt. Die mit Schnörkeln reich verzierte Aufschrift lautet:

„Alidarci und Selindae Khöniglicher Lustgarten Volkthümener Zufriedenheit. Mit deutschen Reimen bepflanzet von Franz Adamen Grafen von Brandis". Voran geht eine Geschichts-Erzählung:

„Unter Heroino, König in Caramania und Sillantes, dem Szepterführer in Syria, flammte ein solcher Widerwillen und blutsaugender Kriegesschwall, daß sich der ganze Götterrat selben zu hintertreiben unfruchtbar bearbeitet, bis endlich der fürbringenden Venus beigefallen, wie Heronius mit einem in Tapferkeit gepriesenen Sohn Alidarco und Sillantes mit einer in Schönheit unvergleichlichen Tochter Selinda beglückseliget sei; diese mit Liebesbanden zu verstricken und dadurch den Frieden wiederum zu erneuern, sollte man ihren Sohn Cupido mit solcher Verrichtung durch die Wolken abfertigen. Das Mittel aber zur Behauptung dieses Zielzweckes bedünke sie, daß Cupido in

fremder Gestaltsart die Bildniß Alidarci Selindae derselben sollte verehrgeben. Diesen Vortrag beschahe mit einhelliger Stimm der Beifall."

Ich kopiere nicht weiter; voraussagen läßt sich der Erfolg und der Friedensschluß, welcher in neun „Handlungen" mit zahlreichen „Eintritten" herbeigeführt wird. Eingeflochten sind allerlei Schäferszenen im Stile jener Zeit. Auch das Echo, welches die Schlesier der italienischen Hirtendichtung entlehnten, wird aufgeboten. Mit den klappenden Alexandrinern wechseln Arien in reicher Folge im buntesten Rococo, Amaryllis mag uns eine Strophe vorsingen:

Ei, Göttin Flora, deine Macht
  Hat den Feind der grünen Auen,
Endlich in die Flucht gebracht,
  Daß wir jetzund wieder b'schauen.
Aller Bäum' und Blumen Zier,
  Göttin Flora, kummt von dir!

O du Schaubühn' aller Lust,
  Berge, Wiesen, Thal und Felder
Nähren sich von deiner Brust,
  Die von Schnee bedeckten Felder
Haben jetzt ein and'res G'sicht
  Und kein Wind verhindert's nicht.

Hatte denn unser Dichter gar keinen Sinn für die Wirklichkeit unmittelbar vor seinen Augen: das herrliche Alpenleben mit den Sennern und Sennerinnen?

Selbst auf die Gefahr hin, von irgend einem gründlichen Quellenfinder wieder als unkritisch verschrien zu werden, muß ich gestehen, daß ich diese vielen tausend und tausend Verse nicht alle gelesen, sondern ganze

Reihen von Blättern nur flüchtig überblickt habe. Das genügte für meinen Zweck. Vielleicht findet es gelegentlich Baron Waldberg, dem wir ein interessantes Buch über die Lyrik der Renaissance mit Bezug auf die erste schlesische Dichterschule und eine Abhandlung über die galante Poesie der zweiten verdanken, der Mühe wert, dem Zusammenhange der Schäferlieder unseres Grafen mit der Literatur jener Zeit nachzuspüren.

Für die Literatur-Geschichte von Tirol ist nun ein gewisser, wohl nur oberflächlicher Zusammenhang seit den Tagen der Gegenreformation bis auf unsere Tage gefunden.

Voran steht der treffliche Hippolyt Guarinoni; sein „Greuel des menschlichen Geschlechtes" ist für den Kulturhistoriker eine unerschöpfliche, noch kaum berührte Quelle: so finden wir in ihm den Stoff des „Don Juan" und des „Handschuh" von Schiller. Er weist nach Form und Art in die Zeit vor der ersten schlesischen Dichterschule zurück. Diese vertritt wohl das „Jaufnerbuch des Hans Jakob Neuhaus 1600", dessen Veröffentlichung wir von Baron Waldberg erwarten. In die zweite führt uns Graf Brandis. Darauf folgt Friedrich Primisser, Aloys Weißenbach, Johann Senn, die Alpenblümler und die anderen Poeten des Vormärz. In den Tagen des Vormärz wurzelte bereits ein neues Geschlecht, welchem der Hölty Tirols Sigmund Schlumpf, die reizende Walburga Schindl, Johann Pfeifer und Aloys Meßmer angehören; fast alle sind tot, und es wäre wohl an der Zeit, über sie eine zusammenfassende Skizze zu veröffentlichen. Die Gegenwart, in welcher Karl Doma-

nig, Angelica von Hörmann und Christian Schneller emporragen, lasse ich unberührt.

Ein verschollener Dichter

Das Geschlecht der Primisser wurzelt am Fuße des Orteler im Dorfe Prad. Es zählt fünf Gelehrte, deren hervorragende Verdienste uns der kaiserl. Rat Joseph Bergmann in einer Monographie schildert. Von drei derselben kennen wir auch deutsche Gedichte. Johann Baptist Primisser, geboren 1739 zu Prad, starb 1815 in Wien als Custos der Ambraser Sammlung. Wie Denis besang er Maria Theresia, wichtiger ist seine Tragödie: „Der rasende Ajax“ in sechsfüßigen, mit Spondeen, Anapästen, Daktylen und Tribrachen untermischten Jamben. Ausführlicheres über die Zeit der Entstehung und das Verhältnis zu den Werken unserer großen Dichter erfahren wir wohl gelegentlich von seinem Enkel Franz Unterkircher. Der Anfang der Vorrede des Stückes lautet: „Hier erscheint der rasende Ajax“, ein Trauerspiel, welches weder Original, noch Uebersetzung, weder Nachschreibung, noch eigene Erfindung oder vielmehr Alles zugleich ist. Der Dichter läßt am Schlusse nicht die Atriden und Odysseus erscheinen, sondern den Priester Kalchas, welcher den König Agamemnon zur Rücknahme des Befehles, den Leichnam des Feindes Hunden und Vögeln zum Fraße vorzuwerfen, bewogen hatte. Dem

Ajax wird ein Grab vergönnt, und Tekmessa, seine Sklavin und Gemahlin, stirbt gleich ihm durch eigene Hand." — Ihm folgte als Custos sein Sohn Alois, der, geboren 1794, bereits 1827 starb. Von ihm besitzen wir geistliche Gedichte, eines auf das Bild der heiligen Dreifaltigkeit von Dürer. Vater und Sohn erhalten wohl in der Geschichte der Wissenschaft einen Platz, schwerlich in jener der Poesie.

Hier gebührt ein solcher dem Johann Friedrich Primisser. Geboren am 21. August 1757, war er der Sohn eines Webers zu Prad und starb als Registratur-Direktor und Archivar am 1. März 1812 zu Innsbruck. Das sind sehr dürftige Umrisse; von seiner Entwicklung, seinen geistigen Beziehungen wissen wir so viel als nichts. Die Männer, welche die gewaltigen Zeiten vor Ausbruch der französischen Revolution an durchlebten und sich an den furchtbaren Kämpfen, die sie verursachte, beteiligten, sind fast verschollen; ihre Bilder verblaßten im Sturme der Ereignisse; dann erhoben sie sich nicht über den Gesichtskreis ihres Stammes und dichteten in der Sprache desselben, so daß sie nur ein vorübergehendes Interesse in ihren Tagen beanspruchen dürfen. Darum beginnt auch mit Weißenbach, der einen höheren Standpunkt einnahm und nach Form und Inhalt von den bedeutenden deutschen Dichtern beeinflußt wurde, die Geschichte der neueren deutschen Poesie in Tirol, obwohl auch er sich oft und innig an die Heimat anschloß und ihr Stoffe entlehnte. Man kann ihn den deutschen Dichtern der Befreiungskriege anreihen; die Anrede, welche der Schatten des ermordeten Andreas Hofer an den Kaiser Franz richtet: daß er ihm eine

Scholle Erde gönnen möge, ist schwunghaft und in jedem Sinne wohlgelungen, sie sollte in keiner deutschen Anthologie fehlen, wenn diese nicht mit der Schere gemacht würden.

Kehren wir wieder zu Primisser. Bergmann sagt: „Zwei Stücke von ihm waren auf der vaterländischen Bühne nicht unbekannt: „Friedrich mit der leeren Tasche" und „Martin Sterzinger, oder der bayrische Einfall ins Tirol 1705". — Auch Gödecke erwähnt sie. Vom ersten ist nirgends eine Spur zü finden, das zweite liegt — in mehreren Exemplaren gedruckt 1782 bei Wagner — in Innsbrucker Bibliotheken; vielleicht auch zu Wien. Die fünf Aufzüge dieses vaterländischen Schauspieles „zeigen die Aufeinanderfolge der Szenen ohne Unterbrechung und wahren so die Einheit der Zeit im weiteren Sinne des Wortes, fast möchten wir auch sagen: die Einheit des Ortes, denn dieser wechselt in der Nähe von Zirl. Das Vorbild dürfen wir schwerlich in der deutschen Literatur, sondern bei den Tiroler Bauernspielen suchen; daß Primisser Goethes „Götz" oder Schillers „Räuber" gekannt habe, wüßte ich nicht zu beweisen, obschon sich auch hie und da Kraftstellen finden.

So sagt Graf Buchenheim zum Kurfürsten Maximilian: „Das Landvolk ist sehr erbittert, es wagt Alles!"

Dieser antwortet: „Und ich fürchte Alles — Freund, mir schwindelt: keine Nachrichten aus Etschland, Gott weiß, wie es dort zugeht; meine Boten werden aufgefangen, durchaus Alles verhackt und im ganzen Lande kein Spitzbube anzutreffen — das ist unerhört! Einen

Tiroler zu bestechen, hab' ich nicht Geld genug. Ich sehe keinen Feind, und doch ist das Land unüberwindlich. Gott hat den Tirolern starke Mauern gebaut; betrachtet diese Felsen — dieser dort heißt die Martinswand — seht Ihr, dort, wo das Kreuz steht, mitten in der Felsenwand steht, litt der große Kaiser Todesangst. Er jagte einer Gemse nach, stieg so weit hinein, bis er nicht mehr zurückkonnte. Man sagt, ein Engel habe ihn herausgeführt. Gott! wer wird mich da hinausführen?"

Buchenheim: „Unser Mut!"

Maximilian: „Graf, ich kann Euch versichern, mir ist nicht wohl bei der Sache. Steigen wir gegen den Fluß hinauf. Ich kann sagen, das Ufer dieses Flusses hat so was Anziehendes, das klare, schnell fließende Wasser erregt in mir, — was seh' ich? Das Unglück zerschmettert uns an diesen Felsen! Seht, dort schwimmt eine Leiche herab! Seht dort wieder eine! Himmel! da ein ganzer Schwall — von meiner Mannschaft — halb erschlagene Bayern liegen auf den Toten! Heiliger Gott! Graf! eilet, entfernt die Mannschaft vom Ufer, sonst tötet sie Furcht und Grausen."

Buchenheim: „Ich eile, den Befehl zu vollziehen!"

Maximilian: „O Tirol! Deine Berge sind die Grabsteine meiner schönsten Armee!"

Koppenhaggen, der Anführer der Tiroler, beginnt an seiner Tochter Marianne zu zweifeln. Er ruft: „Kind, komm her; du gleichst deiner Mutter, das war ein Weib, wie nicht zehn unter der Sonne sind, du bist immer deines Vaters Augapfel gewesen und bist es noch wirklich, mein Wunsch (indem er ihre Hand in die Sterzin-

gers legt) bleibt der alte, aber find' ich dich schuldig, liebst du den Bayern, der deine armen Landsleute in die Klippen verscheucht oder den Vögeln in der Luft zur Speise vormetzeln will; — liebst du diesen, so könnt' ich deine Seele langsam aus dieser Hülle martern, die mir das Leben schuldig ist; könnte sie dann verfolgen — in die Ewigkeit bis zum Richterstuhle Gottes und dort, dort deines Verbrechens dich anklagen. Tochter, hüte dich und liebe nicht den, der auf das Blut deines Vaters lauert; folge mir, sonst umarmt dich dein Vater heut' das letzte Mal!" — Später hat auch ihr Bräutigam Sterzinger Sorgen; er sagt: „Ja, der Gedanke nagt mir am Herzen! Sie muß, sie muß unschuldig sein, — das Verbrechen ist zu groß, als daß es ein Mensch auf ein Mal ersteigen könnte, ohne eine Leiter von begangenen kleinen Verbrechen. Vater, Ihr habt diese Tränen nicht gesehen, ihre Schwüre nicht gehört, ihre Leiden nicht gefühlt, o daraus muß man den Engel erkennen, Vater!" — Ist das ein Nachklang von „Sturm und Drang"?

Lassen wir noch den Schützen Spielhan die Schlacht schildern, da redet der echte Tiroler: „Die Steinplatten dort auf den Felsen, die wir überm Wege hergericht, haben trefflichen Dienst getan. Ha ha ha! hab' lachen müssen; der Tambour, der seinen Leuten den Tod zugetrommelt, war ungemein geschäftig; da wirft ihm einer mit einem Stein die Trommel vom Bauch weg, er d'rauf hin, und weil die Trommel schwerer war als der Tambour, riß sie ihn mit sich den Berg hinab. Indessen lassen wir oben den Verhack los. Wie eine Schneewand ist der Teufel all auf die ganze Schar hinabgeritten. Nicht die Hälfte hatte Zeit genug, Reue und Leid zu machen.

Aber dann wären wir doch auch bald zum Handkuß gekommen; uns gegenüber kamen auf einer Anhöhe andere Scharen mit dem schweren Geschütze herfür, und da kamen gählings Kugeln her; ich lüge nicht, wie mein Hut groß. Ist mir ein wenig warm geworden, aber zu unserem Glücke ist es meistens über uns hinausgeflogen; zwei Telferer hats beim Kopf genommen, sonst ist weiter nichts geschehen."

Will man Sprache und Stil Primissers beurteilen, um ihn mit Anderen zu vergleichen und ihm seinen Platz in der Literatur-Geschichte anzuweisen, so behalte man stets die Jahreszahl 1782 im Auge, möglicherweise kann das Stück früher entstanden sein. Rücksicht muß man auch darauf nehmen, daß es ein patriotisches Schauspiel ist. Es verflicht die kriegerischen Ereignisse von 1703, ohne sich an die Geschichte zu binden, mit dem Schicksale des Brautpaares Martin Sterzinger und Marianne Koppenhaggen. Diese gerät durch verschiedene Zufälle in den Verdacht der Untreue, der lüsterne Graf Buchenheim will sie erst überreden und dann mit Gewalt fortschleppen, ihre Schuldlosigkeit wird bewiesen, und als Koppenhaggen durch Sterzinger aus der Gefangenschaft befreit wird, bei der Siegesfeier das Paar vereinigt. Der Aufbau und die Gliederung ist hie und da etwas unbeholfen, die Charaktere mehr angedeutet als psychologisch entwickelt; hervorzuheben ist der frische Realismus, der keck ins Tiroler Leben greift und mit derber Wahrheit Züge desselben wiedergibt. Man darf wohl darauf hindeuten, daß in allen Tiroler Dichtern bis auf den heutigen Tag ein scharfer, starker Erdgeruch zu spüren ist. Sie sind, wenn und wo sie sich auch auf

den Standpunkt des allgemein Menschlichen erhoben, nur selten in den bekannten abgegriffenen Phrasen und platten Gemeinplätzen der Tagesliteratur verlottert. Das verleiht ihnen eine gemeinsame Physiognomie, wie sie kaum ein anderes deutsches Gebiet zeigt, mögen sie sonst die verschiedensten Richtungen einschlagen, ja sich bekämpfen.

Tirolische Kriegslieder

Mehr und mehr verschwinden die Ueberreste alten Volkslebens; sei es nun, daß dieses, zum Teil in sich abgestorben, der Zeit verfallen ist, oder daß der moderne Staat es äußerlich hemmt und die Neuschule die Schößlinge erstickt. Dem natürlichen Verlauf der Sache nach muß dieses Aussterben in der Ebene weit früher erfolgen: Hier breitet sich schon tiefe Dämmerung aus, während hoch über den Bergen noch das lichte Abendrot schwebt. Aber auch die Gebirge können mit ihren trotzigen Wällen den einbrechenden Untergang nicht abhalten; es braucht nicht eine Reihe von Dezennien, schon wenige Jahre genügen, das Erlöschen volkstümlicher Züge, wie sie oft fratzenhaft, oft in ehrwürdiger Kraft hervortreten und den Uebergang von einer markanten Bauernphysiognomie zum nichtssagenden Allerweltsgesicht eines Fabrikarbeiters zu zeigen.

Wer hätte nicht schon vom Tiroler Bauernspiele gehört? Und doch besteht es nicht mehr, wie es einst bestanden, die alten Formen sind größtenteils zerbrochen und über die Bretter der Dorfbühne stolpern die verkappten Gestalten der städtischen Theater. Nur Greise erzählen noch von den dramatisierten Legenden aus ihrer

Jugend, die gar so schön gewesen seien und rezitieren wohl auch einen oder den anderen Knittelreim, der sich besonders tief ins Gedächtnis prägte. Die Landecker beabsichtigten vor einigen Jahren, ein solches Stück neu in Szene zu setzen, stießen jedoch auf höheren Widerstand, wie jener Müllermeister in Thaur, der vor kurzem die Passion zur Aufführung bringen wollte und sein Manuskript sogar nach Rom zur Begutachtung sandte. Noch vor fünfzig Jahren ertönten in der Christmette die Hirtenlieder, Aufgeklärten freilich zum Spaße, Bauern und Sennern jedoch, welche in diesen Vorbildern aus Betlehem ihr eigenstes Wesen erkannten, zu aufrichtiger Erbauung. Der Himmel war mit der Erde noch nicht in einem solchen Gegensatz, daß die seligen Chöre derselben durch einen naiven Scherz beim gloria in excelsis deo gestört worden wären. Jetzt hört man hie und da schon sogar von den Kanzeln gegen die Krippen eifern, welche das kindlich fromme Gemüt des hl. Franziskus v. Assisi, der vielleicht so asketisch war, als unsere sauerblickenden Ultramontanen neuesten Datums zu sein vorgeben, vor Jahrhunderten eingeführt hat. Wer die Sache ohne Vorliebe für die eine oder die andere Partei betrachtet, fühlt freilich, daß sich all diese Gebräuche mit der kalten Reflexion der Gegenwart nicht recht vertragen und für das jetzige Geschlecht nach und nach zu Anachronismen werden. Von diesem Standpunkt verfällt das Ganze dem Naturgesetz von Sein und Vergehen; der Freund geschichtlicher Entwicklung wird jedoch gern den schwindenden Schatten der Vergangenheit das Auge zuwenden und wahrlich, es ist jetzt die höchste Zeit, ehe sie noch ganz verblassen, ihre flüchtigen Umrisse zu zeichnen.

Nicht bloß das Schauspiel, an welchem die Gesamtheit des Volkes teilnahm, ist dem Untergange verfallen, nur die Lyrik, — freilich das Subjektivste, was sich denken läßt, blüht noch da und dort. Wenn übrigens jemand äußerte, der lustige Tirolerbua mit seinen Schnadahüpfeln werde bald selbst eine Sage sein, so ist dies nicht so ganz ohne Wahrheit. Im Garten Tirols, an den Rebenhügeln der Etsch, blühte diese Art Dichtung nie sonderlich üppig, (und wenn auch, so vergeht jetzt den Bauern wahrlich alle Lust zum Singen), im Oberland, wo ohnehin ein härteres Geschlecht mit dem steinigen Boden ringt, heißt die Not allmählich den Lerchenschlag des Jodlers verstummen. Am hellsten erschallt er noch auf dem Sonnwendjoch und dem Kaisergebirge im Unterinntale, dessen schöne reiche Alpentriften ein heiteres und sorgenfreies Leben, wie der Tourist gern davon träumt, am ehesten gestatten. Nördlich von diesem vereinzelten Gebirgsstocke streichen die Kalkwände Achentals, Brandenbergs und der Tiersee dahin und verlaufen in die bayrische Ebene, südlich lagern auf Gneis und Glimmerschiefer die Gletscher der Zentralkette, fruchtbare Täler, bewohnt von gutmütigen heiteren Leuten, dehnen sich an den Abhängen aus, so das lustige, sangreiche Zillertal; was hier gesungen wird, geht von dort übers Joch nach Taufers und Pustertal, wo selten ein neues Lied ertönt. Ich habe viele hundert Schnadahüpfln aus diesen Bezirken gehabt, die besten derselben sind häufig nur Variationen von einander. Sehr irren würde übrigens, wer denselben wie so manchen Volksliedern hohes Alter zuschreiben wollte, es sind Kinder des Augenblicks: wie jeder Sommer neue Alpenblumen blü-

hen und welken läßt, erweckt er auch in Scherz, Spott und Liebe neue G'sangln und läßt sie wieder verwehen. Art und Weise dieser kurzen Strophen ist hinlänglich bekannt, sie flogen in zahlloser Menge hin und her, als noch der Senner die Zither spielte, jetzt eifert der Klerus, besonders der jüngere gegen dieses Werkzeug, mit dem der Teufel die Seelen lockt und so mancher Bauernbursche mußte mit feuchtem Auge zusehen, wie der Ortsgeistliche mit heiligem Ingrimm die Saiten zerriß und das geliebte Instrument zerschmetterte. Diese Strenge mag freilich dort, wo der Unfug der Winkeltänze stark eingerissen hat, einige Rechtfertigung ansprechen, doch wäre es auch hier gut, das Sprüchlein: „Abusu non tollitur usus" oder „Allzu scharf macht schartig" nicht aus dem Gesichte zu lassen.

Verwandten Ursprung und ähnliches Schicksal wie die Schnadahüpfeln haben die Schmählieder, welche oft viele Strophen zählen und nach eintöniger Melodie gesungen werden. Irgend ein komischer Vorfall, wo sich jemand lächerlich macht, gibt den Stoff, einige Burschen setzen sich in den langen Winterabenden zusammen und machen ein Gedicht daraus, welches dem Betreffenden und dann nach der Reihe jedem, der es hören will, vorgetragen wird. Diese Lieder wechseln mit der Zeit und das Interesse daran schwindet, sowie ein neuer Vorfall neuen Stoff liefert; manche, die noch vor wenigen Jahren sehr beliebt waren, sind jetzt vergessen wie jenes berühmte „Burgel gea hear zu miar und laß dir sag'n"; es war zu Anfang dieses Jahrhunderts in ganz Zillertal verbreitet, die Aufzeichnung des Landrichters Stolz wurde zufällig erhalten.

›Das eigentliche Volkslied, wie es im übrigen Deutschland gang und gäbe war, kommt bei uns nur in spärlichen Ueberresten vor, wahrscheinlich war es auch nie so verbreitet. Simrocks Sammlung enthält das Lied „Innsbruck ich muß dich lassen"; die Melodie dazu komponierte angeblich ein Kapellmeister des Kaisers Max, sie ging, wie versichert wird, auf das protestantische Kirchenlied „O Haupt voll Blut und Wunden" über.‹

Fremde, welche das Land besuchen, fragen bisweilen, ob denn keine Kriegslieder aus der tatenreichen Vergangenheit des Landes übrig seien. — Davon weiß niemand zu sagen. Die große Niederlage auf der Malserheide, wo die Bauern, obwohl von allen Seiten umringt, ritterlich kämpften, so daß ihrer 4000 mit Wunden an der Brust die Wahlstatt deckten, während der Adel sich hoch zu Roß in schimpfliche Flucht warf, hat keinen Sänger gefunden, die Not der Witwen und Waisen im Etschlande zu beklagen, nur in jetzt unverstandenen Sagen klingt der Schrecken jener Tage nach. Ueber die Eroberung Kufsteins durch Kaiser Max wurde ein Lied durch Deutschland getragen, es hat jedoch in seinem ganzen Wesen zu wenig Tirolisches, als daß wir es uns aneignen dürften; vielleicht verfaßte es irgend ein Schwartenhals von Landsknecht, „der auch mit dabei war". Der bayrische Rummel von 1703, wo Taten geschahen, die sich mit denen der Schweizer wohl messen dürfen und überdies größere historische Beglaubigung haben, hätte wohl einen Halbsuter verdient; er hinterließ weniger Spuren, als man billig erwarten sollte, im Gedächtnis des Volkes, doch haben wir das Spin-

gesferlied. Die Dipaulische Bibliothek, die im Museum hinterlegt ist, enthält zwar einen Band Kriegslieder aus den Zeiten von 1796 bis 1801. Als ich sie zuerst entdeckte, war ich hocherfreut und glaubte mich schon am Ziel langgehegter Wünsche, fand mich jedoch sehr bald enttäuscht. Wenden wir diesen fliegenden Blättern, wie sie der Sammler zu einem Band vereinigte, kurze Aufmerksamkeit zu; wenn sie auch dem echten Volksliede mehr oder minder fern stehen, so charakterisieren sie doch die Zustände jener Epoche und die Auffassung von Männern, die sie handelnd oder leidend miterlebten. Ueber jene Tage, die zu den ruhmvollsten deutscher Geschichte zählen, ist ohnehin jenseits der Berge, wo man vor dem Glanze von 1809 die Helden von Spinges und am Strubpasse übersieht, weniger bekannt. Die in Rede stehenden Lieder sind ungefähr der Art, wie man sie auch jetzt noch bei Leichenzügen und öffentlichen Gelegenheiten austeilt; sie werden gelesen, aber selten gesungen. Nicht die Bauern, denn diese dachten lieber an's Dreinschlagen, sondern Herren im „Spatzenfrack" betätigten so ihre gute Gesinnung; diese Gedichte sind daher, wie sich Fall für Fall nachweisen läßt, städtischen Ursprungs und meist für städtische Kompagnien bestimmt. Einige versuchten Ton und Dialekt der Bauern beizubehalten, wie Staudacher, der Chorregent von Schwaz und der gelehrte Primisser; ihre Reime sind weitaus am besten und auch heute noch lesbar. Von jenem stammt ein Lied: „An die frischen Tiroler bei Gelegenheit des Franzosenkrieges. Mit Begleitung der türkischen Musik abgesungen am 3. Juli 1796 auf der Schießstätte zu Schwaz." Noch besser ist ein Gedicht Primissers, das s. Z. großen Bei-

fall und weite Verbreitung gefunden zu haben scheint, weil ältere Leute noch davon zu erzählen wissen und Stellen daraus angeben können. Besonders löblich darin ist die Charakteristik der verschiedenen Stämme Tirols, wie sie nacheinander zum Streit ausrücken, durchweg zeigt sich ein rascher, männlicher Gang. An den Stil der Bauernkomödie erinnert ein Patriot von Innsbruck, der „Die getreuen Tiroler zum Vaterlandsschutze" in steifen Alexandrinern aufmuntert:

„Auf, auf, du lieb's Tirol! Du Pflanzstatt wahrer Treu,
Zeig, daß noch Mut und Herz in deinem Busen sei.
Blick tröstlich auf die Zeit und Beispiel deiner Ahnen,
Auf ihr' durch Tapferkeit erworbne Siegesfahnen,
Auf Gottes Macht gestützt, ergriffen sie die Waffen,
Um den sehr stolzen Feind aus ihrem Land zu schaffen usw.

Diese Lieder, wie gesagt, sind noch erträglich, ja sogar nicht ohne Verdienst, wie wahre Don Quixotes nehmen sich aber die „G'studierten" aus, wenn sie den Pegasus besteigen und als echte Ritter der Hippokrene zu buhurdieren anfangen. Ein Bozener stellt einem „Lied der wackeren Etschländer, die zur Verteidigung des Vaterlandes an der Grenze stehen" als Motto die Verse aus Horaz, Ode XII lib IV voran:

Genaunos implacidum genus
Brennosque ocloces et arces
Alpibus impositas tremendis
. . . . immanesque Rhaetos,
Devoto morti pectora liberae.

Dann singt er:

Unser Schwert, das soll euch's lohnen
Zügellose Legionen
Daß wir haben müssen fort

Heulten Mutter, Weib und Basen
Und das Mädchen sah die Gaßen
Tränend uns und traurig nach.

In hohem Grade komisch wirkt das Gedicht: „Landesdefensionszug und Abschied der Tiroler". Darin kommt wörtlich folgendes vor:

Uns führet Gott im Schlachtgewühl
Wo Höllenhorden stehen
Bei unserm Katapultgebrüll,*)
Verknüpft mit Lahn und Berggerüll**)
Muß Roß und Mann vergehen.
Trotz Schwärmer Dir, trotz dir Huron***)
Wie stark du immer seist
Wir fechten für Religion
Denn sie ist unser Trost und Lohn
Mit Stutzen und mit Fäust."

Wieder ein anderer glaubt die an der Grenze stehenden Tiroler Scharfschützen in folgender Weise zur Tapferkeit aneifern zu müssen:

Nein Freiheit, du bist's nicht imstande
Vergebens bemühst du dich so
Zu heilig, zu eng sind die Bande
Geh, packe dich über den Po.
Du findst nicht in unserem Lande
Verblendete Liebhaber hier;
Pfui! Rhätien hielt' es für Schande
Dies sage, dies bürge ich dir.

*) Eine gewisse Maschine, womit ehedem die Römer große Steinmassen schleuderten.

**) Ein technologischer Bergwerksspruch, bedeutet lockeres Gebürg, das immer nachfällt.

***) Wie Voltaire war. (Anmerkungen des Dichters).

Die Innsbrucker Bürger werden mit folgendem Aufruf ins Feld kommandiert:

Auf, Mayors gebeut zur Fahne
Bürger Innsbruks, zieht in's Feld
Tretet mutig an die Bahne
Feinde rasen durch die Welt.

Auch Baron Hormayr, der so gern den Volksmann spielte und im Jahre 1809 sehr zweideutige Lorbeern erntete, machte einen Anlauf zum Reimen. Probe davon ist das „Volkslied, den tapfern Tiroler Schützen und Landleuten, welche im Begriff stehen, ihr Vaterland wider die alles zerstörenden Frankreicher mutig zu verteidigen, von einem Gutgesinnten geweihet. Am ersten des Brachmonat 1796". — Hormayer versuchte später in einem eigenen Werke alle Strahlen des großen Tiroler Aufstandes um sein Haupt zu sammeln und den Märtyrer von Mantua als Plumpsack und Hampelmann hinzustellen; dies ist aber gänzlich mißlungen, der selbstgeschaffene Nimbus erlosch wie ein Irrlicht im Sumpfe, sogar der kümmerliche Rest, der vielleicht hie und da noch übrig war, ist durch das jüngst veröffentlichte Quellenwerk Rapps vernichtet worden. Bei den Bauern, welche sich um die von den „Herren" fabrizierte Geschichte nie bekümmerten, stand Hormayr ohnehin stets im schlimmsten Andenken. Sein Lied ist übrigens gerade so geschwollen bombastisch und von gelehrten Phrasen durchwebt wie die, über welche wir bereits referierten, übertrifft sie aber alle an endloser Länge; — bleibe es dem Staub und den Motten überlassen. Gleiches Schicksal wünschen wie der Ode in Asklepiaden, welche ein Bozener im Denis Klopstockschen Bardenstil den anrückenden Fran-

zosen entgegenbrüllte. Nachdem der Sieg errungen war, dichtete der K. K. Oberfeldarzt Al. Weißenbach, dessen Stücke auf den Wiener Theatern eine Zeitlang beliebt waren, eine Kantate „Das gerettete Tirol", von der ich die erste Strophe zur Belustigung des Lesers anführe:

Die Hände an die Felsenwände klammernd
Und nassen Auges Berg und Tal durchjammernd
Stand gleich der Tantalide Rhätia
Den jungfräulichen Schleier halb zerrissen
Mit wunden, blutenden und matten Füßen
Hoch auf des Brenners Schneegefilden da.

Auch die dramatische Muse wollte ihre Kränze auf den Altar des Vaterlandes legen, leider bestehen sie fast ganz aus welkem Laube. Ein Stück blieb uns erhalten, welches im Innsbrucker Museum aufbewahrt wird. Die Aufschrift lautet: „Der Landsturm oder der Ausmarsch der Tiroler gegen die Franzosen. Ein nach der wahren Geschichte bearbeitetes Schauspiel. Aufgeführt von einigen dabei gewesten Landesverteidigern 1798". Es ist im Dialekt der Innsbrucker Gegend geschrieben, ohne gerade sehr volksmäßig zu sein; der Text des eingelegten Liedes ist für die Melodie des bekannten „Freut euch des Lebens" von Usteri bearbeitet. Wir geben eine Probe:

Ein Bauer:

Nun geht's und hockt's enk nieder
Und stimmt's fein alle z'samm,
Wir singen von Prinz Karl
Dem lieben braven Mann.

Alle singen:

Freut euch des Lebens
Weil noch Prinz Karl lebt

Er lebt und kämpft,
Der Franzmann sieht
Des Helden Tapferkeit und flieht.
So flieht er einst vor uns, der Feind
Wenn uns Prinz Karl führt usw.

Die Bozner wollten auch nicht zurückbleiben. Sie führten im Fasching des Jahres 1798 ein ländliches Singspiel mit Duetten, Terzetten und Rezitativen auf: „Der Tiroler Landsturm im Franzosenkriege, ein vaterländisches Schauspiel mit Musik in 2 Aufzügen. Verfaßt und in Musik gesetzt für die Gesellschaft der Tonkünstler in Bozen und von diesen gewidmet dem Publikum der Stadt Bozen".

Seit 1801 sind nicht einmal mehr fliegende Blätter vorhanden; der Lieder, welche bis dahin für Scheibenschießen und andere Schützenfeste gemacht wurden, will ich, weil sie völlig wertlos und strohern sind, gar nicht gedenken. Bald darauf wurde Tirol bayrisch, da fehlte der ländlichen Muse jede Ursache zum Ergusse von Gesängen. Wohl kenne ich aus dieser gährenden Zeit einige Schnadahüpfln auf die Bayern und ihren König, ich wage jedoch nicht, sie mitzuteilen, so gemein und roh sind sie! Indes bemühten sich die offiziellen Federn, zu verkleistern und erklärten, während bereits dumpfes Grollen durch das Volk ging, alles, was nicht zu ihrem Servilismus paßte, als Widerspenstigkeit von etlichen einflußlosen und törichten Uebelgesinnten. Wer sich davon überzeugen will, lese die im Innsbrucker Museum aus jenen Tagen hinterlegten Journale, wir wollen darüber schweigen und zwar um so lieber, weil bald darauf unsere Bauern mit dem ganzen Troß Montgelas-

scher Komissäre den lustigen Kehraus tanzten. Nachdem das Volk sich in der Riesenkraft und Majestät seines Willens erhoben und die Dränger über den Hang der Alpentäler lawinengleich hinabgeschleudert hatte, da duckten die Männlein von der Feder, welche sich im Frieden des Berufes zur Herrschaft anmaßen, gar mausig in einem Winkel, denn sie wußten, daß die Bauern die Herren nicht viel mochten und lieber bei einer Flasche Terlaner, als von Tintengeschirren Begeisterung holten. Nur ein junger Praktikant bei der Baudirektion, namens Zoller, ließ hie und da ein Gedicht fliegen, die Bayern versetzten ihn zur Strafe aus seinem Vaterlande Tirol nach München. Trotz aller Bemühung konnte ich keines dieser Blätter erlangen, sie scheinen spurlos verweht. Man hatte damals nicht recht Zeit, sich mit derlei abzugeben, selbst der größte Genius würde die drängenden Ereignisse kaum erreicht, noch viel weniger, wie es künstlerische Gestaltung erfordert, beherrscht haben. — Hat aber nicht der Bauer selbst dem fliehenden Feinde Spottlieder nachgeschleudert? Hat er nicht seinen Siegesjubel hinausgejauchzt über die Berge? Nur spärliche Kunde ist davon geblieben. Die Ereignisse folgten wie Wunder Schlag auf Schlag, zu stürmisch und gewaltig, so daß sie kein Lied begleiten konnte, ehe dieses fertig geworden und Verbreitung gefunden, wäre schon wieder Perspektive und Szenerie anders gewesen: Freiheit und Sieg loderten wie Blitze hell auf den Bergen, um dann ohne Abendrot in die Nacht zu sinken. Die Eindrücke konnten sich nicht zu jener Ruhe abklären, welche Grundbedingung des historischen Gedichtes ist. Das Volk wurde neuerdings unterjocht, der Untergang aller Hoffnungen,

die Enttäuschung war zu furchtbar, als daß man unter der feindlichen Regierung mit Freude hätte daran denken mögen, alte Erinnerungen im Liede festzuhalten. Als Tirol an Oesterreich zurückkam, war mit der ersten Frische der Erlebnisse auch der rechte Augenblick und die Stimmung für das Lied dahin. Jetzt ist kaum mehr viel zu finden. Die Männer jener Tage, welche man wohl mit den Marathonkämpfern, deren Verscheiden Aristophanes so bitter beklagt vergleichen kann, starben allmählich aus; auf den Gräbern wandelt ein neues Geschlecht, das seine Gegenwart, seine Bedürfnisse hat, die Klänge aus jener Zeit werden immer seltener, wenn auch außerhalb der Berge und allmählich innerhalb derselben Dichter ihrem Schatten kunstvolle Lieder weihen.

Ein Lied von 1809 kann ich mitteilen. Die Erzählung, wie ich es erhalten, dürfte für die Echtheit derselben Bürgschaft leisten. Zu Absam hörte ich von einem alten Soldaten, der 1809 mitgefochten habe und jetzt noch im Wirtshause, wenn er erst ein paar Gläser getrunken, mit andern Veteranen ein Lied vom Speckbacher singe. Ich ließ ihn, weil ich es zu erhalten wünschte, zu mir einladen, allein er meinte, man wolle ihn nur vexieren und erst der freundlichen Wirtstochter gelang es, ihn endlich vom Gegenteil zu überzeugen. Ich ersuchte ihn nun, das Lied vorzusagen, damit ich es aufschreiben könne, er jedoch erwiderte auf meine Bitte: „Mit dem Sagen ist es nichts, man muß es singen, denn die Arie gehört auch dazu." Nun trug er es mit einer etwas rostigen Stimme vor. Als ich ihn um den Ursprung desselben fragte, gab er an, er habe es im Neunerjahr zu Hall von Pfannhäusern — so heißen dort die Salinen-

arbeiter — gehört, die es oft gesungen hätten. Das Lied ist auch in anderer Beziehung interessant. Ich erwähnte oben des Buches von Rapp. Es ist jedenfalls einer der schätzenswertesten Beiträge zur Geschichte jener Tage, sowohl durch die Menge von Urkunden als auch, weil der Verfasser, welcher gewissermaßen Hofers Finanzminister war, in bezug auf das Geldwesen vielfache Aufklärung geben konnte. Leider hat sein Werk einen Flecken. Um seinen Vetter Straub, der Kronenwirt in Hall war und bei den Ereignissen jener Epoche mitwirkte, ins hellste Licht zu rücken, drängt er Speckbacher gegen alle historische Ueberlieferung ganz in den Hintergrund, ja, nennt ihn kaum und dann nur nebenbei. Dieses Lied, welches zu Hall oder in der Umgebung entstand, ist nun ein vollgiltiges Zeugnis für Speckbacher; denn das Volk läßt sich die Helden, die es besingen soll, nicht oktroieren, es weiß sie mit richtigem Instinkt selbst zu finden.

Lied.

Frisch auf, frisch auf, Tirolerbue!
Geh richt' dir jetz dein' Stutz'n zue
Hast du ihn nit im Hause mehr
So hol' ihn nur vom Wald daher.

Franzos'n und Baiern, kommt nur herein
Mier wöll'n eure Begleiter sein,
So lang mier hab'n Pulver und Blei
Bleib'n mier den Kaiser Franz getreu.
Der Kaiser Franz, der liebt uns wohl
Das wissen mier alle in Tirol
Drum hab'n mir uns auf's neu erwählt
Den Speckbacher zum Kriegesheld.

Den Speckbacher zum Kriegesheld!
Als Obrist ist er b'stellt in's Feld
Er lebet noch, er lebet noch
Im Voldertal auf einem Joch.
Von dorten kommt er glei hervor
Mit lustigem Tirolerkor
Er fangt a wieder z'schlag'n an
Und schwingt auf's neu den Kriegesfahn.

Tiroler streiten für's Oesterreicher Haus
Und zeichnen sich als Sieger aus
Damit sie werden einst befreit
Von ihrer harten Dienstbarkeit.

Johann Senn

Frommen Sinnes errichtet der Aelpler an dem Orte, wo ein Wanderer vom Felsen stürzte oder, von einer Lawine in den Abgrund geschleudert, unter der Last des Schnees erfror, einen Pfahl mit der Darstellung des Unfalls und empfiehlt die abgeschiedene Seele dem Gebet der Vorübergehenden. So möchte auch ich dem Tiroler Dichter Senn, welcher auf den Pfaden des Geistes verkam, wo mehr Klüfte gähnen und Klippen drohen, als in der schreckenvollsten Oede des Hochgebirges, eine solche Martersäule errichten — nicht als stolzes Denkmal, sondern zur Sühne dessen, was die Heimat an ihm versäumt, um wenigstens, so weit es an mir, das Gedächtnis seines Namens zu retten.

Johannes, Sohn des Pflegrichters Senn, dessen Name in der Geschichte Tirols mit Ehren genannt werden muß, wurde zu Pfunds am 1. April 1795 geboren. Das Datum bezeichnete er nachträglich oft im Scherze als schlechte Vorbedeutung. Die Mutter, welche nach wenigen Tagen starb, habe ihn in den April geschickt. Sein Leben machte den Scherz zur bitteren Wahrheit. Die ersten Eindrücke, welche der Knabe empfing, gingen von der großartigen Natur Tirols aus; die Aufregung

der Kriegsjahre und die Heldengestalt des Vaters prägten sich tief seiner Brust ein, sie bildeten den männlichen Sinn, das trotzige Gefühl der Unabhängigkeit, welches aus seinen Liedern widerklingt. Einen Teil seiner Gymnasialstudien vollendete er zu Innsbruck. Nach dem unglücklichen Ausgange des großen Kampfes von 1809 folgte er dem Vater nach Wien, wo er bald als elternlose Waise sich selbst überlassen geblieben wäre, hätte er nicht durch die Vorsorge des Kaisers Franz eine Stelle in einem Konvikt erhalten. Dort beschloß er auch seine philosophischen Studien und wendete sich dann der Rechtswissenschaft zu. Den Unterhalt mußte er sich, wie so mancher andere, durch zeitraubendes Stundengeben verdienen, was anderseits, da er den besten Häusern empfohlen war, dazu beitrug, seine Unbeholfenheit in der Gesellschaft abzuschleifen. Bald schloß sich an den feurigen strebsamen Jüngling ein Kreis gleichgesinnter Altersgenossen. Senn schreibt darüber:

„Die deutschen Befreiungskämpfe 1813—1815 hatten auch in Oesterreich eine bedeutende geistige Erhebung zurückgelassen. Unter andern hatte sich damals in Wien gleichsam instinktartig ohne alle Verabredung ein großartiger geselliger Kreis von jungen Literaten, Dichtern, Künstlern und Gebildeten überhaupt zusammengefunden, desgleichen die Kaiserstadt schwerlich bis dahin je gesehen und der nach seiner Auflösung nach allen Richtungen Samen der Zukunft streute.

Viele der Genossen nahmen in der Folge in Wissenschaft, Kunst und Poesie, wie im Staat ehrenvolle Stufen ein. Einige trug der neue Umschwung der Dinge seit März 1848 auch in der politischen Welt empor: Fischer

wurde Statthalter in Oberösterreich, Doblhof Minister. In diesem Kreise dichtete Franz Schubert seine Gesänge, die später durch Liszt zu europäischem Rufe gelangten, und sang Johann Meyrhofer seine Gedichte, an denen nachher Feuchtersleben Patenstelle vertrat, — anderer zu geschweigen, welche zu nennen hier nicht der Ort ist.

Auch meine Gedichte, von denen Schubert manche in Noten setzte, entstanden in diesem Kreise zum Teil, oder stehen in Beziehung zu demselben, oder sind als Nachklänge zu betrachten, wenn auch die wechselvolle Gegenwart ihr Recht behielt. So wenig dieselben würdig sind, den oben angedeuteten Erzeugnissen anderer an die Seite gesetzt zu werden, so verleugnen sie doch meist nicht ihren Ursprung im engern und weitern Sinne des Wortes, den sie häufig auch durch ihre Einkleidung bekennen, und dürften insofern wenigstens einiges bildungsgeschichtliches Interesse darbieten.

Uebrigens war auch jene Zeit eine Epoche der „Errungenschaften".

Die Freiheit nach außen war durch die Vernichtung der Fremdherrschaft wirklich erkämpft, die innere Freiheit durch feierliche Verheißungen, wie es schien, verbürgt, welche so ziemlich alles in sich faßten, was die Schlagwörter der Gegenwart andeuten.

Diese Verheißungen wurden schon hier und da erfüllt, und man konnte der gänzlichen Erfüllung noch mit Vertrauen entgegensehen. Man ruhte auf Lorbeeren und Rosen, leicht gab man sich der erkenntnisreichen Beschaulichkeit, dem Gedankenleben hin, und in dem stolzen Bewußtsein gesicherter Berechtigung mochte man sich und andere schon etwas gelten lassen. Die Freiheit ent-

fesselt die Seele zum Geist und macht den Menschen zum Gott, und der Olymp senkt sich auf jede Stätte nieder, wo freie Menschen sich versammeln.

Aber ach — welche Enttäuschung! Das nur noch Verheißene wurde vorenthalten, das schon Gegebene zurückgenommen oder verkümmert, das Vertrauen hintergangen, die Stätten der Erde wurden Kerker, die Menschen zu Gefangenen. Aus war es mit dem beschaulichen Götterleben und übrig blieb nur die Klage, die Ergebung, die männliche Fassung im Hinblick auf die denn doch unausbleibliche schönere Zukunft.

Die Freuden und Leiden einer Generation spiegeln sich gewissermaßen in den individuellen Erlebnissen eines einzelnen, wie sie in meinen poetischen Denkblättern sich angedeutet finden. Von diesem Gesichtspunkt gewinnen die letzteren, so geringfügig sie sonst sein mögen, die Bedeutung wahrer Zeitgedichte, und zwar nicht nur in Hinsicht auf die bezügliche Vergangenheit, sondern auch auf die Gegenwart. Sie sind gleichsam eine Botschaft von jener an diese des Inhalts: „Durch meinen Schaden gewitzigt, lege die Hände nicht in den Schoß! Gedenke stets, daß die herrlichen Errungenschaften auch jetzt den Völkern nur gezeigt, nicht in vollen Besitz gegeben sind und daß sie in Wahrheit erst noch errungen werden müssen. Arbeit tut not und Wachsamkeit. Der Preis ist der Mühe und der Sorge wert. Du wirst die Freiheit besitzen und den Himmel nicht über den Sternen suchen, du hast ihn auf der Erde!"

So schrieb Senn, der Vergangenheit gedenkend, am Silvesterabend 1849.

Die geistreiche Gesellschaft kam hie und da in einem

Wirtshause zusammen, sei es nun, daß sie einen Tisch für sich in Beschlag nahm oder ein eigenes Zimmer aufsuchte. Dieser Umstand und weil hier nicht nach Wiener Brauch von Dirnen, Theater, Backhändeln und derlei amüsantem Nichts, sondern von Kunst, Wissenschaft und Philosophie die Rede war, — genügte, um die argwöhnische Aufmerksamkeit einer kleinlichen Polizei zu erregen. Ein Denunziant wagte, sich einzudrängen, wurde jedoch als nicht zur Gesellschaft gehörig zu verschwinden ersucht und, als er grob erwiderte, zur Tür hinausgeworfen. Aus Rache zeigte er sie wegen hochverräterischer Umtriebe an. In jener Nacht rasselten die Fiaker mit Polizeisoldaten auf den Rücksitzen durch alle Straßen von Wien, um die Verschwörer aus dem Neste zu holen. Da jedoch schon die erste Voruntersuchung ihre Unschuld herausstellte, wurden sie mit väterlichen Warnungen entlassen. Senn war bei jenem Auftritte zufällig nicht anwesend und daher dem Schicksal der Genossen entgangen, um einem noch härteren zu verfallen. Die Polizei hatte sich auch der Schriften der Verhafteten bemächtigt. In dem Tagebuche eines Freundes hieß es nun: „Senn ist der einzige Mensch, den ich fähig halte, für eine Idee zu sterben." — Eine Idee, für die man stirbt! — das konnte nur die Republik sein, und Senn war verhaftet. Trotzig berief er sich beim Verhör auf seine beleidigte Ehre und stellte dort, wo man vielleicht Bitten und Tränen erwartet hatte, das Recht, ihn gefangen zu halten, in Abrede. So zog man ihn im Anfange hin und her, schien dann seiner zu vergessen und ließ ihn ein Jahr und drei Monate im Kerker schmachten. Der Kommissar gab als Schlußakt der Untersuchung

das zweideutige Gutachten ab: „Er ist ein Genie.“ Man hielt ihn vielleicht gerade deshalb im Oesterreich jener Tage für gefährlich und lieferte ihn auf dem Schub nach Tirol, obgleich er dringende Vorstellungen machte, daß er sich nur zu Wien durch Lektionen Unterhalt verschaffen könne.

Da stand er hülflos, ohne Freund, er stand gebrandmarkt in den Bergen seiner Heimat. Um nicht zu verhungern, mußte er 1821 Abschreiber bei dem Advokaten Alfons Widmann werden, der ihm schließlich das schriftliche Zeugnis gab, er habe Jahr und Tag in seiner Kanzlei gearbeitet und während dieser Zeit natürliche Fähigkeit, Bildung und Rechtschaffenheit in gleich hohem Grade bewährt. — Wie sollte jedoch Senns feuriger Geist in so untergeordneter Stellung, wo er nirgends einen Hebel ansetzen konnte, um etwas zu leisten, lange aushalten? Verzweifelnd sah er sich jede Zukunft abgeschnitten. Aus Wohldienerei wollte ihm kein Vorstand eines Amtes die Kanzlei öffnen; den juridischen Doktorgrad zu nehmen, fehlten ihm alle Mittel, und was hätte er ihm auch genützt! Man würde es zu vereiteln gewußt haben, daß sich ein so gefährlicher Mensch, in dessen Brust der bitterste Groll kochte, als Advokat selbständig niederlasse. Da nahm er 1823 Einstandsgeld für ein Muttersöhnchen und wurde im Regiment Kaiserjäger gemeiner Soldat. Mit kurzen Worten zeigt er es einem Freunde an: „Während du dich in Kleinigkeiten erschöpfst, habe ich meinem Leben eine große Entscheidung gegeben — ich bin Soldat geworden. Adieu!“ — Oesterreichischer Soldat in jener Zeit! man muß wissen, was das heißen will. Mit stummem Fleiße lernte er alle Ein-

zelheiten eines kleinlichen Gamaschendienstes; daß er jedoch auch hier nach einer seinem Sinn angemessenen Wirkungssphäre strebte, wird ihm niemand verargen. Ein Freund, der ihm eine Lehrerstelle in einem militärischen Erziehungshause verschaffen sollte, antwortete ihm: „Sie waren schon für das Erziehungshaus in Hall auserkoren. Der dortige Direktor aber sagte, Sie wären zu geschickt für jene Anstalt, Sie würden das Ganze zu sehr übersehen, also mehr einsehen, als man wünscht, daß gesehen werde. Dieser Grund war nicht zu widerlegen."

Später wurde er Lehrer der Kadettenschule des Regiments; als er zu einem anderen Zwecke verwendet wurde, überreichten ihm seine Zöglinge eine Dankadresse. Im Jahre 1827 begegnen wir ihm als Oberjäger in Innsbruck, 1828 hatte er sich trotz der gegen ihn bestandenen Vorurteile zum Offizier emporgearbeitet. Er marschierte 1831 nach Italien, besuchte Dantes Grab und beschäftigte sich, soweit es bei einem Feldzug möglich, mit Machiavelli. Ueber einzelne Ereignisse, welche ihn auf dieser Fahrt betroffen, ist wenig mehr zu erfragen; was sein geistiges Leben anlangt, so konnte er unter den Verhältnissen, welche ihn nach Italien führten und dort festhielten, freilich nicht zu jener Abklärung des Innern gelangen, wie andere vor ihm, doch ist in den Stoffen seiner Gedichte die Anregung nicht zu verkennen, die er aus seiner Umgebung schöpfte; wir erinnern an „Dame und Schleier", worin er in origineller Weise die Armee mit den ihr vorausfliegenden leichten Truppen schildert. Mehr und mehr durchzuckte ihn das furchtbare Gefühl eines verlorenen Lebens.

Er schreibt an den Pater Seraphikus Bruchmann zu Würzburg, der im Jahre 1819 Genosse des oben erwähnten Wiener Jünglingsvereins gewesen war:

„Sie haben sich in Erniedrigung, Gefahr und Not stets auf eine Art in Wort und Tat zu mir bekannt, daß die Welt ein Beispiel darin finden würde, wenn sie es wüßte. Ich aber stehe zwischen den Ruinen meines Lebens; — soll ich mir auf diesem Grund und Boden einen Genius Salvator krönen und ihm aus diesen Trümmern einen Thron bereiten? Sie sind des entsetzlichen Hohns nicht fähig, das zu verlangen, obwohl vielleicht ich, es zu tun. Ich will es aber nicht tun, sondern zu einer Art von Dank Ihnen offenherzig sagen, daß ich die Rechte dieser Stätte des Untergangs kenne, in deren Bereich der Name der Freundschaft auf jeder menschlichen Lippe zu verstummen schuldig ist. Gleichwie mir nur das Höchste im Leben unerreichbar geblieben ist, so wirft dieser Umstand einen Schatten auf meine Welt, in welchem mir der Glanz aller Dinge erlischt, meine eigene Existenz wie die Wahrheit aller erhaltenden Beziehungen mir verschwindet, ja die äußere Realität der letzteren bloß wie zum vollendeten Spott sich mir aufdrängt, welche grausame Mystifikation, darauf eingehend, zu erwidern dann eine eigene Art von Zeitvertreib abgibt, wobei ich mich durch diesen Brief freiwillig unterbreche, zu dem aber übrigens Götter und Menschen weinen könnten, ohne sich zu schämen. So wie nun aber meine falsche Existenz noch bei Leben ist und außer ihrer eigenen Falschheit alle Uebel mit dem übrigen Dasein teilt und augenblicklicher Linderung fähig wie bedürftig ist, so zähle ich im Geiste die vielen Momente, die Sie mir

verschönert oder über die Sie mir freundlich hinweggeholfen haben, und alle Merkmale der Schätzung und des Wohlwollens, womit Sie mich überhäuft. Ich rechne hierher Ihren schönen Brief und die namhafte Summe, womit Sie mir letzlich beisprangen. Glauben Sie, daß ich fühle, was Sie je Unwürdiges von mir fern gehalten und was Sie je Würdiges über mich verbreitet haben."

Senn grünten übrigens beim Militär keine Lorbeeren mehr; er kränkelte fast ein ganzes Jahr und mußte den Abschied nehmen — mit der Pension von 200 Fl., die 1856 auf 250 Fl. erhöht ward. Zu wenig um zu leben, zu viel um zu sterben! Auch die Verleumdung heftete sich noch an seinen Fuß; man sagte, daß er, lebend in einer phantastischen Welt, zum Dienst unbrauchbar gewesen und deswegen beiseite geschoben worden wäre. Man sucht eben in Tirol jedem, dessen Streben sich nicht in kirchlichen Bahnen bewegt, eins anzuhängen; was jedoch Senn betrifft, so sind wir in der Lage, diese Anschuldigung gründlich zurückzuweisen. Wir haben das Zeugnis seines Obersten, des Grafen Sickingen, in Händen, und dieses lautet so: „Dem k. k. Herrn Leutenant Johann Senn, welcher 9 Jahre 11 Monate in dem unter meinem Kommando stehenden Kaiserjägerregimente gedient hat und wegen der sich im Allerhöchsten Dienste zugezogenen physischen Gebrechen am 16. Mai 1831 in den Pensionsstand versetzt wurde, erteile ich hiermit das Zeugnis, daß derselbe vom Jahre 1823 bis 1831 in der Kadettenschule des besagten Regiments als Lehrer der deutschen Sprache, des Geschäftsstils, der Geschichte und Geographie verwendet wurde, wobei derselbe nicht nur seine eigenen umfassenden Kenntnisse in

den besagten Gegenständen an den Tag legte, sondern auch einen Eifer und eine Tätigkeit entwickelte, wodurch seine Lehrvorträge den günstigsten Erfolg hatten und ihm die besondere Zufriedenheit und den Dank des Regimentskommandos erwarben. Da ferner dieser Offizier mit einem tiefdenkenden Geiste und einer ausgebreiteten wissenschaftlichen Bildung auch einen sehr rechtlichen Charakter verbindet, so rechne ich es mir zur angenehmsten Pflicht, ihn allerorten, wo er sich allenfalls wegen seiner dermaligen Verhältnisse zur Verbesserung seiner Lage um irgend eine Anstellung bewerben sollte, bestens anzuempfehlen.“ Man wußte also beim Militär seinen Wert sehr wohl zu schätzen, und nach diesem Zeugnisse gereicht es nicht ihm zur Schande daß er es in zehn Jahren nur zum Leutnant brachte, sondern denen, welche seine ausgezeichnete geistige Kraft nicht besser verwendeten.

Wie sollte er sich aber jetzt sein Stücklein Brot erwerben? Er trat als Concipient in die Kanzlei seines Jugendfreundes, des Dr. Fischer in Salzburg, des nachmaligen Statthalters, und verblieb daselbst bis 1836, wo ihm diese Art von Erwerb, nachdem er mit seinem Chef in Zwiespalt geraten, von Seiten der Militärbehörde unter der Drohung verboten wurde, ihn einer kommissionellen Untersuchung zu unterziehen und dem Hofkriegsrat anzuzeigen, weil kein Offizier Privatdienste für Geld versehen dürfe. Zu Salzburg vergeudete er seine herrlichen Kräfte, denen jedes würdige Ziel fehlte, in sinnlichen Ausschweifungen, doch gab ihm Dr. Fischer das schriftliche Zeugnis, „daß er teils in seiner Kanzlei, teils zu Hause für dieselbe als Concipient in Gegen-

ständen des adelichen Richteramtes, Grundbuchsachen, in politischen und Rechtssachen nebst jeder Art von Korrespondenz zu seiner vollsten Zufriedenheit gearbeitet. Er nahm species facti auf und arbeitete wichtige Schriften mit Selbständigkeit aus und hat sich in jeder Hinsicht als ein ausgezeichneter Geschäftsmann bewiesen."

Statthalter Fischer bestätigte mir nachträglich mündlich, „daß seine Kanzlei vorzüglich den Leistungen Senns Glanz und Ansehen verdankte." Senn bemühte sich nun um eine Anstellung beim Kriegsarchiv; sein Freund Meyrhofer, dessen Verwendung er begehrte, erklärte ihm jedoch, daß er zuvor 1—3 Jahre unentgeltlich praktizieren müßte. Wie sollte er aber unterdeß für seinen Unterhalt sorgen? Er gab dieses Projekt auf und ging nach Innsbruck, in der Hoffnung, dort eher praktische Verwendung zu finden.

Gedrängt von Not, ließ er sich 1836 zum Tagschreiber bei der Bezirksverwaltung machen und konnte nur durch das absichtliche Uebelwollen eines Kameralrats, welcher ihm ohnehin seine baldige Entlassung weissagte, dahin gebracht werden, das Prävenire zu spielen und auszutreten. Später bewarb er sich um eine Diurnistenstelle bei der Gefällsverwaltung sowie bei der Bezirksverwaltung in Feldkirch, jedoch ohne Erfolg. Vor diesen Tatsachen verschwindet das Geschwätz, „er habe nichts tun und unabhängig leben wollen". Senn kannte die Welt zu gut, als daß ihm je so etwas in den Sinn gekommen wäre, er durfte seinen Gegnern ruhig in das Antlitz schauen und mit männlichem Stolze darauf hinweisen, „er habe sich stets das bißchen Leben redlich sauer werden lassen". Wer ein Haus bauen will, bedarf

des Bodens, wer eine Statue meißeln will, des Marmors; was konnte Senn dafür, daß er, Zeit und Ort verfehlend, nirgends eine Handhabe für seine Kraft fand? Wo das Glück ausbleibt, hilft kein Wollen. Senn seufzte unter dem Drucke, der damals auf ganz Deutschland bleischwer lastete, er löckte wider den Stachel und drückte ihn tiefer in das Fleisch. — Von jetzt an lebte er zu Innsbruck als Winkelschreiber, von den Advokaten, welche Schlagfertigkeiten fürchteten, vielfach angefeindet, in beständigen Häckeleien mit der Militärbehörde, welche diese Art von Geschäftsbetrieb dem ehemaligen Leutnant nicht gestatten wollte.

Als Journalist konnte er auch nichts verdienen, denn das brachte in Tirol, ja damals in ganz Deutschland weder Geld noch Ehre. Aber warum wandte er sich denn nicht nach dem außerösterreichischen Deutschland? Hätte er aus Tirol Korrespondenzen geliefert, so wäre ein Zusammenstoß mit dem Absolutismus jener Tage, der sich durch Zensur und Verletzung des Briefgeheimnisses zu fristen wähnte, unvermeindlich gewesen; er hätte seine Pension verloren und wahrscheinlich auf einer Festung gebüßt. Aber warum floh er denn nicht über die schwarzgelbe Grenze? Hungern konnte er in Tirol so gut wie in Leipzig; dort blieb ihm wenigstens als letzter Notanker die Pension erhalten, hier bezahlte sich nur seichte Modeschreiberei, und Senn dachte stets zu groß, um den Götzen des Tages zu fröhnen. Aber warum geschah denn in Tirol nichts für ihn? Du lieber Gott! Hier galt ein Zeitungsschreiber und ein Hanswurst gleichviel, nur für ergötzliche Späße warf man beiden allenfalls einen Brocken hin; den wohlfeilen Hausbedarf deckte der Ka-

lender und den Frauen genügte Goffines Gebetbuch. Als sich der verstorbene Schuler eine Bibliothek anzulegen begann, die nicht bloß die ihm nötigen juridischen Fachschriften enthielt, schüttelten die Leute über eine solche unnütze Verschwendung bedenklich das schwere Haupt. Ultramontane wurden für sein Seelenheil besorgt, und als er gar das Gift an strebsame junge Leute auslieh, hätte man ihm wohl am liebsten die Schränke mit dem Zeichen des Lammes versiegelt. Polizeispione lauschten an den Fenstern, wenn er abends im Erdgeschosse Besuch hatte und gaben gelegentlich einmal, indem einer den andern wegen des Verdachts von Einbruch festnehmen wollte, zu einem sehr drolligen Intermezzo Anlaß.

Kurz vorher, ehe Senn nach Innsbruck kam, war ein schönes Unternehmen an der Teilnahmslosigkeit des Publikums gescheitert. Ich meine die „Alpenblumen aus Tirol", welche 1828 beginnend, nur dreimal erscheinen konnten. Dieser Almanach vereinigte die aufstrebenden jungen Talente und enthielt nicht bloß hoffnungsreiche Keime, sondern auch sehr tüchtige Leistungen, unter denen Schulers Novellen über alle hervorragten.

Zu diesem Kreise zählten: Der Orientalist Pius Zingerle, der Dichter Beda Weber, dem bei einer zu üppigen Phantasie nur das Maß fehlte, J. Lertha, welcher in etwas nüchterner Weise meistens tirolische Stoffe besang, und J. Streiter, der wenigstens das Verdienst besitzt, in Tirol außer dem Liede auch noch andere Gattungen der Poesie angebaut zu haben, wenn auch seine Versuche nach allen Richtungen der Windrose fremden Mustern, insbesondere Shakespeare und Byron, nach-

flattern. Schon lange vor Senns Ankunft war dieser Kreis gesprengt. Er trat bloß mit Schuler in einige Beziehung, der ihm freilich ebenso wie Flir, der geistreiche Aesthetiker, nur geistige Anregung und Bücher, aber keine tatsächliche Unterstützung bieten konnte. Streiter leitete später einen Briefwechsel ein, zunächst um eine Reihe polemisierender Sonette zu erlangen, welche Senn gegen seine ultramontanen Gegner und ihr unduldsames Haupt Giovanelli in Bozen, der vorzüglich die Austreibung der protestantischen Zillertaler bewirkt hatte, je nach Gelegenheit schleuderte. Von diesen Seiten konnte Senn wenig Förderung kommen; dafür wirkte er selbst manigfach auf Hermann v. Gilm, dessen glänzendes lyrisches Talent auch nicht alle Blüten trieb, die man unter andern Verhältnissen zu erwarten berechtigt war. Dieser schrieb am 1. April 1845 wegen eines Artikels in der „Augsburger Postzeitung", wo damals eine Reihe ultramontaner Denunziationen aus Tirol, als deren Verfasser man lange Zeit irrtümlicherweise Beda Weber bezeichnete in wahrhaft perfider Weise zur größeren Ehre Gottes gegen die Liberalen gerichtet waren, an Senn: „Wir waren lange Kameraden und sind viele traute Stunden zusammengesessen. Jahre sind vergangen, und wir stehen wieder Arm in Arm auf dem — Pranger und über uns weht die verfemte Fahne Jungtirols. Diese Denunziation, diese boshafte Verleumdung im Namen des Katholismus hat meine Anstellung unmöglich gemacht. Ich muß etwas tun und ich weiß nicht was. Alter Löwe, rühren Sie sich. Ich bin Ihnen viel verpflichtet. Sie haben eigentlich mich erst zu meinem poetischen Bewußtsein gebracht."

Aus diesen Mitteilungen kann sich der Leser eine Skizze der damaligen geistigen Zustände Tirols zusammensetzen; die deutsche Literaturgeschichte, wenn sie sich einmal um die Kulturverhältnisse südlich des Main mehr kümmern wird als bisher, wird sie nicht außeracht lassen dürfen.

Von den üblen Vorbedeutungen nicht entmutigt, beschloß Senn 1838, seine Gedichte herauszugeben. Das war freilich, vorzüglich weil die Zensur von den Händen beschränkter Geistlicher geübt wurde, eine schwere Zangengeburt; manches Epigramm fiel der Schere und ein harmloses Trinklied sollte gestrichen werden, denn es könnte „zu Fraß und Völlerei Anlaß geben". Endlich war auch diese Klippe, wenn auch mit verstümmeltem Maste und zerrissenem Takelwerk überwunden, die Wagnersche Buchhandlung ließ sich bewegen, den Verlag zu übernehmen, und Senn bot alle seine Freunde zur Pränumerationsjagd auf. So gelang es mit Mühe, die Kosten zu decken. Senn meinte, die paar hundert Exemplare würden bald abgesetzt sein, und schwärmte bereits 1841 von einer neuen Auflage. Ein Brief Gilms vom 3. November 1841 kühlte jedoch seine Hoffnungen ab, sodaß er den Plan vorläufig aufgab. Jener schrieb: „Mit dem Subskribentensammeln geht es schlecht. Ich habe alles, was nur einigermaßen auf Bildung Anspruch hat, angeredet und allenthalben mit einem recht langweiligen Gesicht ein langweiliges Nein erhalten. Ich weiß nicht, warum sich ein so unaussprechliches Ennui aller Gesichter bemeistert, wenn von Poesie die Rede ist. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich das ganze Publikum in zwei Klassen teile: der einen ist alle Poesie schon von

Haus aus ein Abscheu, und das hat seinen Grund in der mönchischen Erziehung; die andere Klasse, die sogenannten „Aufgeweckten", bringen ein Vorurteil mit gegen jedes Buch, das einen vaterländischen Verfasser, oder einen vaterländischen Verleger hat." Der Erfolg oder vielmehr der Nichterfolg seiner Gedichte war nach dem Gesagten leicht vorauszusehen. Außerhalb Tirols kümmerte sich niemand darum, denn was sollte wohl aus Nazareth Gutes kommen?

Senn gehörte keiner literarischen Coterie an und wurde daher nicht ausposaunt; zu streng für Rhetorik, zu ernst für Sentimentalität, machte er nicht in Tendenz für Halbmänner und in Empfindelei für breiweiche Frauen. Seine Gedichte gewinnen erst Relief, wenn man sie öfters und mit eingehender Betrachtung liest; auf ihrer Oberfläche liegt wenig, aber viel in der Tiefe, und wer mag sich im Zeitalter des Dampfes damit belästigen! Die Literaten denken ohnehin jeder nur an sich. In Tirol wird man ihn doch endlich jetzt, und wär' es nur wegen seines herrlichen Liedes vom Tiroleradler, geehrt haben?

Nun, das Lied vom Tiroleradler wird wohl außerhalb Tirols gesungen, in Tirol rümpft man über solchen „Schund" höchstens die Nase, wenn man überhaupt dafür einen Blick hat. Eine Korrespondenz in der „Augsburger Postzeitung" bezeichnete Senn als „einen obscuren Pensionär, von dem kein Mensch weiß und spricht", Schuler, der Redakteur des „Tiroler Boten", brachte nicht einmal eine Anzeige der Gedichte, er hatte zu viel Rücksichten zu nehmen und mochte gegen niemand verstoßen. Er legte sogar eine Rezension, die ihm zugesandt

worden, beiseite, weil sie ihm nicht genüge und er, was freilich nie geschah, selbst eine tiefere schreiben wolle. Senn schrieb nun an deren Verfasser: „Was mich betrifft, so bin ich ein großer Verehrer der Tat und ein Verächter des Geschwätzes, und ich weiß Ihnen innigen Dank für Ihre Rezension und die Versendung derselben schon an und für sich, und dann für die sehr gütige und mir höchst schmeichelhafte Meinung, welche sich darin so großdenkend ausspricht.

Da ich Sie aber allzuhoch schätze, um nicht aufrichtig gegen Sie zu sein, und ein großes Zutrauen in Ihre Mannhaftigkeit habe, so sage ich Ihnen ohne Bedenken, daß Ihre Rezension auch mir nicht genügt. Nachdem Sie mich schon einmal würdigten, meine zwar nicht der Tendenz, wohl aber der wirklichen Leistung nach unbedeutenden und nur relativ beachtenswerten Gedichte so hoch zu stellen, als ob das Vaterland sich deren rühmen könnte, so will ich Ihnen meinen Dank dafür durch meinen Freimut beweisen, wie es Ihnen und mir gleich gut anstehen dürfte. Es sagte mir nämlich keineswegs zu, mich in Opposition gegen die praktische Richtung der Zeit gestellt zu sehen, wie es in der Rezension geschieht. Eben diese praktische Richtung ist es, welche mir über alles geht, indem ich die Poesie nur als die Blüte derselben betrachte. Es gibt keine Poesie der Poesie, sondern eine Poesie der Prosa. Ich bin froh, daß die Welt praktisch ist, weil ich einzig und allein dadurch mich berechtigt fühle, poetisch zu sein, und nur weil ich selbst praktisch bin, kann ich poetisch sein.

Die Wirklichkeit ist der Grund und Boden aller Poesie; daher denn auch nur die wirklichen Erlebnisse des

eigenen Herzens und Geistes in sich oder durch schöpferische Teilnahme an Leben und Welt „mit urkräftigem Behagen" den Sinn an sich zu zwingen im Stande sind. Mit einem Wort, es gibt nur eine praktische Poesie und jede erdichtete Dichtung ist sogleich geistlos. Daher ist denn auch die wesentliche Tendenz meiner Gedichte keineswegs Opposition gegen die Zeit, sondern nur mitunter auch gegen die verkümmerte Seite derselben, hauptsächlich aber die Verklärung alles dessen, was sich einer Realität erfreut in Genuß, Freude und Bewunderung, wie in Sehnsucht, Schmerz und Vermissung. Minder erheblich ist mir der Punkt, daß Sie mich bloß als Epigrammatisten darstellen, obwohl ich auf mehr Anspruch mache und glaube, daß das Register der Menschenbrust in meinen Gedichten mit Rücksicht auf den beschränkten Umfang ziemlich mannigfaltig gezogen erscheint.

Ebenso leicht nehme ich es, daß Sie meinen Gedichten bloß Witz und Tiefe der Auffassung zugestehen, während die Form des geistigen Cubus darin nicht zu verkennen sein dürfte, wodurch ich mich zwar großer aber gleichmäßiger Fakultäten gerühmt haben will, welche einander decken."

Auch eine Kritik Feuchterslebens befriedigte ihn nicht, sondern forderte eine ziemlich herbe Erwiderung von seiner Seite heraus, welche, in der dritten Person verfaßt, Senns Gedanken über Form und Inhalt in der Poesie darlegt. Feuchtersleben sagt am Schlusse seines Aufsatzes: „Senns Gedichte stammen, wie man leicht bemerkt, von einem bedeutenden Manne her, der es sich aber nicht nur nicht angelegen sein läßt, uns über sein Wesen durch ein vollständiges Bild desselben aufzuklä-

ren, sondern es sogar vorzieht, sich noch mehr zu verhüllen, und indem er aus einem zusammengefalteten Mantel nur manchmal die Augen hervorblicken läßt, uns ein gründliches Urteil über ihn unmöglich zu machen.

Die Empfindungen, die er ausspricht, die Gedanken, die er mitteilt, sind meistens tief, oft großartig, stets anregend und bedeutungsvoll — aber nur selten werden sie zur lebendigen Gestalt. Ueberall blickt ein Erlebtes durch — aber es ist selten so ins Allgemeine durchgearbeitet, daß es auch andere als den Dichter und seinen Freund lebhaft beschäftigen, daß es auch andern als ihnen frommen könnte, und wenn der Verfasser mit Wahrheit von seinen Liedern sagen kann: „Ich habe sie gelebt und nicht gedichtet!" so bleibt es doch eben bei Gedichten immerhin wünschenswert, daß sie auch gedichtet seien. Dasjenige, was an diesen Gedichten einseitig und unvollkommen erscheint, wird man einer geistigen Einsamkeit, in welcher ihr Verfasser vielleicht lebt, zuschreiben müssen. Jedenfalls sind sie sein Eigentum und wir sehen ihn, frei von dem Einflusse früherer oder gar der gegenwärtigen poetischen Mode, rein und selbständig eigene Bahnen wandeln."

Wie erwähnt, fand sich Senn zu einer Entgegnung, in der dritten Person geschrieben, veranlaßt; sie hat folgenden Inhalt: „Der Kritiker Feuchtersleben geht von dem Grundsatz aus, „daß in der Dichtung die Kunst, die Form, die Verkörperung, die Gestaltung alles — hingegen der Stoff, der Inhalt, der Gehalt ein rein Gleichgültiges sei". Diesem theoretischen Grundsatze huldigte Feuchtersleben auch praktisch, indem er selbst ein renom-

mierter Dichter, nämlich eine Espèce Goetischaner und gestaltungsseliger Kunstpoet war.

Ganz anders hatte Senn in dem Vorwort zu seinen Gedichten, herausfordernd genug, sich gerühmt, er habe seine Lieder gelebt und nicht gedichtet, d. i. nicht nur gedichtet, nicht erdichtet, sondern wirklich erlebt, wovon jene selbst für den Kenner sattsames Zeugnis geben. Hiermit hatte er die Nichtigkeit der hagestolzen Kunst proklamiert und ihr, ohne Vermählung mit dem Leben, alle Kraft und Würde abgesprochen.

Es kann für Senn eine Genugtuung sein, daß seine übrigens ganz anspruchslosen Gedichte die Aufmerksamkeit eines Mannes wie Feuchtersleben erregten, während in der Heimat namentlich die bisherigen Organe der Publizität kein Sterbenswörtchen von Urteil über die Erzeugnisse des Dichters verloren, gleichsam als wären dieselben eben unter aller tirolischen Kritik. Eine noch größere Genugtuung für Senn dürfte aber darin liegen, daß Feuchtersleben dessen obenbezeichnete Herausforderung nicht nur im Innersten verstand, sondern auch sich würdigte, dieselbe anzunehmen und den Fehdehandschuh aufzuheben. Feuchterslebens Kritik ist nichts anderes, als Feuchterslebens Selbstverteidigung, welche aber freilich ihrerseits auch wieder offensiv wird.

Es handelt sich hier jedoch nicht so sehr um Individuen als um die Sache, die sie vertreten. Es ist der Gegensatz von Leben und Kunst in der Dichtung, die hier zur Sprache kommt, wodurch der Streit ein allgemeineres Interesse gewinnt.

„Es gibt Lyriker — und ihre Zahl ist Legion — welche

arm an innerm und äußerm Leben, und doch begierig, sich wo möglich interessant zu machen, allerlei Schicksale, Situationen, Gefühle, Freuden und Leiden fingieren und dieselben, in gute und schlechte Verse gebracht, dreist als ihre eigenen wirklichen Erlebnisse der Welt oktroyieren, indem sie ganz unbefangen in erster Person davon sprechen. Wie unerquicklich ein solches Zeug ist, sobald man einmal die Lüge heraus hat, was unausbleiblich erfolgt — könnte am besten derjenige sagen, welcher dem Schlage der Nachtigall zu lauschen vermeinend, zu seinem größten Verdruß einen Bausback von Schnurpfeifer im Gebüsch entdeckt. Hier ist Kunst, Form, Verkörperung, Gestaltung in Ueberfluß und meinetwegen so regelrecht, glatt und glänzend, als man nur will, und dennoch, welcher klägliche Erfolg! Sodann — um ohne weiteres gleich auf den Mittelpunkt der Sache loszugehen — ist nicht der poetische Stoff selbst das maßgebende Prinzip der Gestaltung und Jeder gibt zu, daß die Form nach der Verschiedenheit des Stoffes auch verschieden sein muß. Diese Notwendigkeit hat ihren tiefen Grund. Wie die Seele sich ihren Leib bildet, so organisiert sich das Gefühl, der Gedanke in dem Leibe des Wortes. Die Weisheit des Dichters besteht einzig darin, diese ebenso notwendigen als charakteristischen Formen zu erkennen und Respekt davor zu haben. Seine Tätigkeit beschränkt sich darauf, dieselben zu enthüllen und sie von aller fremdartigen Zutat so viel wie möglich rein zu halten, auf daß sie in der Blöße ihrer Schönheit volle Wirkung ausstrahlen. Zu dieser Mäßigung gehört freilich eine Enthaltsamkeit, eine Selbstverleugnung, die nicht jedem gegeben ist, von welcher aber gerade die eigentümlichsten

Gedichte Senns zu ihrem Vorteile die unverkennbarsten Spuren zeigen. Hier ist Gestaltung, aber doch nicht im Ueberfluß, sondern in strengster Oekonomie; wahr ist es aber, daß diese Gestaltung nicht so sehr malerisch als plastisch ist.

Es ist kein Wunder, daß ein Kritiker auf dem Standpunkte Feuchterslebens, der in Gestaltung und abermals Gestaltung keineswegs ein Verdienst, sondern eben den Hauptmangel aller Mängel erblickte, ja dieselbe so arg mißverstehen konnte, daß er sie zum Teil aus Geheimtuerei zu erklären suchte.

Dagegen trifft freilich der Tadel der Mäßigung im Gestalten diejenigen nicht, welche, die wahre Form verkennend, in ellenlangen Gedichten Strophen auf Strophen häufen, weil sie immer das rechte Wort suchen, aber nicht finden. Oder welche, wenn sie ja einmal zufällig das rechte treffen, es doch nicht lassen können, wie es ist, sondern erst ihre Brühe darüber abgießen müssen, um es, wie sie glauben, genießbar zu machen. Oder endlich welche, von Eitelkeit getrieben, gar in dem Gedichte gleich einen Kommentar dazu niederlegen, damit das kostbare Kleinod ja nicht unbeachtet bleibe, wobei sie sich übrigens im stillen erst noch vorbehalten, einst auch eine Art „Wahrheit und Dichtung" zu schreiben, um den letzten Rest der poetischen Illusion in prosaisches Wasser aufzulösen. In der Tat ist Verschlossenheit nicht der Fehler von Leutchen dieses Schlages. Eine entzückende Offenheit macht sie so liebenswürdig! Man weiß durchaus, woran man mit ihnen ist. Sie lassen nicht etwa nur die Augen aus dem verhüllenden Mantel hervorgucken, nein! sie zeigen auch das ganze Gesicht und

wohl auch, nachdem sie Mantel und Inexpressibles weggeworfen, noch mehr.

Für das Kompliment rücksichtlich der Tiefe und Bedeutung des Inhalts der beurteilten Gedichte dürfte Senn dem Kritiker schwerlich einen großen Dank schuldig sein, insofern dieser, gemäß seiner Grundansicht von der Gleichgiltigkeit des Stoffes und Gehaltes, dem ersteren nur ein sehr sekundäres Lob zu spenden vermeinte. Abgesehen von dieser Meinung hat Senn von seinem eigenen deklarierten Standpunkte aus alle Ursache, damit zufrieden zu sein, und man kann ihm nur raten, dasselbe zu Nutzen anzunehmen."

Uns liegt Senns ganzer poetischer Nachlaß vor, wie er ihn — Gedrucktes und Ungedrucktes — wahrscheinlich für eine neue Auflage, die er 1848, wo der Umschwung der Dinge auch ihm die Freiheit zu bringen schien, beabsichtigte, zusammengestellt hat. Bald jedoch erstarrte alles wieder im alten Banne; von nun an zu lebenslänglichem Schweigen verurteilt, zog er sich finster und hoffnungslos auf sich selbst zurück, ohne die neue Wendung der Dinge in Oesterreich und die allmähliche Anerkennung seiner Gedichte in der Heimat zu erleben. Man möchte ihn wohl den Grabbe der Lyrik nennen. Mehrere Epochen der Literatur gingen, bis er ergraute, an ihm vorüber, man kann ihn jedoch bei seiner Selbstständigkeit unbedingt keiner derselben anreihen. Er berührt sich hier und da mit den Romantikern, ohne von ihrem nebelhaften Zauber gebannt zu werden. Als in der elenden Zeit der zwanziger Jahre Heine seine Ruhmesernte hielt, war Senn bereits vollkommen in sich gefestet und abgeschlossen, und jener erlangte keinen Ein-

fluß auf ihn. Glich auch der metrische Bau mancher Gedichte Senns dem von Heine mit solcher Virtuosität zur Vollendung durchgebildeten, so sei doch den Rezensenten, welche gleich mit der Schablone zur Hand sind, bedeutet, daß der Tiroler die Verse in dieser Manier fertig hatte, ehe vielleicht jener Meister des Spottes daran dachte, sie zu versuchen. Wenigstens größtenteils! Wenn Heine dieser Form so glänzenden Erfolg verdankt, daß sie jetzt als ihm eigentümlich betrachtet zu werden pflegt, obwohl ihre Gesetze lange vor ihm bekannt waren, so konnte das für Senn kein Grund sein, sie aufzugeben. Daß sie nun auch nach Heine niemand anwenden soll, weil ein Schwarm ohnmächtiger Nachahmer sie mißbrauchte, ist einer der vielen lächerlichen Alexandrinismen moderner Kritik, die nicht wie jene Lessings das Schaffen fördert, sondern hemmt. Von den Werken des ein wenig jüngeren Platen kannte Senn sehr wenig, höchstens die Ghaselen; diese waren jedoch seiner Natur zu heterogen, um auf ihn zu wirken. Dies ist zu bedauern; Platens vollendete Technik hätte Senn, der für alles Gediegene ein feines Auge besaß, gewiß angespornt, die Verse feiner zu ziselieren und zu feilen, wenn er sich auch nie dahin verirrt haben würde, eine derartige Geschicklichkeit mit dem Vermögen der Poesie zu verwechseln. Man darf Senn, weil ihm die Werke eines so trefflichen Dichters fremd geblieben, nicht der Teilnahmlosigkeit an dem edleren Streben seiner Zeit beschuldigen; nur ein Zufall hätte sie ihm während seines Militärdienstes in kleinen deutschen und italienischen Garnisonsstädten in die Hand geben können, und wäre er auch darauf aufmerksam gemacht worden, wo sollte

der arme Soldat das Geld hernehmen, sie zu kaufen? Selbst Schulers Bibliothek enthielt keine Gesamtausgabe von Platens Schriften, und der Schreiber dieser Zeilen darf es sich wohl als ein Verdienst anrechnen, daß er seit 1849 die studierende Jugend vielfältig auf Platen verwies und sie anregte, sich mit ihm zu beschäftigen. Erst dadurch wurde dieser in Tirol weiteren Kreisen vermittelt. Die spätere politische Dichtung eines Herwegh beachtete Senn wenig; er hatte zu viel echte Bildung, forziertes Trommelgerassel je für eine Symphonie zu halten. Noch weniger konnte man dem ehernen Manne, nachdem ihm bereits das Alter die Haare gebleicht, zumuten, sich um das süßliche Gelispel reaktionärer Neuromantik zu kümmern; er brauchte Moses und die Propheten nicht erst zu suchen, und die „Amaranth“ überließ er gern den Innsbrucker Fräulein, wenn sie aus Dietramzell oder Lauterach zurückgekehrt waren. Fort und fort nährte er sich von dem Mark der Alten, die er in der Ursprache las, was er freilich auf keinem der österreichischen Gymnasien, wie sie damals waren, gelernt hatte. Daher trägt seine Poesie auch den vollen Ausdruck einer spröden in sich geschlossenen Männlichkeit; von der Oberfläche ist bei ihm leicht und flüchtig nichts abzuschöpfen, gründlich muß sich mit ihm beschäftigen, wer ihn verstehen und genießen will. Die Form ist eng und knapp, kein Wort überflüssig, Reim und Vers, wie bei den meisten Dichtern seiner Zeit, nicht immer tadellos. An Schärfe des Gepräges übertrifft er sehr viele, und ich schätze diese mehr als die Glätte, welche manchem als erstes Zeichen eines Kunstwerks gilt, wenn ich diese auch genau zu würdigen weiß. Vorzüglich ge-

lang ihm das Epigramm und wahrhaft furchtbar sind die Sonette, die er auf einige Dunkelmänner, wie Josef Giovanelli, welcher die Austreibung der Zillerthaler veranlaßt hatte, schleuderte. Sie wurden handschriftlich weit verbreitet. Sein bedeutendstes Werk ist gewiß „Napoleon und das Glück", ein sonderbarer Zyklus, reich an erhabenen Gedanken und doch wieder ermüdend durch seine Länge und den Mangel an Fortschritt. Es gleicht einem Lavastrom, die Oberfläche in rauhen Zacken und kantigen Trümmern erstarrt, während sich innerlich noch die feurig-flüssige Masse vorwärts wälzt. Napoleon besungen zu haben, möge ihm niemand vorwerfen; er gehört deswegen nicht zu jenen Deutschen, welche die Füße des Unterdrückers küssen, und hatte insbesondere durch seine Adlerlieder den Beweis geliefert, daß die Bewunderung des feindlichen Genius, die Erkenntnis von dessen weltgeschichtlicher Rolle in ihm die Vaterlandsliebe nicht erstickt. Im ganzen zeigen Senns Werke einen tiefen Geist, der sich meistens, ohne gegen den Sprachgenius zu verstoßen, einen eigentümlichen Ausdruck schuf und sich durch keine Schwierigkeit der Darstellung abschrecken ließ. In manchen Sonetten beeinträchtigt der philosophische Gehalt das Recht der Poesie und dieses jenen, sodaß die haarscharfe Grenze, welche die Gebiete scheiden und die Gattungen umschreiben soll, manchmal zugunsten des einen oder des anderen Prinzips verborgen erscheint. Blieb übrigens dem Unglücklichen die letzte Läuterung versagt, so soll man doch mit scheuer Ehrfurcht an dem Stamm vorbeigehen, dessen blühende Wipfel der Blitz des Schicksals in den Sumpf geschleudert. In Tirol ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in

den Himmel wachsen! Die meisten Talente erliegen den Verhältnissen und der Armut, Kleriker und Beamte insbesondere ihrem Stande, viele verlieren die beste Zeit im Kampfe gegen den spröden Stoff ihrer Umgebung, und ringt sich einer los, so geht es ihm wie dem gefangenen Fuchs, welcher sich nur durch den heroischen Entschluß, daß er den Fuß abbeißt und in der Schlinge zurückläßt, befreit, und dann für den Rest des Lebens halb lahm in der Welt herumhinkt.

Senn war durch den geringen Erfolg seiner Gedichte, wenn er ihn auch voraussehen konnte, sehr verstimmt. Er wendete sich fast ausschließlich wissenschaftlichen Arbeiten zu. Der Vollständigkeit wegen erwähne ich die bereits 1832 im „Oesterreichischen Archiv für Geschichte, Erdbeschreibung, Kartenkunde, Kunst und Literatur" erschienene „Orographische Skizze der Oetztaler Herner". An diese schloß sich ein Aufsatz: „Die große Wasserscheide der europäischen Westküste". Die „Oesterreichischen Blätter für Literatur und Kunst" enthielten 1846 eine weitläufige Abhandlung über das „hydrographische System von Morea". Man muß diesen Arbeiten Beherrschung des Materials und Uebersichtlichkeit der Darstellung nachrühmen.

In seinem Nachlasse findet sich handschriftlich eine Reihe „Etymologische Belustigungen", worin er eine große Anzahl deutscher und fremder Namen nach ihrem oft vermischten Ursprung zu erklären suchte; dann eine kleine Anzahl Schnadahüpfeln, die er wohl meistens im Oberinntal aufgelesen; einzelne Notizen über deutsche Dichter, über die tragische Schuld in „Romeo und Julia", ein kurzer Aufsatz: „Sokrates und die Athener",

worin er nachweist, daß diese „griechischrecht", jene „weltrecht" hatte; ferner Bruchstücke einer philosophischen Abhandlung über das Bewußtsein und eine andere vollständige: „Begriff und Bedeutung von Hegels Phänomenologie des Geistes". Diese Arbeiten, ein Zeugnis seiner rastlosen Tätigkeit, seines vielumfassenden Blickes, wurden in den letzten Lebensjahren zu Innsbruck, wo ihm die Universitätsbibliothek zur Benutzung offen stand, ausgeführt. Am interessantesten sind wohl seine „Glossen zu Goethes „Faust", den zürnenden Goethomanen und den nicht zürnenden Manen Goethes gewidmet". Sie fallen in die Jahre 1840—1842 und erschienen nach seinem Tode in der Wagnerschen Buchhandlung in zweiter Auflage. Diese Glossen stehen in naher Beziehung zu des Verfassers Studien der modernen Philosophie, namentlich Hegels, und kränken in ihrer Weise selbst einseitig, aber in dieser Einseitigkeit nicht ganz ohne Berechtigung, gewiß manches Vorurteil. Julius Große bezeichnet das Büchlein als ein pikantes Kuriosum, deshalb merkwürdig, weil der Verfasser einen negativen Standpunkt gegen Goethe einnimmt und mit scharfer kritischer Analyse die Widersprüche in Faust's Charakter nachzuweisen versucht, und zwar nicht von dogmatischem, sondern von philosophischem Standpunkte aus. Es versteht sich natürlich, daß diese Kritik, welche den Faust als Idioten, als Halbwisser und Polyhistor hinstellt, dem es mit der wahren Philosophie doch kein rechter Ernst ist, nur eine einseitige sein kann, und daß Senn der eigentliche Schlüssel des Faustschen Charakters völlig entgangen ist. Dieser liegt eben darin, daß sein Streben niemals befriedigt werden kann, niemals be-

friedigt werden will. Mit dem ersten Augenblicke dieser Enthüllung: mit dem Tode des Strebens, hat der Teufel die Wette gewonnen. Gleichwohl bietet dieser Aufsatz vielfache neue und anregende Gesichtspunkte. Auf diese Glossen bezieht sich das Gedicht Senns: „Weisheit und Seligkeit“; es spiegelt seine positive Weltanschauung und schließt sein Urteil ergänzend ab. Eine seiner letzten Poesien entstand es wahrscheinlich bald nach 1842. Diese Arbeiten konnten ihm in jener Zeit nicht viel abwerfen; die Wiener Journale brauchten anderes Futter: lahme Witze in der Manier des Hansjörgel oder tränenfeuchte Erzählungen à la Bäuerle. Damit konnte Senn nicht aufwarten, und wahrscheinlich hätte er nicht bloß keine Ehre gewonnen, sondern auch noch Zeit und Papier umsonst vergeudet.

Werfen wir noch einen Blick auf seine letzten friedlosen Tage. Tief und tiefer senkte sich auf ihn der Schmerz eines verfehlten Lebens, des Erlöschens jeder Hoffnung, je einen Wirkungskreis zu erlangen, der seinem Talent, seinem Ehrgeiz entspräche. Hielt ihn auch die Energie seines Charakters lange aufrecht, so verdüsterte sich sein Geist doch allmählich, er wurde schroff und unverträglich und suchte bei der Rumflasche Trost, ohne daß man ihn je betrunken gesehen hätte. Nach und nach verfiel er ganz, wahrhaft dämonischer Hohn und Menschenhaß waltete über seinen Gedanken und prägte sich in den Zügen des fahlen Antlitzes aus. So saß er schweigend oft stundenlang vor einem Gläschen im Kaffeehaus; ein kleiner breitschultriger Mann mit großem Kopfe, die hohe Stirn von schwarzem Haar, das sich zuletzt sehr mit Grau mischte, wild umflogen, unter

den buschigen Brauen loderten unheimlich die dunklen Augen. Wagte sich, was wohl auch geschah, irgendein Philisterchen an ihn, um ihm zu Spaße die Würmer aus der Nase zu ziehen, so schnalzte Senn ihn gewiß so treffend ab, daß er, mit einem Schafsgesicht, lange Zeit nicht bloß für seine Kameraden, die ihn vielleicht gehetzt, lächerlich blieb, sondern zum Spott der Stadt wurde. Begreiflicherweise ging ihm dieses Gelichter bald ganz aus dem Wege und verdrehte, da er ja auch als Freigeist berüchtigt war, höchstens hinter seinem Rücken die Augen. Schloß sich um ihn ein Kreis Studenten, deren er viele aus der Bibliothek kannte, wo er gewöhnlich über Hegel brütete, so ließ er sich auch wohl bewegen, ein oder das andere seiner Gedichte, am liebsten „Napoleon", vorzutragen. Es geschah mit eigentümlich dumpfem Dröhnen der Stimme. Dann versank er leicht in Sinnen, schüttelte den Kopf und rief mit schmerzlichem Lächeln: „Glaubt mir, es ist alles nichts, es ist alles nichts, nichts, nichts!"

Im Sommer 1857 erkrankte er und ward in das Militärhospital gebracht. Je näher dem Tode, desto ruhiger ward seine Seele; er verschied am 30. September. Von seinem Heimgang nahm fast niemand Notiz. Warum auch? Er war ein „Dichter ohne Geld, ein Gelehrter ohne Anstellung, ein Mensch ohne Orthodoxie". Nur ein obskures Winkelblättchen machte den Versuch, ihm einen Eseltritt zu geben. Es war dies zunächst die Veranlassung, daß ich, empört über eine solche Gemeinheit, bei einigen Freunden der Muse innerhalb und außerhalb Tirols eine Sammlung anregte, deren Ertrag genügte, um Senn auf dem Militärfriedhofe ein anständiges

Denkmal zu setzen. Eine weiße Marmorplatte mit dem Relief des Tiroleradlers, der auf einer Lyra ruht. Wohl nur weil kein Kreuz, sondern nur ein Stein darüberschwebt, wurde sie von roher Hand öfters beschmutzt und endlich so vielfach beschädigt, daß sie nicht mehr als Denkmal des Dichters, sondern nur fanatischen Unverstandes gelten kann. Das ist die letzte Illustration, welche seine Gedichte in Tirol erhielten.

Was soll ich noch beifügen? Das es sich hier um keine „Ehrenrettung" im Sinne rhetorischer Kunststücke dieser Art handle, wird der Leser wohl bemerkt haben. Ich war bemüht, das Material so zu gruppieren, daß man ein klares Bild von der Individualität des Verstorbenen gewinnen, daß man darüber entscheiden könne, inwiefern Senn sein Elend selbst verschuldet habe, inwiefern es aus den Verhältnissen seiner Zeit entsprang.

Möge von ihm erhalten bleiben, was licht, gut und edel; für seine Fehler, seine Schwächen hat er mehr als genug gebüßt durch seine Leiden.

Clemens Graf Brandis

Geboren 1798, gehört Clemens Graf Brandis einer Familie an, welcher Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft auch in älteren Zeiten nicht fremd war. Ein Brandis schrieb im Rokoko ein Schäferspiel: „Selindas von Alidarsi Lustgarten"; dem Baron Brandis verdanken wir „des tirolischen Adlers immergrünes Ehrenkränzlein", welches 1678 erschien und lange hoch in Ansehen stand. Clemens schrieb unter Benützung archivalischer Quellen „Tirol unter Friedrich von Oesterreich" (1823), und im 25. Bande der „Zeitschrift des Ferdinandeum" einen Aufsatz: „Johann Nepomuk Graf von Welsberg." Er ist sehr wichtig für die Geschichte der Kämpfe Tirols gegen die Franzosen am Schluß des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts; namentlich möchte ich die Darstellung der Schlacht von Spinges empfehlen. Damals behauptete der Volkswitz, die Tiroler und die Franzosen seien vor einander davongelaufen, wie Papageno und der Mohr in der „Zauberflöte". Graf Clemens war ein Hochtory reinsten Blutes, darum fegte ihn auch der Sturm von 1848 von seinem Posten, doch fand er dann eine Stelle im Haushalt des

Kaisers Ferdinand zu Prag. Man hat ihn viel geschmäht und verhöhnt, lassen wir die Gassenbuben pfeifen und erwähnen dafür, daß er nicht bloß wie Andere den Gehalt seines Postens bezog und verschiedene Akten unterfertigte, sondern auch für das Land ein warmes Herz hatte. Mit Recht prangt sein Bild in der Rotunde des Ferdinandeums an hervorragender Stelle. Hellweger hat das kleine Männchen im krebsroten Matrikelfrack gemalt, das Haupt mit den feinen Zügen sitzt ihm steif im Nacken, mit der Hand zeigt er auf ein Bild des Museums, für dessen Bau er so Vieles getan.

Er wendete sich aber auch jedem Talent der Heimat zu, suchte zu fördern und zu unterstützen, wofür er freilich von Manchem des Teufels Dank erhielt.

So war er mit dem Lyriker Hermann von Gilm im Verkehr. Dieser wollte sich, in Verkennung seines herrlichen Talentes für das Lied, plötzlich den Kothurn anschnallen. Brandis belehrt ihn nun über das Verhältnis des Dichters zur Geschichte, freilich in einer Art, mit der die Aesthetiker kaum einverstanden sind, wenn man auch vielleicht Lessings Ansichten jetzt modifizieren muß. Der Briefwechsel des Gouverneurs mit dem Praktikanten ehrt Beide, wenn auch Letzterer die Stoffe liegen ließ, die ihm Jener bezeichnete, und sich an dem Streit der Aebtissin Verena von Sonnenburg mit Sigismund dem Münzreichen versuchte. Auch ein Tendenzdrama begann er später, wo ein poetischer Praktikant Oswald durch ein Jesuitenlied Braut und Zukunft verlieren soll. Beide blieben Fragmente. Den Brief von Brandis gebe ich zur Charakteristik des vielfach mißkannten Mannes.

Innsbruck, 25. Jänner 1844.

Lieber Herr v. Gilm!

Sie berühren in Ihrem Brief vom 2. d. Mts. einen Punkt, der für mich sehr viel Interesse hat und mich veranlaßt, Ihnen darüber meine Ansicht mitzuteilen. Die historische Dichtung, der Sie sich zuwenden wollen, ist ungemein anziehend für den Dichter und für den Leser, sie hat aber auch ihre gefährlichen Klippen. Bei den Gebilden Ihrer Phantasie sind Sie niemand eine Rechenschaft schuldig als dem guten Geschmacke, dagegen ist es aber auch überaus schwer, ersonnene Begebenheiten so anziehend darzustellen, daß sie dem Leser Interesse einflößen. Bei Darstellungen aus der Geschichte, wenn sie lebendig und treu sind, haben Sie gleich zu voraus den Leser und bei dem Drama den Zuschauer gefesselt — wie bei einer Landschaft das Ideal, wenn es nicht ein hohes Meisterwerk ist, kalt läßt und eine oft mittelmäßige Darstellung einer Gegend anzieht. — Die wesentliche Bedingung bei der historischen Darstellung ist die Treue; während Sie einem König Arthur was immer für einen phantastischen Mantel umhängen können, gibt es nichts Aergerlicheres für einen treuen Kenner der Geschichte als ein Mißgriff in ihrer Auffassung und Darstellung. Ich bin weit entfernt, die Poesie zur Geschichte machen zu wollen, die Phantasie daraus zu verbannen. Die Anforderung, die ich stelle, ist, daß die Tatsache, die den Stoff liefert, wahr, das ist aus verläßlichen Quellen geschöpft sei, daß die Hauptcharaktere wahr seien und daß der Dichter die gesamten Zeitverhältnisse richtig auffasse. Wenn ich bei den vorkommen-

den Charakteren auf Wahrheit dringe, so verstehe ich darunter, daß man einem in der Geschichte bekannten Manne nicht eine ganz falsche Richtung zuweise. So erhielt ich unlängst von einem bayerischen Dichter Löhle ein dramatisches Gedicht über Herzog Friedrich von Tirol, wo Oswald von Wolkenstein zum Freunde des Herzogs und Anführer der Volkspartei gegen den Rottenburger gemacht wird, während Letzterer lange schon tot war und Wolkenstein ganz umgekehrt an der Spitze des Adels stand. Kömmt so was in der Folge auf, so hat das Stück um die Hälfte weniger Interesse und erzeugt immer einen gewissen Ekel.

Unsere Geschichte ist sehr reich an dramatischem Stoffe, sehen Sie sich darin um, und sind Sie um Quellen verlegen oder nicht ganz sicher die richtigen getroffen zu haben, so schreiben Sie mir, ich werde Ihnen entweder selbst antworten oder antworten lassen und mit meinen eigenen Kenntnissen und denen meiner Umgebung hier gern nützen. Wenn Sie noch keinen Stoff gewählt haben, so will ich Ihnen einige andeuten: Der Ueberfall der päpstlichen Gesandten durch die Grafen von Eppan 1158 und ihre Züchtigung durch den Herzog Heinrich den Löwen (Hormayr Bd. II); die Erstürmung von Meineck bei Botzen durch Herzog Meinhard 1292 (Tiroler Almanach 1824); die Bekämpfung der Starkenberger durch Herzog Friedrich — der Sturz der Gradner unter Erzherzog Sigmund.

Wenn Sie eine Wahl getroffen haben, so schreiben Sie mir darüber und skizzieren Sie mir die Sache und die Charaktere, vor Allem aber lesen Sie etwas Verläßliches über die Zeit, aus der Sie ein Faktum wählen,

um den Geist der Periode zu treffen. Es sollte mich freuen, wenn Sie etwas Anziehendes in diesem noch brach liegenden Felde förderten.

Ich verbleibe

Ihr ergebener
Gf. Brandis.

Ich hatte ebenfalls die Ehre, mit dem Grafen Brandis in Verbindung zu stehen. Der Naturforscher Dr. Stotter, welcher 1848 zu Lavis als Schützenoffizier starb, führte mich ihm vor, als ich — das Jahr wüßte ich nicht mehr anzugeben — in die Ferien nach Innsbruck kam. Der stolze Gouverneur schrieb dem unbedeutenden Studenten wohl auch und dieser hat es trotz des Jahres 1848 nie verleugnet, daß er ihm zu Dank verpflichtet war. Ich schickte ihm ein Büchelchen nach Prag und die Antwort mag ebenfalls als Beitrag zu seiner Charakteristik hier stehen.

Prag, 12. Jänner 1851.

Wohlgeborner Herr!

Als ich Ihr wertes Büchelchen über das Drama des Mittelalters in Tirol erhielt, hieß es, Sie wollen mir nächstens schreiben; da wartete ich auf Ihren Brief und säumte Ihnen für Ihre sehr werte Gabe zu danken, bis die ersten Tage des Jahres mir Ihren Brief brachten.

Das wissenschaftliche und Kunstleben in unserem Vaterlande lag mir immer sehr am Herzen und mit Freude höre ich Alles, was darauf sich bezieht, ist es

mir auch selbst nicht gegönnt, manche Pflanze zu pflegen, wozu ich den Keim in die fruchtbringende Erde gelegt habe. Das Museum hat durch die Ereignisse des Jahres 1848 und deren Folgen, insbesondere die immer fühlbarere Entfremdung Südtirols einen sehr empfindlichen Schlag erlitten. Stotters Verlust, wie Sie selbst bemerken, ist für dasselbe sehr verhängnisvoll gewesen. Dieser harmlose Enthusiast für die Natur ist durch die Bewegung zu einem politischen Schwärmer geworden und hat den Tod dabei gefunden — und Sie, ein Dichter, den Ihre Freunde vor wenigen Jahren als künftigen Dramaturgen begrüßten, sind durch dieselben Ereignisse zu einem prosaischen Professor der Naturgeschichte geworden! Nun trösten Sie sich, ich hätte mir auch nicht träumen lassen, einen Hofdienst annehmen zu müssen! Die Ereignisse haben mehreren Leuten so mitgespielt.

Möge Ihr neuer Beruf Ihnen viel Gelegenheit geben, Ihrem Vaterlande zu nützen; es wird mich freuen, die Erwartung erfüllt zu sehen, die ich mir von Ihnen hegte.

Mit aller Hochachtung

Ihr ergebenster
Brandis.

Daß er sich auch mit Poesie befaßte, ist bisher so ziemlich unbekannt geblieben; denn wie viele wußten, daß der 2. Jahrgang der „Klio", eines Taschenbuches, das 1821 zu Wien erschien, seinen „Mönch von Clausen, ein dramatisches Gedicht in 3 Abteilungen" enthielt? Es schildert uns in symbolischer Form nicht ohne Rühr-

seligkeit die Kämpfe Tirols 1809 auf dem Hintergrunde der Schlucht des Eisak bei Oberau. Brandis, geboren 1798, war damals 23 Jahre alt. Man kann seinen Gedichten ebenso wenig wie denen Perthalers Talent absprechen; er wandte sich jedoch sehr bald ausschließlich dem Staatsdienste zu und hier begleitete ihn die Muse nicht weiter. Sein Sohn, Graf Anton, hat mir aus seinem Nachlasse alles Poetische mitgeteilt, es kann wesentlich beitragen zur Charakteristik des interessanten, für die Geschichte des Vormärz in Tirol bedeutenden Mannes.

Schon 1816 hatte er im Theresianum zu Wien mit drei Jugendfreunden einen poetischen Bund geschlossen, wie deren in Tirol trotz aller Verschiedenheit der geistigen Strömungen öfters auftauchen. Das Denkbuch der Freunde liegt vor mir; es enthält keine auch nur halbwegs beachtenswerte Leistung und es ist daher kaum der Mühe wert, Namen anzuführen. Von Brandis haben wir noch ein patriotisches Gedicht in 3 Abteilungen: „Der Greis auf der Malserheide", welches die bekannte Schweizerschlacht von 1499 behandelt. Dramatisches Leben und scharfe Charakteristik vermissen wir auch hier, doch begegnen wir manchmal begeistertem Schwunge, der aus der Liebe zu seiner Heimat Tirol entspringt. Auch bei ihm sehen wir einen Zug, der sich fast bei jedem tirolischen Dichter findet: den starken Partikularismus, der tief in den Alpenhöhen wurzelt. Ihm verdankt Brandis wohl sein bestes Gedicht „Der Druide und die Adler", eine Art Kantate zu Ehren des roten Tiroleraares. Daß hier und an andern Orten mit ein bißchen Deutschtum gerasselt wird, will ich nur an-

deuten; in Form und Vorstellung stand jene Jugend noch auf dem Boden Klopstocks, wie ja auch noch später Josef Lertha in der vergangenen Manier dieses Poeten stecken blieb. Ueberraschen dürfte Manchen „Der Schweizer am Rütli“:

Der Schweizer ist ein freier Mann,
Jn schlägt kein Vogt mehr auch in Ketten,
Greift, wenn ihr's wagt, greift ihn nur an,
Gott und die Freiheit wird ihn retten.

Hier in dem Herzen flammt sie stät,
Der deutschen Freiheit Oriflamme,
Und eh' als die, als die vergeht
Vergeht ihr Vögt mit eurem Stamme.

Vergeht, Verräter, nur! — Doch nein,
Geht eure Weg' die ihr gekommen
Und laßt uns Schweizer Schweizer sein
Und uns're Freiheit unbenommen.

Frisch auf, Genossen, Hüt' geschwenkt
Hoch soll die Freiheit, Freiheit leben!
Und wem es warm im Herzen drängt
Der ruf': Es soll die Freiheit leben!

Wer dieses liest und dabei denkt, daß Brandis später als Reaktionär in Verruf war, traut wohl kaum seinen Augen, ihn hier als Freiheitsdichter zu finden. Aber man darf ihn nicht mit dem Maß der Märztage, die ihn von seinem Posten fegten, bemessen. In dem Tiroler-tory wehte bereits der Hauch des Fortschrittes, wenn auch nicht des modernen Liberalismus. Ich habe dies schon früher angedeutet. Unter den lyrischen Poesien finden sich auch religiöse, sie zeugen vom Geiste wahrer Gläubigkeit, und erotische — Urväter-Hausrat! Man

gelangt rückwärts bei Gleim an, — doch sei eine Probe gestattet:

Die Huldigung

Was willst du, Röschen! denn mich fliehen
Nur einen einz'gen Kuß von Dir!
Den darfst du mir doch nicht entziehen,
Ich geb' dir hundert ja dafür!

Was zürnst du denn, du kleine Lose?
Dein Mund so lieb, so zart und fein,
So schön, wie eine junge Rose
Lad't mich ja selbst zum Kusse ein.

Und ich will dir ja blos nur zeigen,
Wie mir dein Mündchen wohl gefällt,
Und du, statt ihn zu mir zu neigen, —
Bald hättest du wohl gar geschmält.

Nur einen Kuß, mir zu Gefallen
Und einen Blick nur Stern an Stern
Dann geb' ich auch, dir zu Gefallen
Sie hundertfach dir beide gern.

Aehnlich mutet uns auch „Hermann und Thusnelda in Walhalla" an; in der Manier einer Nachahmung von Schillers „Hektor und Andromache". Mit diesem Dichter schließt Brandis überhaupt ab; er sagte mir gelegentlich, daß er von Platen, Lenau, Grün und dem übrigen modernen Nachtrab überhaupt nichts mehr kenne. — So sehr wußte sich dieser Mann zu beschränken, nachdem er einmal die Aufgabe seines Lebens erfaßt hatte.

Michael Stotter

Die Ideen von 1848, welche so viele Herzen entflammten, sind fast ganz unter den Gesichtskreis gesunken; das neue Geschlecht überzeugte sich im harten Kampfe um das Dasein von ihrer teilweisen Unausführbarkeit und ließ sie daher abstrakt gegenüber der historischen Entwicklung fallen; es ist kälter, praktischer geworden; ja es betrachtet sogar jene, die sich voll selbstloser Begeisterung, Parcivals Schellenkappe über die Ohren gestülpt, dafür einsetzten, nicht bloß gleichgültig, sondern mit überlegener Ironie. Die Jünglinge und Männer von damals, denen die Gegenwart, wenn sie gerecht sein will, doch gar vieles verdankt, sind Greise geworden; es schlagen aber ihre Pulse höher, wenn sie von jenen Zeiten erzählen, sie erwärmen sich an ihren Erinnerungen im Alter und betrachten sie als einen heiligen Schatz. Wenn sie, getragen vom allgemeinen Aufschwung, glaubten, manche Fesseln seien für immer zerbrochen, so müssen sie jetzt mit Wehmut anschauen, wie man sie wieder zu schmieden trachtet, sie denken sogar an Metternich und sein System nicht ohne Achtung; weh' dem, der unter dem Kaiser Franz die Reichseinheit, welche die große Kaiserin Maria Theresia begründete, anzutasten gewagt hätte! Mit seinen strengen blauen Augen hätte

er nicht bloß die schwarz-rot-goldene Fahne, die man jetzt verbietet, niedergeblitzt, sondern auch die übermächtige slawische Trikolore; noch einmal weh' dem, der die eine oder die andere erhoben hätte: er konnte in Muncacz neben Ypsilanti oder auf dem Spielberg in der Gesellschaft Marvacellis und Pellicos über sein unbesonnenes Unternehmen nachdenken.

Auch auf unsern Bergen ruht noch das stille Abendrot jener Vergangenheit; in Tirol brach zuerst der Kampf gegen Absolutismus und Ultramontanismus los. In der Vorderreihe begegnen wir hier Michael Stotter; sein Name wurde im Schlachtenlärm von 1848 bald vergessen, so daß ihn selbst Wurzbach nicht anführt, und dennoch hatte er mehrfach eine Bedeutung, die auch jetzt noch im Stillen nachwirkt. Er verdient daher gerade in einem Blatte, das seit langen Jahren Berichten über unsre Zustände gern die Spalten öffnet, wieder aufgeweckt zu werden, um so mehr, da manche Parallelen naheliegen. Ich beschränke mich bei der Angabe des biographischen Teiles auf das wesentlichste, um dafür, wie es hier mehr am Platze, Ausblicke auf allgemeine Verhältnisse zu eröffnen, die sich vielfach mit den heutigen verketten.

Michael Stotter, der Sohn eines Kaufmannes in der oberen Sillgasse zu Innsbruck, wurde am 13. November 1813 geboren; ihm folgte ein Bruder Joseph, welcher sich um die Stadt manches Verdienst erwarb, und eine Schwester Anna, der jener die vollste Liebe zuwendete und deren Geist er in jedem Sinne zu bilden versuchte, so daß sie ihm stets ein dankbares Andenken bewahrte.

Michael trat 1824 am hiesigen Gymnasium ein — unter Professor Norbert Oberhauser mit weniger Erfolg, bis er erwachte und aus den philosophischen Jahrgängen glänzende Zeugnisse heimbrachte.

Im Herbste 1833 widmete er sich zu Wien dem Studium der Medizin, das er in Padua fortsetzte, den Doktorhut holte er 1839 zu Pavia. Für ihn bezeichnend sind zwei Thesen bei der Disputation am 23. März. Die eine lautet: „Minera tempore crystallisationis vivunt," die andere: „Amor, non impetus venereus mentis' animi corporisque vitam ad altiorem extollit potentiam." Jene deutet auf sein fleißiges Studium der Naturphilosophie, welche ihn allerdings nicht zum groben gedankenlosen Materialismus mancher modernen Forscher führte. Das Gemüt des edlen Mannes war, wie seine Briefe beweisen, religiös im höheren Sinne des Wortes, obschon er sich zu manchem „Gsatzl" des Katechismus nicht bekennen mochte. Die zweite konnte wohl auch Petrarca oder irgendein schwärmerischer Neuplatoniker der Renaissance zur Aufschrift wählen. Stotter blieb den Frauen gegenüber immer Idealist und weihte ihnen eine Huldigung, wie es die weltkundigen Aerzte nicht oder höchstens mit einem Anflug von Ironie zu tun pflegen. Daß sich seine Tätigkeit nicht bloß auf die Rezepte am Krankenbette beschränkte, wenn er auch manchmal der Aurea praxis eine humoristische Seite abgewann, zeigen manche Entwürfe seines Nachlasses; so die „Gedanken über die Kunst der Griechen und des Mittelalters"; an den Druck hat er wohl nie gedacht.

Seinem Berufe widmete er sich mit Eifer und hatte

namentlich als Augenarzt schöne Erfolge. Unter den Naturwissenschaften wählte er Mineralogie und Geologie zu seiner Nebenbeschäftigung, die jedoch bald alles andere in den Hintergrund drängen sollte. Der scharfe Professor Mohs in Wien hatte ihn vor dem Zerflattern bewahrt und mit logisch mathematischer Strenge auf den richtigen Weg gewiesen.

Es hatte sich in Tirol ein geognostisch-montanistischer Verein gebildet, mit der Aufgabe, das Land zu untersuchen, Erzfunde zu prüfen und zu verwerten und schließlich als Ergebnis der Forschungen eine große Karte herzustellen. Kommissäre wurden für alle Täler besoldet, Handstücke gesammelt und im Landesmuseum hinterlegt, wo sie in vielen Kästen aufgestellt, Zeugnis von dieser ausgedehnten Tätigkeit geben und ein Sekretär bestellt, der die Fäden zusammenfassen und in einem Gesamtbild vereinen sollte. Die Wahl Stotters 1844 war eine sehr glückliche zu nennen. Schon die Ferien früherer Jahre hatte er benützt, das Land nach allen Richtungen kennen zu lernen, so daß er über die verwickelten Verhältnisse dieser Gebirgsstöcke und Ketten einen Ueberblick besaß, wie sonst Niemand. Die Karte erschien erst nach seinem Tode; ein Werk wie keine andere Provinz Oesterreichs, kein deutsches Land ein solches aufzuweisen hatte. Vollauf genügt hier das Zeugnis Leopolds v. Buch; diese Karte ist die Grundlage geblieben, auf welcher spätere Forscher weiterarbeiten, jetzt ist sie freilich überholt: ein Schicksal, dem sich alle naturwissenschaftlichen Werke fügen müssen: sie sind nur Bausteine für einen erhabenen Tempel, der immer höher emporwächst, aber nie vollendet werden kann. Bei

seinen Arbeiten wurde er wesentlich durch den damaligen Statthalter Clemens Graf Brandis gefördert. Dieser verrufene Reaktionär war allerdings ein charakterfester Hochtory und dabei schwarz in der Wolle gefärbt, er besaß jedoch für alle Interessen des Landes ein warmes Herz, suchte sie zu fördern, wo er konnte und hat hie und da der Polizei Zügel angelegt, wenn sie plump dreintappen wollte. Er unterstützte Talente jeder Art, mancher hat denn freilich, als das Wetter umschlug, roh und undankbar nach der Hand des Wohltäters geschnappt.

Wie viel Stotter die berühmten Sammlungen des Ferdinandeum verdanken, deute ich nur kurz an; einen ganzen Winter arbeitete er täglich mehrere Stunden in den ungeheizten Sälen trotz der Warnungen besorgter Freunde, die eine Lungenkrankheit befürchteten; sie hat ihn nach einigen Jahren hingerafft und er holte sich wohl hier den Todeskeim. Unterstützt wurde er dabei von einer Schar junger Freunde; er verstand es, die Studenten an sich zu ziehen, machte mit ihnen im Sommer Ausflüge auf das nahe Gebirge, abends saß man dann in einem Bierkeller, und es wurde dabei nicht bloß über die „Stoaner" geredet, man verhandelte auch über andere Dinge, die man sonst damals kaum zu berühren wagte. Diesem Kreise gehörte Joseph v. Schnell an, der mit offenem Auge für die Natur den Orient bereiste; nach ihm wurde eine neu entdeckte Pinie aus Kleinasien benannt. Den Hammer, welcher dem Freunde entsunken war, hob ich auf und wirkte seit langen Jahren als Geologe.

Besonders tätig war Stotter auch für die literari-

schen Abendunterhaltungen, welche den Winter hindurch jede Woche einmal im großen Saale des Museums abgehalten wurden und den freien Gedankenaustausch über verschiedene Fragen auf allen Gebieten des Wissens vermittelten. Sie haben längst aufgehört, wie denn das Museum jetzt kaum mehr dieselbe Bedeutung für das geistige Leben Tirols hat, wie im Vormärz; doch erinnern sich alte Männer auch jetzt noch gern an die Genüsse, die Anregung, welche ihnen jene Stunden boten.

Stotter veröffentlichte in seinem Fach auch einige gediegene Werke. Ein Ausflug, den er mit seinem Freunde L. von Heufler in das Oetztal unternahm, gab den Stoff zu einer kleinen Abhandlung, „Geognostisch-botanische Bemerkungen auf einer Reise nach Schnals". Wichtiger war das folgende Werk; das allmähliche Vorrücken des Vernagtferners erregte bange Sorge, indem durch das Stauen des Rofner-Sees dem ganzen Oetz- und Inntale bei einem plötzlichen Ausbruch die größte Gefahr drohte. In solchen Fällen schickt man bekanntlich Kommissionen, um sich amtlich mit großen Kosten von dem zu überzeugen, was jeder Hirtenbube weiß: daß nämlich nicht zu helfen ist! Stotter wurde beigezogen. Die wissenschaftliche Frucht seiner Beobachtungen war ein Büchlein: „Die Gletscher des Vernagt-Tales in Tirol und ihre Geschichte. 1846." Fachmänner wie Leonhart sprachen sich sehr anerkennend darüber aus; die Aufeinanderfolge der Tatsachen und ihre Entwickelung ist klar dargestellt und durch eine treffliche Karte erläutert. Zwei wissenschaftliche Fragen, die namentlich von den Schweizern viel umstritten wurden, sind hier auf verläßliche Weise gelöst: es wurde nämlich das

Vorrücken der Gletscher auch im Winter nachgewiesen und der Zusammenhang dieses Vorrückens mit vorausgegangenen nassen Jahren sichergestellt. Eben damals tauchte die Frage der Eisenbahn über den Brenner auf. Stotter gab eine Uebersicht der orographischen Verhältnisse des Passes, bis zum ersten Spatenstiche vergingen aber noch Jahrzehnte. Für die Zeitschrift des Museums gab er 1847 ein sehr fleißiges zum Teil auf neuen Messungen beruhendes Verzeichnis tirolischer Gebirgshöhen. Zwei große Abhandlungen über die Oetztaler- und Silvrettamasse veröffentlichte ich aus seinem Nachlasse 1859 in der Zeitschrift der Anstalt.

Stotters Streben richtete sich nun auf die Lehrkanzel der Naturgeschichte an der Universität, welche unbesetzt war; seine bisherigen Leistungen rechtfertigten den Anspruch. Er unterzog sich dem Konkurse, welcher damals für solche Aemter vorgeschrieben war; die Ernennung erfolgte, das Dekret traf ihn nicht mehr unter den Lebenden.

Daß ein Mann, so vielseitig begabt wie Stotter, auch regen Sinn für Poesie habe, läßt sich voraussetzen; er betätigte ihn nicht bloß dadurch, daß er von Beda Weber Beiträge tirolischer Volksdichtung für die Zeitschrift des Ferdinandeum verlangte, er machte auch selbst Versuche, wie auf die geliebten Alpen, am Parnaß emporzuklimmen — mit ebenso viel Geschick, wie manche Tiroler Poeten, denen man gedruckt begegnet. Die Zeit, von diesen Versuchen etwas drucken zu lassen, ist um vierzig Jahre vorüber. So mögen seine Balladen, zu denen meist tirolische Sagen und Geschichten den Stoff lieferten, unter den vergilbten Handschriften bleiben,

bis auf ein paar kleine Proben, welche eine Wochenschrift bringt; zugänglich ist ein romantisches Drama: „Die Eisfräulein im Oetztal". Es wurde 1851 im „Phönix" abgedruckt und beifällig aufgenommen.

Vielleicht hätte Stotter auf der Bühne Erfolge gewonnen; auf einer wenigstens gelang es ihm: auf dem Kindertheater zu Natters. Wir wenden uns nun einem anmutigen Bilde zu. Wie eine Lichtgestalt schwebt uns aus den Nebeln der Vergangenheit die schöne Gräfin Therese Sarnthein entgegen. Sie hatte sich mit dem Gatten, einem schlichten, geraden Manne aus alter Familie bei Bozen, in früher Jugend vermählt; bald umgab sie eine Schar blühender Kinder. Blond, mit klaren Augen, schlank und hochgewachsen, war sie die deutsche Frau, an die wir bei Walthers „durchblüemet und durchsüezet" denken dürfen; fröhlich von Natur, ließ sie sich wohl auch auf eine kleine Neckerei ein, ohne daß je ein unreiner Hauch ihr Wesen berührte. Ueber die „gartenlaubige" Prüderie der modernen deutschen Damen, welche ihre Bildung aus der höheren Töchterschule holen, hätte sie in ihrer lauteren Unbefangenheit nur gelächelt — eine Prüderie, die man freilich nur dem deutschen Schriftsteller gegenüber heuchelt. Auf ihre Bildung hatte Johannes Schuler, der Gatte ihrer Schwester, wesentlichen Einfluß; mit feinem Gefühle wußte sie zu erkennen und zu unterscheiden, so daß auch Männer auf ihr Wort hörten und ihr Urteil achteten. Ihre Schwägerin war die edle Cornelie Schuler, deren Briefe, reich an Geist und Gemüt, wohl zum Schönsten zählen, was deutsche Frauenhand schrieb. In der Stadt, wo die Gräfin das Erbhaus der Familie

bewohnte, und in der Sommerfrische von Natters waren der Psycholog Sebastian Ruf, der Philosoph Georg Schennach, Alois Flir, der sie nach ihrem Tode 1855 zu Rom in einer Vision verklärt zu schauen glaubte, oft und gern gesehene Gäste; ich durfte an die fromme, aber nicht bigotte Frau meine zwei ersten, tiefernsten, skeptischen Hymnen richten; der geistreiche satirische Josef Daum war der Lehrer ihrer Kinder. Ich erinnere mich an manchen schönen Abend, wo die bunte Gesellschaft durch Feld und Wald wanderte; die Kinder pflückten einen Strauß Feldblumen, der dann zu Füßen des Kreuzes am Eingange des Dorfes niedergelegt wurde; wenn die Sterne in der Dämmerung schimmerten, begann sie wohl mit der reinen, hellen Stimme ein passendes Volkslied, wer konnte, sang mit, die Männer brummten den Baß.

Für ihre Kinder dichtete Stotter seine anmutigen Dramen; aufgeführt wurden sie im Stadel. Vor dem weit offenen Tor auf der Wiese versammelten sich die Bauern mit Weib und Kind, lachten ob dem Zwerg Puzimann, wie ihm der Bart eingeklemmt und vom klugen Schneeweißchen abgestutzt wurde, und heulten bei den unglücklichen Schicksalen des „verschwundenen" Prinzen. Diese kleinen frischen Dinge verdienten gar wohl den Abdruck in einer Jugendzeitschrift; freilich ist auch für die Kinder von heute die Romantik ein überwundener Standpunkt.

Im Frieden dieser Idylle hörte man jedoch manchmal ein Murren, ein Grollen, ein Rollen, welches auf das Herannahen eines Gewitters deutete. Wenn ich hier die Kämpfe, welche im Vormärz die gebildeten Kreise

Tirols gelegentlich aufregten, berühre, geschieht es nicht, um die Asche von Kohlen wegzublasen, welche seit mehr als einem Menschenalter verglommen sind; wie ich bereits öfters hervorgehoben, bin ich unabhängig von jeder Partei des Landes, und werde daher keiner zu Nutz, keiner zu Trutz schreiben, wohl aber will ich die Tatsachen unverfälscht andeuten, wie denn jede Gegenwart der Vergangenheit gegenüber das Recht auf volle Wahrheit hat.

Es ist bisher viel zu wenig hervorgehoben worden, daß sich in Tirol zuerst von allen Kronländern eine, wenn auch kleine Partei gegen den Ultramontanismus und Absolutismus bildete. Zwar die Beamten, die Aerzte, Advokaten und viele Bürger waren schon damals das, was man liberal nannte, sie blieben jedoch wie Sandkörner ohne Zusammenhang. Da sammelte sich um den hochgebildeten Johannes Schuler, welcher — o Ironie des Schicksals! — den amtlichen „Tiroler Boten" redigierte, eine kleine Gruppe von Männern; um vor den „Naderern" sicher zu sein, trafen sie sich in seiner Bibliothek, Küche und Keller besorgte die Hausfrau. Da klomm einmal ein solcher Kerl an der Wand empor, sein Antlitz leuchtete wie der Vollmond ins Zimmer, man packte ihn und übergab ihn unter allgemeinem Gelächter einem anderen „Naderer", der zur Deckung im Hintergrunde einer Hausecke lauerte, als Einbrecher. Ihr lacht? Vielleicht haben wir wieder nicht weit zu solchen Zuständen: darf man doch jetzt schon beim objektiven Verfahren an die alte Zensur denken, und von der lex Liechtenstein, welche hohen Herren gewiß sympatisch ist, haben wir keinen großen Schritt zum Konkordat. Hier

sei noch eines Nichttirolers — wir meinen Fr. Lentner — gedacht, der heiter und anregend in Meran wirkte.

Als 1838 die Zillertaler ausgetrieben wurden, sah man erschrocken alle Errungenschaften moderner Humanität mit Füßen getreten, was hatte man nicht noch alles zu erwarten! Schon im Landtage erhob der Bürgermeister Maurer Widerspruch, vermochte aber nichts gegen J. Giovanelli, dem sich Alles beugte. Dieser galt den Liberalen bald als lächerlicher Schuhu, gar Mancher „naggelte“ jedoch, wenn er die buschigen Brauen zusammenzog oder die hohe Stirn runzelte. Der Mann war nicht so unbedeutend, als man ihn darstellen wollte, sonst wäre nicht Görres sein Freund gewesen und hätte zahlreiche Briefe mit ihm gewechselt. Gegen ihn schleuderte der finstere Senn seine grimmig groben Sonette, und war stolz genug, sie nie zu verleugnen. Später schilderte Ludwig v. Schnell das Schicksal der Auswanderer in einer Broschüre; H. v. Gilm gedenkt ihrer in den „Liedern eines Verschollenen“, ich widmete ihnen ein Gedicht, das noch jetzt in Anthologien nachgedruckt wird. Noch höher gingen die Wellen, als die Jesuiten berufen wurden. Auch hier galt J. Giovanelli als Mauerbrecher, Unterrichtete behaupten jedoch, daß er nur vorgeschoben wurde, wie man denn überhaupt in Oesterreich an das Wort Guicciardinis denken darf: „Man liebt es, den Stein zu werfen, aber die Hand, die es tut, soll nicht gesehen werden.“

Der leidenschaftlich übersprudelnde H. v. Gilm dichtete sein „Jesuitenlied“, zu dem er sich, um die Karriere nicht zu gefährden, weder jetzt noch später offen bekennen durfte, welches er sogar in den Tagen der Reaktion

beim Rektor des Ordens als eine Jugendarbeit entschuldigte.

Auch der schneidige Josef Streiter in Bozen, welcher auch in den „Grenzboten" manchen Böller losließ, schrieb eine Broschüre, die einen gewaltigen Lärm hervorrief, ohne daß es der heiligen Hermandad, die nach allen Windrichtungen schnüffelte, gelang, den Verfasser auszuspüren. Wehe ihm, wenn es geschehen wäre! Stotter dichtete seine „Nebeljungen", ein komisch satirisches Epos, über welches man damals viel lachte: es ist mit dem größten Teile seines Nachlasses verschollen.

Wie haben sich die Zeiten geändert! Im Nachmärz wurde den Jesuiten die theologische Fakultät übergeben, welche heuer mehr Zuhörer, und darunter sehr viele aus dem deutschen Reiche, versammelt, als jede andere, sie verwalten eine prächtige Kirche, die frommen Frauen strömen in die Mai-Andachten und Predigten, wer kümmert sich aber darum? Die Zahl ihrer Anhänger und Gegner hat sich verhältnismäßig wohl kaum vermehrt, dem Geschlecht von heute brennen jedoch ganz andere Fragen auf den Nägeln, aber auch hier erinnern wir an den Spruch Salomons: „Es gibt nichts Neues unter der Sonne!" Und wer weiß, ob nicht in Oesterreich, gegenüber dem Wutgeheul von Hebbels Karyatidenvölkern, welche mit den schwarzen Tschechen verbunden sind, bald wieder der alte Schlachtruf des Liberalismus erschallt, den Viele bereits als abgetan betrachten. Vielleicht regen diese Zeilen da oder dort zum Nachdenken an.

Am höchsten stieg die Flut der Aufregung, als die Jesuiten ein Knabenkonvikt bauten, wie sie ein solches

zu Kaltsburg und Feldkirch besitzen. Als der Grundstein gelegt werden sollte, verweigerte die Bürgergarde den Ausmarsch, in der Grube fand man eine Visitenkarte, wie das Veilchen des Nithart, Spottverse flogen hin und her.

Stotter schrieb 1845 an mich nach Wien:

„Zwei Forts werden jetzt an der kleinen Sill gebaut: das Museum schützt die Stadt, die Jesuitenschule bedroht sie. Wir haben eine breite Treppe gelegt und drei Tore für den Eingang geöffnet. Kommt, kommt, hier seid Ihr zu Hause! Wir haben nur e i n Stockwerk aufgesetzt und überragen schon die drei Etagen der finsteren Trutzveste da drüben. Die Bürger stehen mit verschränkten Armen auf der Straße und schauen empor zum roten Aar an der Spitze der Attika und sagen: Das ist unser Museum. Da bewahrt man unsrer Väter Geschichte; da glänzen die Reichtümer unsrer Berge und ergötzen uns die Gedanken unsrer Künstler! Da ist Tirol und dort jenseits des Wassers — wenn doch die kleine Sill sich zum stillen Weltmeere ausbreitete! — ist die Reitschule der Jesuiten, in der unsre Söhne dressiert werden sollen, dort erklärt man Naturkunde und Kunst für sündige Dinge. So steht es mit dem Museum, und dies ist seine Wirksamkeit!" —

Der Enthusiast!

Zum Teil parallel mit dieser Bewegung oder sie vielfach durchdringend, lief eine andere. Die Beilage der „Augsburger Allg. Ztg." hatte im Dezember 1844 den Aufsatz von Josef Streiter „Poetische Regungen in Tirol" gebracht. Beda Weber nahm den Handschuh auf, die alten Freunde begegneten sich zwar mit geschlosse-

nem Visir, wurden aber leicht erkannt und rannten sich ohne gegenseitige Schonung an. Bald griff die „Augsburger Postzeitung" ein und brachte nun eine Reihe von Aufsätzen, worin alles, was sich mit dem Liberalismus in Tirol berührte, herabgerissen, verhöhnt und denunziert wurde. Das war damals allerdings ungefährlich, umsomehr, da den Angegriffenen die Mittel der Gegenwehr mangelten. Da erzitterte gar mancher, der sonst wacker gegen den Ultramontanismus mitgekämpft, mitgesungen; der alte Senn lachte höhnisch über den allgemeinen Wirrwarr. Als Verfasser bezeichnete man Beda Weber; lange Jahre nach seinem Tode pflanzte ihm noch kleinliche Gehässigkeit Nesseln auf das Grab, wir wissen aber jetzt mit voller Bestimmtheit, daß er zwar in der „Augsburger Postzeitung" mitarbeitete, jene Schmähartikel jedoch nicht aus seiner Feder stammten. Wollte ich den alten Kohl aufwärmen, so könnte ich das fromme Männlein bezeichnen, das sie verbrochen; es tat, als ob es nie ein Wässerlein getrübt hätte.

Im Herbste 1846 erschienen die „Frühlieder aus Tirol" von mir; hier wagte eine neues Geschlecht die ersten schüchternen Flügelschläge, obwohl jedoch Geistliche, wie der geniale Alois Meßmer, beitrugen, witterte die Feme in Oberbozen doch den satanischen Schwefelstank der Revolution und tat das harmlose Büchlein in den Bann.

Dem Froschmäuslerkrieg machte die Nachricht über die Märztage in Wien ein plötzliches und unerwartetes Ende. Baumgarten und Stotter traten, als die anderen Professoren zagten und selbst Flir mundtot blieb, an die

Spitze der Bewegung unter den Studenten. Jener schrieb im Volksdialekt, den er meisterhaft zu behandeln wußte, nach dem Beispiele Castellis drei Briefe an die Bauern, um sie über die Bewegung aufzuklären; sein letztes Werk! Es gibt Zeugnis seiner schönen Hoffnungen, es dringt aus der Tiefe eines Gemütes, das für die höchsten Ideale schwärmte. Vor der Enttäuschung, welche der schmähliche Kankan einer verblödeten, unverständigen Reaktion für uns brachte, bewahrte ihn das Schicksal; wir sahen auch diese schimpflich zusammenbrechen, wir sehen wieder eine finster heraufziehen, möge Gott verhüten, daß dann mit ihr nicht andere, wichtigere Güter unter den Trümmern des Sturzes begraben werden! Der ganze Rummel wurde aber durch die Ereignisse an der Südgrenze in den Hintergrund gedrängt; die Welschen rückten an, Klerikale und Liberale scharten sich einmütig und mannhaft um die alte Tirolerfahne.

Auch die Studenten bildeten Kompagnien, wobei sich Stotter die Anerkennung des Erzherzogs Johann verdiente, wie ein Brief bezeugt. Er rückte als Oberleutnant aus, kam jedoch nur bis Lavis, wo ihn am 12. Mai eine tückische Lungenentzündung auf die Bahre streckte.

Seine Gestalt zeigt uns ein Oelgemälde im Museum, für das er so viel leistete, und eine Lithographie von Tobias Grieser. Er ist vorgebeugt, die Arme verschränkt, im Knopfloch das geliebte schwarz-rot-goldene Band, darunter lesen wir den Spruch:

„Nicht ob der Väter Ehre ziemt es stolz zn sein,
Spannst du nicht selbst den Bogen, ist er nicht dein.

Was willst du mit der Todten versunkener Ehre,
Mit eigenen Wogen nur geht der Strom zum Meere.“

Seine Gebeine sind längst vermodert; wenigstens soll das Echo des Namens eines edlen Menschen, der sich nicht bloß um Tirol Verdienste erwarb, bleiben, bis auch dieses verklingt, wie aller irdische Ruhm!

Das Schwanken von einem Pol zum anderen hat uns weder Heil noch Frieden gebracht, möge man als höchstes Ziel das Gleichgewicht in der Mitte zwischen beiden aufrichtig anstreben, damit man nicht im Unglück wieder vor einer allerneuesten Aera kapitulieren muß.

Sigmund Schlumpf

So mancher wird es für zwecklos halten, in der wilden Jagd einer rastlosen Gegenwart über einen Jüngling ein Wort zu sagen, der durch keinen neuen Gedanken auf dem Meer der Zeit Bewegung hervorbrachte. Es mag sein! Dennoch ist er vielen lieb gewesen, weil sein Herz reich war an Liebe. Es glich einer Aeolsharfe, sie hat nur einen Mollakkord, aber dieser eine ist voll, tief und rein!

Sigmund Schlumpf gehört zu den Jünglingen, auf deren Stirn ein Strahl der Morgenröte des Vormärz von 1848 ruhte. Der Sohn eines bekannten Schützenhauptmanns, der sich auf dem Bergisel auszeichnete, wurde er 1818 zu Waidring geboren. Sein Vater hatte eine Anstellung als Mautbeamter, daher begenen wir ihm an verschiedenen Grenzposten, so auch zu Zollhaus bei Erl. Hier schlossen wir eine Jugendfreundschaft, bis eine Versetzung der Väter uns trennte. Der junge Schlumpf überholte mich bei der raschen Entwicklung seines Geistes sehr bald, so daß wir uns, als ich ihm ins Gymnasium nachrückte, bereits fremd waren. Als Schlumpf auf die Universität überging, begann Flir zu wirken und einen Kreis enthusiastischer Jüng-

linge zu sammeln, zu denen auch der später rühmlich bekannte Arzt Christian Schlechter zählte. Schlumpf stand bei seinen Genossen in hohem Ansehen, seine Lieder erfreuten sich großen Beifalls. Wenn jemand, führte er ein den Musen geweihtes Leben, indem er alles Bedeutende auf sich einwirken ließ und es auf das zarteste zu ergreifen wußte. Das Studium warf auch in seine Brust den Zweifel an der Offenbarung; die Schönheit des Katholizismus, wie sie ihm Flir darstellte, half ihm nicht über den Riß im Gemüte weg. Bald jedoch gewann er sich den Glauben an die heilige, unvergängliche Weltseele.

Allwesen du, mir nah und fern,
Das durch des Lebens Tiefen zieht,
Bist du nicht Abendrot und Stern
Und stille See, unsterblich Lied?

Nach Vollendung der philosophischen Kurse wandte er sich der Medizin zu. Das praktische Leben, in welchem er beginnen sollte, als Arzt zu wirken, hätte ihn jedoch aufgerieben durch den herben Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit, den irgend zu vermitteln ihm jede Anlage fehlte. Von Jugend an kränklich, fühlte er den Keim des Todes in der Brust und mit tiefer Sehnsucht horchte er den Ahnungsstimmen aus einer andern Welt; das Gedicht, worin er dieses ausspricht, wird niemand ohne Rührung lesen:

Ahnung

Ein Glöcklein hör' ich öfters läuten
Von fremdem, selt'nem Wunderklang,
Doch was das Glöcklein zu bedeuten
Hab ich umsonst geforschet lang.

Ich hör' es nur in heil'ger Stunde
Zumeist in stiller Mitternacht
Wenn alles schweigt in weiter Runde
Kein and'res Menschenaug' mehr wacht.

Auch hör' ich ernste, heil'ge Lieder
Ein andres Leben öffnet sich
Dann sinkt der Schlummer schwer hernieder
Und Träume viel umschweben mich.

Kommt dann die Sonne klar und helle
Nimmt alles seinen alten Lauf
Nur mir ist einsam um die Seele
Als stünd' ich aus dem Grabe auf.

Das hat er in Wien niedergeschrieben. Dann reiste er nach Padua, dort seine Rigorosen zu machen, vielleicht mit der Hoffnung, daß der freundliche Himmel Italiens ihm einige Tage zulegen, wenn auch nicht die volle Genesung gewähren werde. Um einige Studien zu machen, besuchte er das Spital und dort war es, wo die innigste und letzte Liebe sein Herz ergreifen sollte. Unter den Kranken befand sich ein Mädchen, das nach der Erklärung aller Aerzte unrettbar an einem Brustleiden darniederlag. Ein Freund Schlumpf's, der sich gerade zu Padua befand, hat sie uns geschildert. Als der sonst kalte und nüchterne Mensch von ihrer Geduld, von ihrer sanften Ergebung und all der Schönheit, welche ihren hinsinkenden Leib wie Morgenlicht einer heiligen Zukunft verklärte, in beredter Begeisterung sprach, konnte ich mir leicht vorstellen, welchen Eindruck sie auf Sigismund gemacht habe.

Letzte Bitte

Du mit dem dunklen Lockenkranz
Mit deiner Augen Himmelsglanz

Ach wende du mir, holdes Du
Dein bleiches Antlitz zu!

Ich bin so krank, der Busen brennt,
Ich fühl's, ich fühl's, es geht zu End'!
Ach wende du mir, holdes Du
Dein bleiches Antlitz zu.

Er mußte sie sterben sehen; allein die Erinnerung an ihr Hinscheiden erhellte seine letzten Stunden, man fand ihn eines Morgens tot, Lächeln wie vom Weihegruß der Ewigkeit im milden Gesicht. Die geschlossene Hand barg ein zerknülltes Blatt, mit den Versen, die ich oben mitgeteilt. An seiner Bahre vereinigten sich Deutsche und Italiener zu inniger Teilnahme. Das war im Frühling 1844. Er hatte beabsichtigt, mit einem Freunde, Bernhard Moser, der ihm bald ins Grab folgte, ein Heft Gedichte herauszugeben. Seinen kleinen poetischen Nachlaß erhielt ich zur Durchsicht und nahm jene Gedichte, die sich durch Innigkeit auszeichneten oder das Bild des Verstorbenen ergänzten, in die „Frühlieder" auf.

Einige Jahre später besuchte ich auf einer Reise seine Eltern. Sie lebten zu Waidring in Pension. Der Vater, altersgrau und verwittert, drückte mir, dem Jugendfreunde seines Sohnes, herzlich die Hand. Ich erzählte ihm, daß die Erinnerung an Sigismund bei vielen jungen Männern, die er einst durch seine Begeisterung für Wissenschaft und Kunst entflammte, noch nicht erloschen sei. Da gingen dem Alten die Augen über, er seufzte schwer und sagte, mich lange anblickend: „Er wäre jetzt in Ihrem Alter; Sie stehen gesund und kräftig da — er liegt in Wälschland unter der Erde — wer

hätte das gedacht!" Die Mutter nebenan konnte die Tränen nicht zurückhalten, wie denn beide sehr gemütliche und brave Leute waren. Sigismund blieb der Mutter stets mit Wärme zugetan.

Dies zeigt ein Gedicht, das hier folgt:

An meine Mutter

In meiner Kindheit frühen Jahren
War ich ein kranker, bleicher Knab',
In meinen gold'nen Lockenhaaren
Sollt ich zur dunklen Gruft hinab.

Mein Brüderlein von sonn'ger Weide
Bracht' mir viel Blümlein mit nach Haus,
Die Mutter lieb an meiner Seite
Band sie still weinend mir zum Strauß.

O Mutter, hättest du gewunden
Ums junge Haupt den Totenkranz
In deinem Arm hätt ich gefunden
Der Engelskrone lichten Glanz.

An deines Herzens Heiligthume
Von deinen Thränen sanft bethaut
Im Lockenhaar die zarte Blume
Hätt' ich des Himmels Glanz geschaut.

Mögen die Frauen dem fast frauenhaft weichen Dichter, der so früh abgerufen wurde, ihre freundliche Teilnahme nicht versagen! Er mahnt an Hölty. Es ist eine Aehnlichkeit im Lebenslauf Beider, im übrigen sind sie aber weit verschieden, was man leicht herausfühlt. Mög' er sanft ruhen unter den Lorbeeren und Myrthen Italiens!

Hans Perthaler

Unsere Zeit läßt über den Gräbern verdienter Männer schnell Gras wachsen; man liest den Nekrolog irgend eines Journales und legt ihn dann zu den Akten. Perthaler, der im Jahre 1862 starb, gehört daher schon zu den längst Vergessenen, und doch verfaßte er die wichtigsten Staatsschriften, Thronreden und Rundschreiben, welche die weitesten Kreise berührten und in den weitesten Kreisen verhandelt wurden. Wenn auch andere auf der Bühne standen, wirkte er doch in erster Linie bei der Gründung unserer Konstitutionen; aus seiner Feder stammt eine Reihe von Gesetzen, die noch heute gelten; er focht, wenn auch mit geschlossenem Visir, für Oesterreich in den Journalen, namentlich in der „Augsburger Allgemeinen", und warf Broschüren, wie die Palingenesis und die neun Briefe darüber, in das Publikum. Als „Erfinder des österreichischen Nationalbewußtseins" mußte er Spott und Anfeindung erleiden; was er wohl etwa unter den gegenwärtigen Verhältnissen erlebt hätte? Ob er sich hineingefunden hätte? Das kleine Männchen war zwar geschmeidig, aber auch zäh; die Fahne des österreichischen Staatsgedankens, wie er ihn

mit Schmerling verstand, hätte er wohl nie aufgegeben. Das sind jedoch müßige Fragen.

Seine Biographie gibt Wurzbachs Lexikon, freilich nur in Umrissen, die vielfach der Ergänzung bedürfen; nur den Politiker und Staatsbeamten behandelt es. Sein umfangreicher Nachlaß verdiente auch in dieser Beziehung gründlicheres Eingehen und Schritt für Schritt der Zeitgeschichte, wie einem Faden folgend, könnte man sein Eingreifen in dieselbe schildern; bleibt er auch an Bedeutung hinter Gentz, mit dem er den Geschäftskreis teilte, weit zurück, so ist seine Persönlichkeit doch interessant genug, um zu einer solchen Arbeit aufzufordern.

Ich überlasse sie einer gewandteren Hand und beschränke mich nur darauf einiges nachzutragen und beizubringen, was bisher weniger berührt oder auch ganz unbekannt war.

Perthaler gehört zu den wenigen Menschen, welche sich zum vorhinein über das Ziel und den Zweck ihres Lebens klar sind und beides trotz verschiedner Gegenströmungen nie aus dem Auge verlieren.

Er wollte Jurist werden, Jurist im höheren Stile und verlegte sich daher nicht bloß auf das Brotstudium der Vorlesungen; er wollte sich die Bahn des Staatsmannes eröffnen, und was man damals in Oesterreich meistens übersah, begriff er sehr bald, daß dazu eine tiefe philosophische Vorbildung gehöre. Auf diesem Gebiete ließ er sich nichts entgehen; er kannte die Alten; dann finden wir Auszüge und Bemerkungen über Spinoza, Schelling, Baader; seiner dialektischen Natur entsprach aber am meisten Hegel, der vor 1848 in Tirol

viel von jungen Leuten studiert wurde. Das war überhaupt damals ein merkwürdiges Geistesleben in Tirol; ich erinnere mich gerne daran, wie die Jünglinge, burschikos, mit offener Brust und dem Ziegenhainer, das Käppchen schräg auf dem Kopfe, zwar ohne Bierzipfel, aber doch frisch unter den Kastanien der Wirtsgärten, mit dem alten J. Senn über Sätze der Phänomenologie disputierten und einer oder der andere wohl ein griechisches Zitat aus Plato oder Aristoteles dazwischen warf. Der alberne Bierkommers und die Prügeleien mit Schlägern waren damals unbekannt, man war wohl in geistiger Gährung, aber bei der faulen noch nicht angelangt. Selbst der leichtfüßige Poet, der Herr v. Gilm, naschte an Hegel und mutete in einem komischen Gedichtchen sogar den Schwalben zu, es zu tun. Auf Perthaler übte dieser Philosoph den entschiedensten Einfluß nicht bloß stofflich, sondern noch mehr formell, wie sich das an verschiedenen Aufsätzen bemerken läßt.

Ab und zu begleitete er die Zeit mit Aufzeichnungen, von denen mehrere Hefte vorliegen. Er faßte die Ereignisse zusammen und prüfte sie auf ihre Resultate, sein Scharfblick ist oft überraschend, weit über sein Alter hinaus. So finden wir zwei Bände publizistischer Studien aus dem Jahre 1841. Die Einleitung vom ersten Jänner spricht sich über die Absicht aus. Wir geben sie als Probe:

„In diesem Buche will ich beschreiben, wie die Geschichte der Gegenwart in der täglich wachsenden Entfaltung mich bewegt. Eine neue, eine große Zeit hat begonnen, Umwälzungen bereiten sich vor, wir hören mächtig tönen den Flügelschlag der nahenden Epoche,

alle Kraft, alles Leben drängt sich zum Ausgang, wo die Völker der Halbheit unangemessenen Daseins zu entkommen hoffen, jenseits dessen das Germanengeschlecht seine wiedergeborene Welt baut. Kriegerisch bebt jedes Mannes Herz, denn es gilt! Die große Frage der Geschichte stellt sich an die Nationen, ob ihre Kraft zu bestehen vermag. Wo die Macht des höchsten Willens aus dem Kern eines Volkes schlägt, dort ist der Sieg! Es rüsten die Völker sich zu ihrem Lebenskampf.

Indem ich immer tiefer hineindringe in die Kenntnis dessen, was die edelsten Männer, die herrlichsten Völker von Recht und Staat dachten, fühle ich mich von freudigem Erstaunen ergriffen. Die Unermeßlichkeit könnte beunruhigen, wenn mich nicht eine tiefe Zuversicht belebte; — und was mir immer klarer wird: es ist nicht Widerspruch, was die Einzelnen einander gegenüber stellt, es ist das alles nur ein herrlicher Bau, an dem der denkenden, betrachtenden, ordnenden Menschheit immer neue Seiten klarer sich darstellen. O du unendlicher Geist, laß diesen Mut der Zuversicht nicht altern in mir; bleibe, werde lebendig — o, du mein einziges reichstes Glück: Zuversicht männlichen Strebens verlaß mich nie! — Auf's Tun ist mein Inneres, mein Grund und die Lust des Lebens gerichtet. Mein Fehler ist, daß ich's Allen in Allem gleich oder noch lieber zuvor tun möchte. Ich weiß aber wohl, in der Beschränkung ist Weisheit, denn in ihr ist das Große."

Diesen Idealismus atmete nicht nur Perthaler, er schwellte damals die Brust der besten Jünglinge, die noch nicht den Brotkorb als das höchste Ziel des Strebens betrachteten. Perthaler war nur Einer von Vielen;

erst nach dem Jahre 1848 begann jener zynische Realismus, der nur noch das Evangelium des Stoffes hört und vor dem goldenen Kalbe kniet.

Ungefähr in die gleiche Zeit fällt eine Prophezeihung, die im Munde eines so entschiedenen Oesterreichers ganz eigen klingt und uns, nachdem sich so viele Geschicke erfüllt haben, sonderbar berühren muß:

„Im Königreiche Preußen scheint sich Deutschland zu regenerieren; die ganze Geschichte Preußens zeigt dies. Noch ein paar kräftige Herrscher — und in Deutschland, in der Mitte Europas, steht die erhaltende, stärkende, einigende Idee der Freiheit auf."

Das Fest zu Köln feierte er mit einem Gedichte.

Der 4. September 1842.

So lauten sie, des königlichen Mannes Worte:
„Kein Prachtbau, nein, ein Werk dem Brudersinn geweiht,
Erhebe herrlich hier sich dieses Domes Pforte,
Die Pforte einer neuen, guten, großen Zeit.

Die Zeit, wo alle Stämme innig sich verschmelzen
Zum großen Horte mitten zwischen allen Landen,
Daran die Wogen, die sich her von Westen wälzen
Und auch von Osten fruchtlos wieder rückwärts branden.

Denn alle Gauen, alle Lande, alle Stände,
Sie werden jetzt sich brüderlich zusammen finden.
Zum Bau des Vaterlandes helfen alle Hände
Und in Vergessenheit gesenkt sind alte Sünden!"

Daß er die Märztage von 1848 mit Jubel begrüßte, brauchen wir kaum zu sagen; mit Ekel und Widerwillen wendete er sich jedoch von der Anarchie des Oktobers ab. Er sah ein, daß hier die Bombe dreinschlagen müsse, er erkannte die Notwendigkeit einer ehernen Zucht; auf

die Greuel des Belagerungszustandes war er nicht gefaßt. Mehr ein klarer ruhiger Beobachter der Dinge, brauste er jetzt heftig und leidenschaftlich auf, flammender Zorn durchbrach die kühle Schale der Reflexion. Er schrieb 1849 ein Gedicht „Zum Gedächtnis des 18. und 19. März 1848." Es wurde ohne seinen Namen in der „Torgauer Zeitung" abgedruckt und erschien als fliegendes Blatt in Druck und Verlag der Volksbuchdruckerei W. Körting und Schienert. Auf dem mir vorliegenden Exemplar hat er eigenhändig seinen Namen „von Dr. Johann Perthaler" hingeschrieben. Wenn Jemand geahnt hätte, daß er der Verfasser dieser wilden stürmischen Verse sei! — Obwohl sie jetzt nur noch den Wert einer geschichtlichen Urkunde haben, wage ich dennoch nicht, sie dem Leser vorzulegen.

Damit hatte sein Zorn ausgetobt. Die persönliche Anhänglichkeit an das Haus Habsburg-Lothringen hat er nie aufgegeben und als das bekannte Attentat versucht wurde, lieh er seinen Gefühlen lebendigen Ausdruck:

„Das ganze Reich ein Dom!"

Das Gedicht trug seinen Namen in die weitesten Kreise und stellte ihn auf dem Gebiet der loyalen Poesie neben Hermann von Gilm. Daß er in hervorragender Weise bei der Gründung der Votivkirche beteiligt war, erzählt uns Wurzbach.

Auch in seine ästhetischen Betrachtungen schlägt die Politik. Aus dem Jahre 1842 liegt uns ein Essay über den Sohn der Wildnis von Halm vor, der wohl abgedruckt zu werden verdiente, wenn nicht der Dichter und das Drama bereits vergangen wären. Ueberall erhebt

er sich zu allgemeinen Geschichtspunkten; einige Stellen darf ich wohl mitteilen, denn sie tragen wesentlich zur Charakteristik seiner Weltanschauung bei.

„Unverkennbar ist die Sehnsucht des deutschen Volkes, ein nationales Drama aus seinem fruchtbaren dichterischen Boden emporblühen zu sehen. Wie Lynceus steht es auf der Warte, nach dem Aufgang der Sonne spähend, auf manchem Punkte sah mans aufleuchten, man glaubte das Morgenrot zu gewahren, allein es war nur ein Mondschein, und so schmerzlich auch die Wahrheit ist, wir müssen sie uns doch gestehen, das nationale Drama ist noch nicht da! An ein Publikum, das sich vormals eine der ersten Bühnen Deutschlands erzog, kann man die Forderung stellen, daß es nicht das schwankende „Gefallen" und sentimentale Regungen zum Maße seines Urteiles mache, man kann die Forderung stellen, daß es höchste Standpunkte gewinne und mit klarem Bewußtsein von der hohen Aufgabe der dramatischen Poesie, mit lebendiger Ahnung der geistigen Metamorphosen der Nation und ihrer Wendepunkte über die Hervorbringungen seiner strebenden Kräfte das ernste Amt des Richters übe. Nur so ehrt sein Beifall den Dichter, der ungern die Ironie über sich ergehen läßt, einen unreifen Kranz aus den Händen einer weiblichen Menge empfangen zu sollen. Dem „Sohn der Wildnis" hat das Publikum ungewöhnlichen Beifall nicht versagt; ist es dabei von jenem höheren Standpunkte ausgegangen — und dürfen wir demgemäß in ihr einen Strahl des Morgenrotes begrüßen? Nein! — Auf diesem Wege kommen wir zu dem, was uns not tut, zu dem, wonach der Drang des deutschen Genius ringt, nicht.

Das ist kein Drama, wonach die nationale Sehnsucht ringt; davon wendet sich der deutsche Sinn mit Unwillen ab. Das Drama hat die Tendenz, auf die Gegenwart zu wirken; wohlan! so denke man sich: Die Jugend habe wie Ingomar den Ehrgeiz, durch Abtrünnigkeit den Sieg der Zivilisation darzustellen. Diese Konsequenz ist vollkommen unausweichlich! Man gestehe sich ein, daß ein Drama, welches die Rechtfertigung solcher Gesinnung durch die Weichlichkeit eines betörten Herzens — unzweifelhaft ohne des Dichters Absicht — enthält, von der Nation verleugnet werden muß. Es ist das Produkt jener krankhaften Stimmung der Zeit, welche zur Schonung subjektiver Empfindsamkeit alles, was Bestand haben soll, Sitte, Pflicht und Gesetz, zum Opfer fordert."

Das sind die Worte eines echten Staatsmannes, der nicht von der Hand in den Mund lebt, sondern nach geschichtsphilosophischen Standpunkten urteilt. Freilich hat ihn die Zukunft desavouiert.

Wenden wir uns mehr der Persönlichkeit Perthalers zu. Man darf wohl fragen, wie stellte er, der geborene Tiroler, sich zu dem Glauben seiner Väter? Wie alle seine Landesgenossen, die sich zu geistiger Freiheit emporrangen, mußte er schwere Kämpfe bestehen.

Jahr 1840. Rückerinnerung an 1830. „Religiöse Schwärmerei! Advent in der finsteren Kirche. Dem Himmel mich mit innigster kindlicher Glut hingebend, ist er golden über mich herabgeschwebt; ich schaute ihn an und war wunderselig. Die Gräuel der Verwüstung in jenem Evangelium vom Untergange Jerusalems und die Beziehung auf den Untergang der Welt.

Schlaflose Nächte, furchtbare Aufregung.

Ich hör' das heilige Glöcklein läuten
Das wird die heilige Meß' bedeuten,
Ich kann nicht in die Kirch' hinein;
D'rum heiliger Schutzengel mein,
Geh' Du für mich an meinen Ort
Und hör' das göttliche Wort,
Dann komm Du wieder her zu mir
Und bring das heilige Wort mit Dir!"

Den Umfang seiner Lektüre beweisen die gesammelten Notizen aus allen Fächern der Wissenschaft und Kunst. „Fleißiges Schreiben und Sammeln fördert", bemerkte er einmal. Aus dem Geräusch der Großstadt heimgekehrt, ruft er: „Studierstube, Schlafkammer der Leidenschaften, die Brautkammer des Geistes, Konzertsaal der schönsten aus allen Zeiten und Plätzen versammelten Stimmen." — Es waren die Größten, die ihn besuchten — voran der alte Homer. „Ich habe Licht angezündet, ich will ein Totenopfer feiern — des alten Homers feierliche Νεκυια Welch eine große Idee des herrlichen Griechensängers, wie er die Toten beschwört und sie stehen auf vom Geiste bezwungen und wandeln vorüber, die grauen Geister, die Luftgebilde!"

So versammelte der Student im engen Stüblein einen Olymp der besten und größten aller Jahrhunderte, aller Völker. Er versuchte metrische Uebersetzungen aus Byron und Petrarca; des Italienischen war er so mächtig, daß er selbst ein Sonett wagte.

Die bildenden Künste beschäftigten ihn vielfach; wir treffen Auszüge über Geschichte der Malerei, überall sind Notizen eingestreut über das, was er gesehen,

manchem Bilde widmete er Strophen. So der heiligen Justina von Moreto im Belvedere, vor welcher ein schöner Mann kniet.

„Sieh, hier werf ich mich zu Füßen
Dir und schaue in die Höhe,
Laß des Himmels mich genießen,
Den in Deinem Aug' ich sehe;
All mein Leiden, all mein Leben
Soll an Dir sich frei erheben.“ —

„„Nicht zu mir, zum Himmel wende
Deine Blicke, Dein Vertrauen!
Dorthin falte Deine Hände,
Dorthin mußt Du sehnend schauen, —
Willst aus Fesseln Du Dein Leben
In der Liebe Freiheit heben!““

Die Musik war in seiner Familie durch die berühmte Klaviervirtuosin Karoline Perthaler, eine Cousine von ihm, vertreten. Sie suchte er zu München auf. Dort erzählte sie ihm, wie sie vor Goethe gespielt, der mit schneeweißem Haupte ruhig auf dem Sopha saß und ihr zum Danke eine Medaille mit seinem Bilde sandte.

Das Verhältnis unseres Freundes zur Kunst drückt symbolisch ein sinniges Sonett aus.

Von dem buchtenreichen Meeresstrande
Schaut der Cecropide mit Behagen,
Gegen Osten, wo der Sonnenwagen
Hell empor sich hebt am fernen Rande.

Heiter blüh'n ihm seine schönen Lande,
Doch im Innern mahnt ein drängend Fragen —
Eine zweite Sonne soll ihm tagen,
Lösen ihm die Nacht der Geistesbande.

Und es taucht vor seinen trunknen Blicken
Aphrodite aus dem Meeresschaume
Wunderbar! — mit jubelndem Entzücken.

Rufet wie erwachend aus dem Traume
Laut der gottbegeisterte Hellene:
„Was ich suche, sieh, es ist — das Schöne!“

„Was willst du mir, du stilles Trauern der Seele? Herz, was kommt dich an? — Ach, es fehlt dir so Manches, es fehlt dir die Geliebte, es fehlt dir die That!“ — Diese Zeilen seines Tagebuches sollen uns auf sein Verhältnis zu den Frauen führen. Auch er verehrte schon als Studentlein eine Madonna, der er manchen Reim, manchen Stoßseufzer widmete. Amor führte ihn in die ganze mythologische Gesellschaft ein, von Aeolus bis Zeus; die Holde hieß Ninni, wer sie gewesen, konnte ich nicht ermitteln und so muß sie auf den Platz neben Beatrice und Laura verzichten. Stets zog ihn das Ewig-weibliche an, aber auch er die Frauen, wie sie einem edlen Schwärmer gern einen freundlichen Blick gönnen. Als er auf der Bahre lag, trat eine tiefverschleierte Dame zu seiner Leiche und blieb dort lange, lange; niemand erkannte sie.

Geheiratet hat Perthaler nie, doch schrieb er im Jahre 1840 am Palmsonntag einen überschwänglichen Brief „an meine künftige Frau“. Soll ich die Einleitung hersetzen? — Vielleicht bedauert dann manches Mädchen, daß es jetzt keinen solchen Konzipienten mehr gibt.

„O Du bekanntes oder unbekanntes Wesen, herzgeliebtes Liebchen und mein eigenstes Liebchen (denn Frau mag ich Dich nicht gerne nennen; — mein bist Du

in der Liebe, Frau bist Du dem Gesinde) — heut', am Tage, an dem wir den Triumphzug des Herrn in der Stadt Gottes feiern — jenen letzten Zug, da ihm das Volk Palmzweige streute, — heute feiere ich Deinen Einzug in mein Herz! Wie gesagt, ich kenne Dich, oder ich kenne Dich nicht, das macht aber ganz und gar nichts, Du Schöne, Holdselige, Lieblichste aller Lieblichen; Du ziehst hier ein und ich habe dann darüber eine unendliche Freude."

Vielleicht hätte für ihn am Traualtar die Marterwoche begonnen; auf den Palmsonntag der Charfreitag, wie das bei solchen überschwänglichen Naturen gewöhnlich der Fall ist. Ich habe Perthaler gut gekannt, auch jetzt kann ich ihn mir wohl als feurigen Liebhaber aber nicht als nüchternen Ehemann vorstellen.

Lassen wir diese Madonna im Empyreum und setzen wir uns mit Perthaler ins Theater neben Magdalena, „ein Grauweibchen, das echte Bild des Kummers, nicht des äußerlichen, sondern des inneren Seelenkummers; blaß, verständige Augen, eine dünne Locke über die Wange herunter; die Sirenenkünste wurden angewendet, um den Busen aus dem ausgeschnittenen Kleide hervorzuheben, aber hinter diesen Bewegungen der Schmerz des Zwanges der Not; die hagere Hand fuhr dann zu Zeiten über das umwölkte Gesicht neben der Locke herab und das ist eine Attitude, die mir immer in die innerste Seele dringt — die echte Geberde des tiefsten Leidens oder der Entwürdigung vor sich selbst. Als auf der Bühne Julie kosend an der Brust Heinrichs hing, ein Moment, alles Glück der reinen knospenden Liebe in sich schließend, da trat eine Träne in's Aug' des

armen, verlassenen, gesunkenen, geknickten Wesens neben mir und da dachte sie wohl: so jung, wie ich bin! aber die Hoffnung solchen Glückes ist mir entschwunden! — Die aufrichtige Träne im Aug' der Hetäre ist mir eine wahre Tragödie."

Perthaler beschäftigte sich viel mit der sozialen Frage, mehrere Druckschriften beziehen sich darauf. Um seine Persönlichkeit zu zeichnen, habe ich ihm selbst das Wort gegeben, mögen diese Bruchstücke das Bild des Staatsmannes ergänzen, wie es uns Wurzbach entwirft, auf den ich auch bezüglich seiner äußeren Schicksale verweise.

Den Dichter berührt er gar nicht, wir wollen uns zum Schlusse kurz mit ihm beschäftigen. Am 10. März 1840 schreibt er in sein Tagebuch: „Im Stadtgraben unter einer Allee wandelnd, habe ich heute viel gedichtet; ich war schon lange nicht mehr so begeistert. Neben mir die ernste düstere Mauer der Schanze; ganz einsam, denn es war regnerisch, so schritt ich unter den Pappelbäumen hin und her. Lange horchte ich auch dem anschlagenden Sterbeglöcklein und hing melancholischen Träumen nach. Du mein Liebchen über den Bergen, wohl hundert Meilen fern, auch du erschienst mir vor der Seele! Liebchen mit den wunderschönen Blondlocken, gute Nacht!"

Perthaler hielt sich für einen Dichter, er griff nach dem geweihten Lorbeer, konnte ihn jedoch nicht pflücken, denn er war eben nur ein gebildeter Mann, der dichtet, aber kein Dichter in sich und aus sich. Allerdings auch hier nicht ohne Talent und gar manches Poem, das er verfaßte, könnte sich im Schutz berühmter moderner

Namen mit Ehren sehen lassen. Bereits aus seinem fünfzehnten Jahre finden wir Verse, das geht so fort bis zum fünfundzwanzigsten, sechsundzwanzigsten, wo die lyrische Quelle fast zu versiegen begann. Dieser Nachlaß würde mehrere Bände füllen; das erste Heft, das süße Lirum-larum gewöhnlicher Studienpoesie voll Herz und Schmerz, Sehnen und Tränen, Liebe und Triebe, Sonne und Wonne, Lust und Brust, voller Humpen unter der deutschen Eiche — wer kennt diese Jugendbummelei mit ihren süßen Torheiten nicht? Später wurden seine Poesien gehaltvoller, doch legte sich ein Hauch von Reflexion darüber; Einfälle, Stimmungen, Gedanken, nur keine Gestalten, selten ein Aufsprudeln unmittelbaren Gefühles! Er scheint an den Druck gedacht zu haben; sie sind nach dem Stoffe sorgfältig in Hefte geteilt. Nach Form und Ausdruck ist er meistens von Goethe abhängig. Eine sorgfältige Auswahl von berufener Hand könnte „in memoriam" veröffentlicht werden, die Erinnerung an ihn auffrischen und seinen Namen vielleicht da und dort in einer Anthologie retten. Gedruckt ist wenig; etliche überließ er mir für die „Frühlieder aus Tirol", welche 1846 als erstes Zeichen einer neuen Generation, die von den Klerikalen bald als „Jungtirol" denunziert wurde, erschienen. Die Schicksale dieses kleinen Album sind im österreichischen Literaturblatt geschildert, Perthaler trägt die Chiffre H. P. Vor ihm steht sein Jugendfreund Bernhard Moser, der bereits 1838 starb.

Perthaler wollte nicht bei der Lyrik bleiben; er machte Entwürfe zu Trauerspielen und Komödien, auch an ein Epos „Marko Bozzaris" dachte er. Aufgeschrie-

ben fand sich nichts, vielleicht erkannte er bei steigender Reife des Geistes, daß er die Summe seiner Tätigkeit auf einem anderen Gebiet zu ziehen habe. Oesterreich, Tirol darf ihn zu seinen besten Söhnen zählen und soll ihn nicht vergessen.

Pius Zingerle

Die Männer, deren Tätigkeit den Wiederbeginn geistigen Lebens in Tirol auf so schöne Weise anregte, waren alle am Wendepunkt des 18. und 19. Jahrhunderts geboren. Ihre Namen kennt jede genaue Literaturgeschichte: Johann Senn, Beda Weber, Josef Streiter, Alois Flir, Johann Schuler und Pius Zingerle, welcher als der letzte noch übrige Vertreter dieser Tafelrunde am 10. Jänner 1881 auf die Totenbahre gelegt wurde. Gegen Ende der Zwanziger und zuAnfang der Dreißiger Jahre sehen wir sie zu einem Bunde vereinigt, dessen Hauptaufgabe darin bestand, der großen deutschen Literatur die Tore unserer Alpen zu öffnen und durch eigene Schöpfungen Tirol in derselben einen Platz zu erobern. Von diesem rühmlichen Streben gibt ein Almanach: „Die Alpenblumen aus Tirol" Zeugnis, wenn auch das Unternehmen nach drei Jahren an der geringen Teilnahme des Publikums scheiterte. Auch die Genossen trennten sich, um hie nud da im heftigen Gegensatz aufeinander zu platzen, wie es die Strömungen der Zeit mit sich brachten. Nur der milde Pius ließ sich nicht in das Getümmel des Kampfes hineinreißen; ihm eine kurze Biographie zu liefern, scheint mir eine

Ehrenpflicht, der ich nach Kraft und Maß hier nachkommen will.

Er wurde am 15. März 1801 zu Meran als Sohn eines wohlhabenden Kaufmannes geboren. Der Aufstand des Jares 1809 spielte vor den Augen des Knaben, in dessen Hause sich die Anführer zur Beratung versammelten. Eines Abends sagte der Alte den Kindern: „Betet fleißig fürs Land, itzt gehts los.“ — Und es ging los, daß die Weltgeschichte noch davon erzählt. Im Herbst 1810 trat der junge Zingerle, der vorläufig Jakob hieß, in das Gymnasium ein, wo er sich durch regen Fleiß hervortat. Bei dem damaligen Studienplane blieb Zeit genug zu Seitensprüngen. Er las emsig, was von deutschen Dichtern aufzutreiben war, und machte bald selbst poetische Versuche. Die letzten Ferien nach der sechsten Klasse wagte er mit seinem Bruder eine Fußreise nach Venedig, von wo sie zum Schrecken des konservativen Vaters mit abgeschnittenen Zöpfen heimkehrten. Die philosophischen Kurse tat er zu Innsbruck ab und da er sich der Medizin nicht zuwenden konnte, so schlüpfte er 1819 zu Marienberg in die Kutte des Heiligen Benedict, den bisherigen Namen mit Pius vertauschend. Gleichzeitig bestand mit ihm dort Beda Weber sein Noviziat, bald verband sie innige Freundschaft.

Die theologischen Studien begannen zu Innsbruck, wo besonders der Orientalist Professor Feilmoser, welcher später nach Tübingen berufen wurde, auf ihn wirkte. Hier lernte er auch jene Männer kennen, mit denen er später den der „Alpenblumen“ schloß. Im Jahre 1824 feierte er zu Meran sein erstes Meßopfer;

er kehrte nicht in das Kloster zurück, sondern wurde in das hinterste Passeyr nach Platt als Hilfspriester versetzt. Ein stimmungsvolles Gedicht erinnert an diesen Aufenthalt, dessen Einsamkeit er vorzugsweise zu orientalischen Studien benützte. Bereits 1827 veröffentlichte er eine Uebersetzung der „Zwei Briefe an die Jungfrauen", welche der Heilige Clemens von Rom verfaßt haben soll. Darüber entspann sich nun ein langer Streit der Theologen, welcher schließlich gegen Clemens entschied. Das nächste Jahr wurde er als Professor an das Gymnasium zu Meran berufen, er war aber auch als Prediger weit und breit gesucht und verehrt.

Verständlichkeit und Wärme zeichneten seine Vorträge aus. Trotz Mühe und Anstrengung arbeitete er fleißig auf dem Gebiete der orientalischen Sprachen. Von 1830 bis 1837 veröffentlichte er bei Wagner in sechs Bänden eine Uebersetzung aus dem Syrischen: „Eine Auswahl der Werke des Kirchenvaters Ephrän und der letzten heiligen Märtyrer des Morgenlandes". 1837 wurde er wieder als Cooperator nach St. Martin in Passeyr gesandt, wo er zwei Blütensträuße orientalischer Poesie pflückte: „Die Harfenklänge von Libanon" (Innsbruck bei Rauch 1840) und „Festkränze aus Libanons Garten" (Villingen 1846). Später — 1853 — gab er eine Auswahl aus dem Festbreviere der Maroniten des Libanon und den Schriften des heiligen Ephrän: „Die Marienrosen aus Damaskus" heraus, welche bald in zweiter Auflage erschienen. 1840 wurde er wieder als Professor nach Meran berufen, 1852 übernahm er das Direktorat des Gymnasiums. Hier beteiligte er sich an der Herausgabe der „Sämmtlichen

Kirchenväter“, welche der Buchhändler Kösel in Kempten veranstaltete. Eine echt klösterliche Arbeit ist das „Leben des Simon Stylites“ 1855 (Innsbruck bei Rauch) — eine Ehrenrettung dieses wunderlichen Büßers, mit dem selbst der humane Herder nicht zurechtkommen konnte.

Nehmen wir den Faden seines Lebens wieder auf. Bei einer Reise an den Rhein, die er 1856 unternahm, fand er in Gelehrtenkreisen überall ehrenvolle Aufnahme, andere Auszeichnungen bezeugen den weitverbreiteten Ruf des schlichten bescheidenen Tiroler-Mönches. So ernannte ihn 1846 die deutsch-orientalische Gesellschaft zu ihrem Ehrenmitgliede; als die Universität Freiburg 1854 ihr Jubiläum feierte, sandte sie ihm das Diplom eines Ehren-Doktors, zum 70. Geburtstag verlieh die Universität Innsbruck dem „Nestor der Syrologen“ den gleichen Rang, 1862 erhielt er den Franz-Josefs-Orden. Im März dieses Jahres wurde er als Professor der orientalischen Sprachen an die Sapienza nach Rom berufen. Hier verkehrte er viel mit Gelehrten aller Sprachen; in Gesellschaft des österreichischen Botschafters am päpstlichen Hofe, des Baron Bach, besuchte er die herrlichen Umgebungen Roms. Später übernahm er die ihm versprochene Stelle eines Scriptors an der Vaticana, wo ihm die reichen Handschriftenschätze orientalischer Kirchenväter zur Verfügung standen, und er manche Werke, die man längst verloren glaubte, neu entdeckte. Er war jedoch kein Weltmann, daher sehnte er sich wieder in seine stille Zelle nach Marienberg zurück. Hier hoffte er die Muße seiner alten Tage den Studien widmen zu können. Der Prälat, wel-

cher für die Wissenschaft keine Neigung hatte, nötigte dem greisen Gelehrten eine Supplentenstelle am Gymnasium auf, wo er Schülern des fünften Kurses Latein und Griechisch einzubläuen hatte, „während Leute, die beim Examen zweimal durchgefallen waren, in den oberen Kursen Sophokles vortrugen". — Unter einem solchen Vorgesetzten versumpfte die einst so blühende Anstalt bald; erst nach seinem Tode erfreute sie sich neuen Aufschwunges.

Nun lebte Pius Zingerle mehrere Jahre in Meran; sein siebzigster Geburtstag wurde festlich begangen, nicht bloß aus Tirol erhielt er Zeichen ehrenvoller Teilnahme. Die Schwächen des Alters verschonten auch ihn nicht, betagter und betagter sah er der Auflösung entgegen, welche an dem angegebenen Tage erfolgte.

Von dem Dichter Pius Zingerle zu reden, habe ich mir für den Schluß aufgespart. Schon die „Alpenblumen" brachten von ihm einiges; die erste Sammlung erschien 1843 bei Rauch zu Innsbruck. Sie enthüllt das Bild eines schönen Seelen- und Gemütslebens, das freilich noch nicht den individuellen Ausdruck gefunden hatte und bei einer gewissen Unbeholfenheit der Form uns in die Tage von Mathisson und Salis zurückversetzt. Einzelnes Gelungenes konnte dem Büchlein nicht die Beachtung weiterer Kreise zuwenden. Noch weniger bekannt sind seine Gedichte: „Geistliches und Weltliches aus Vergangenheit und Gegenwart", welche in Holzwarth's „Katholischer Trosteinsamkeit" 1860 in Mainz bei Kirchheim erschienen. Hier hat er vielseitig seinen eigenen Ton gefunden; er behandelt Vers und Reime freier und melodischer. Innigkeit des Gefühls, Zartheit

des Seelenlebens und schlichte Einfalt sind freilich Vorzüge, welche die Gegenwart weniger beachtet, doch wünschten wir, daß Professor Ignaz Zingerle, der Neffe des Toten, „In memoriam" eine sorgfältig gesichtete Auswahl dem Drucke übergäbe. Da die Gedichte von Pius Zingerle zwar gedruckt, aber nahezu unbekannt sind, so brauche ich mich wohl nicht zu rechtfertigen, wenn ich zwei derselben mitteile.

Des Einsamen Trost.

Treibt's Dich immer ohne Ruh'
Aus der stillen Klause?
Laß' die andern zieh'n und Du
Bleib', o bleib' zu Hause.

Kannst daheim im engen Raum
Auch den Himmel finden,
Daß Dir wie ein schöner Traum
Tag und Jahr entschwinden.

Wolken, Vögel, Wellen sind
Glücklich wohl zu preisen,
Weil so leicht sie wie der Wind
Durch die Länder reisen.

Aber sieh', wie stillbeglückt
Auch die Blumen leben,
Wie sie süß in sich entzückt
Ihre Düfte geben!

Ros' und Veilchen wandern nicht
Blüh'n in Thal und Garten,
Um mit heit'rem Angesicht
Liebe zu erwarten.

Also kannst Du stillbeglückt
Fern vom Weltgetriebe
In des Himmels Schau'n entzückt
Fühlen Freud' und Liebe.

Die letzte Liebesgabe.

Wie lieb ich diese Blumen habe
So welk auch bald die armen sind!
Sie sind die letzte Liebesgabe
Von Dir Du stilles schönes Kind.

Du wirst nun bald dahin mir gehen,
Wo Dir so fremd die Menschen sind,
Werd' ich Dich einmal wieder sehen,
Nur einmal noch, Du stilles Kind!

Von Deinen Blumen wird bald jagen
Die dürren Blätter weg der Wind;
Doch immer werd' ich um Dich klagen,
Nach Dir mich sehnen, stilles Kind.

Albert Jäger

Am 10. Dezember 1891 starb der letzte von den Tirolern, welche die geistige Bewegung im Vormärz 1848 einleiteten und fortführten: Albert Jäger, der 2 Tage vorher den einundneunzigsten Geburtstag feierte. Im Tode waren ihm Al. Flir, Johannes Schuler, Joseph Streiter, Beda Weber, Seb. Ruf, Joseph Thaler, Pius Zingerle und andere vorausgegangen, sodaß er eine stattliche Reihe von Namen schließt, die auch über die Grenze des Ländchens hinaus bekannt waren.

Er stammte aus einer Bäckerfamilie zu Schwaz und wurde am 8. Dezember 1800 geboren. Seine ältesten Erinnerungen reichen zurück in die Tage Andreas Hofers, er erzählte, wie er mit anderen Knaben am 31. Mai 1809 dem Landeskommandanten in die Franziskaner-Kirche nachdrängte, bis dieser sich umdrehte und drohend rief: „Z'rug ös Buabn!" — Nachdem er das Gymnasium und die philosophischen Studien beendet hatte, nahm er das Ordenskleid des Heiligen Benedict im Stifte Marienberg, wo damals Männer von wissenschaftlicher Bedeutung wie Weber und Zingerle wirkten. Er wendete sich mit Eifer und Vorliebe der Geschichte des Landes zu; wenn er hier sehr Tüch-

tiges leistete, so ist das um so höher zu veranschlagen, weil er ohne fachliche Schule den mühsamen Weg des Autodidakten wanderte. So gab er eine Abhandlung über die Grafen von Tarasp, die zur Gründung seines Klosters beigetragen hatten, heraus. Bald darauf übernahm er die Stelle eines Hofmeisters bei den Söhnen des Statthalters Grafen Brandis; die Kanzel der Geschichte an der Universität wurde ihm ohne Konkurs, wie er damals vorgeschrieben war, verliehen.

In das Jahr 1844 fällt sein Buch: „Tirol und der bayrisch-französische Einfall 1703"; die treffliche Leistung erwarb ihm auch die Anerkennung des Erzherzogs Karl. Auf die bewegte Bühne des Parteilebens trat er bald darauf am 6. Dezember mit seinem Vortrage über die Erziehung der Jesuiten, die sich damals in Tirol ansiedelten. Er behandelte den Gegenstand auf Grund von Akten und Urkunden; wie Briefe aus jener Zeit von J. Schnell, M. Stotter und Anderen bezeugen, war das Aufsehen, das er erregte, ein ungeheures, um so größer, weil er als Hausgenosse des Statthalters hervorgetreten war. Der kühne Benediktiner wurde in Vers und Prosa gefeiert, doch ließ ihm, wie man erzählt, der Führer der Tiroler Klerikalen, der hochangesehene und gefürchtete Josef von Giovanelli, dessen Söhne er in Bozen unterrichtet hatte, sagen: „Er solle die Kutte ausziehen und lutherisch werden." Das war nicht notwendig, Jäger blieb stets zwar ein freimütiger, aber treuer Sohn der katholischen Kirche und erhielt sogar den Titel Monsignore. Damals wurde er auch in den langwierigen Kampf hineingezogen, zu dem Josef Streiter mit einem Aufsatze: „Poetische Regungen

in Tirol" (Beilage der „Allgemeinen Zeitung", Dezember 1843), das Zeichen gab. Der Gegensatz der Parteien bestand freilich schon früher, wie J. Senns grimmige Sonetten bezeugen. Der Streit dauerte in ausländischen Blättern lange fort; die „Augsburger Postzeitung" brachte eine Reihe von Schmähartikeln, als deren Verfasser Beda Weber, Beweberba, wie ihn Senn spottweise nannte, gebrandmarkt und noch später von L. Steub im „Tiroler Sängerkrieg" verunglimpft wurde. Beda mochte sich verwahren, wie er wollte — es half nichts. Jetzt darf auch ich reden; ich weiß aus dem Munde Albert Jägers, daß Beda jene Aufsätze nicht schrieb, und er bezeichnete mir auch zuverlässig den Verfasser, den ich vorläufig nicht nennen will. So löste sich die Verfeindung, die zwischen den alten Freunden eingetreten war, und sie erneuerten ihren gemütlichen Verkehr wieder; nur Josef Streiter blieb fern, hier wirkten jedoch andere Ursachen von früher her: „où est la femme?" Dieses mag wohl beigetragen haben, daß ihn 1848 sein Prälat von der Lehrkanzel der Universität an das Gymnasium zu Meran als Direktor berief, wo er wöchentlich vierundzwanzig Stunden zu geben hatte. Da erlöste ihn 1850 der Unterrichtsminister Graf Thun, indem er ihn zum Professor der Geschichte an der Universität Wien vorschlug, später gestattete ihm der Papst den Uebertritt in den Stand der Weltgeistlichkeit. Auch in der Fremde hielt Albert Jäger treu an der Lebensaufgabe, die er sich gestellt, und vollendete 1861 sein großes Werk: „Der Streit des Kardinals Nikolaus von Cusa mit Herzog Sigmund von Tirol". Wie immer und überall arbeitete er auch hier ohne jede Tendenz nach

rechts und links nach den Quellen der Archive, und das Bild des berühmten Kirchenfürsten fiel so wenig schmeichelhaft aus, daß Eiferer bereits von Inder sprachen. In Rom war man jedoch weiser und machte ihnen diese Freude nicht.

Nach dem Gesetze trat Albert Jäger 1870 in den Ruhestand, die Feder ließ er jedoch nicht ruhen. Schon im nächsten Jahre veröffentlichte er ein Werk: „Tirols Rückkehr an Oesterreich und seine Bemühungen zur Wiedererlangung der Landesrechte". Das teuerste Vermächtnis, das er uns hinterließ, ist jedoch die „Geschichte der landständischen Verfassung von Tirol". Der erste Band erschien 1880, der dritte und letzte 1886.

Andere Schriften von ihm, wie den „Engadeiner Krieg", die „Breonen" usw., übergebe ich hier.

Ueber sein Verhalten im Landtag und Reichsrat, wo er mit Josef Greuter und Ignaz v. Giovanelli — freilich vergebens — dem Kompaß der Zeit eine andere Richtung weisen wollte, zu schreiben, ist wohl überflüssig. Die Reden sind wirkungslos verhallt, es ist über den Gegenstand dieser Kämpfe bereits Gras gewachsen — wer erinnert sich noch derselben? Die Geschichte hat wichtigere Aufgaben.

Albert Jäger war als Lehrer von großem Einflusse, er hat tüchtige Schüler herangebildet; klar, schlicht und gründlich im Vortrage, wußte er sie anzueifern und bei dem Gegenstande zu erhalten. Der Stil seiner Schriften ist einfach, verständlich und gerade dadurch anziehend. Im Umgange war er fein und liebenswürdig, bescheiden und überlegt, ich möchte sagen, von jener

Pastoralklugheit, wie wir sie bei höhergebildeten katholischen Priestern in so angenehmer Weise finden. Alles in Allem: Er war ein edler Mensch!

Franz Grillparzer und Joseph Streiter

Der Ort, wo ein hervorragender Mensch weilte, ist geweiht für immer, es fällt aber auch auf die Häupter Jener, die mit ihm verkehrten, ein heller Lichtstrahl, der sie von der namenlosen Menge unterscheidet. Darum darf ich hier auch Josef Streiter einführen, um so mehr, weil ihm ein Platz in der Geschichte des geistigen Lebens von Oesterreich gebührt, den ihm ein künftiger Geschichtschreiber nicht versagen wird, obwohl vorläufig auf seinem Grabe das Gras wächst.

Sein Vater war ein vermöglicher Kaufmann zu Bozen, dem 1804 auf dem Landsitze Paiersberg in der Nähe der Stadt unser Josef geboren wurde. Dieser wendete sich dem Studium zu, scheint aber im Gymnasium der Franziskaner nicht viel Anregung gefunden zu haben, und er wurde so ziemlich das Gegenteil von dem, was die mönchische Erziehung bezweckte, so daß er später als Führer der Liberalen an der Etsch auftrat. Als Autodidakt erwarb er sich allseitige Bildung, er lernte italienisch, französisch, englisch, ja sogar spanisch und beschäftigte sich viel mit der einschlägigen poetischen Literatur. Aber auch der Stern der Dichtung leuchtete

ihm auf seinem Pfade zum juridischen Doktorhute in Padua; er begleitete ihn in die Kanzlei des Advokaten und geleitete ihn bis an das Grab. Als Dramatiker wollte er einen Platz auf der Bühne erobern, dafür konnte ihm Bozen, das kleine Bozen fast an der deutschen Sprachgrenze, freilich keine Hilfsmittel bieten.

Wir wollen uns mit seinen Werken nicht eingehender beschäftigen; großen Einfluß gewann auf ihn Byron — auch er dichtete ein Myster — im Gegensatze zum „Kain" des brittischen Himmelsstürmers. Erfreut uns auch manches Motiv, manches anmutige Bild, mancher schöne Gedanke in den Versen Streiters, so läßt er doch wie die meisten Tiroler die reine Durchbildung der Form vermissen; ihn jedoch zu verspotten, dazu hatte man in Bozen kein Recht, wenn man nicht die Gleichgültigkeit oder Abneigung gegen jede Poesie als solches gelten lassen will.

Primisser, Weißenbach, Zoller dichteten bereits am Schlusse des vorigen Jahrhunderts, in die große Strömung deutschen Literaturlebens wurde Tirol erst um die dreißiger Jahre gerissen. Es war Josef Streiter, welcher kaum 24 Jahre alt, Genossen für einen Dichterbund warb, der 1828 festgeschlossen mit dem Album „Die Alpenblumen" vor die Oeffentlichkeit trat. Sie fanden in der Heimat wenig Verständnis, und so verwelkten sie schon 1830. Später fanden die drei Bändchen mehr Anerkennung, und auch jetzt noch greift man hie und da mit Vergnügen auf sie zurück. Streiter ließ sich jedoch nicht entmutigen; wir begegnen da und dort einem Feuilleton von ihm — freilich in deutschen Blättern als Zensurflüchtling; 1839 gab er als Berengarius Ivo

sein Märchendrama „Die Lebensquelle" heraus, und dann 1843 seine Dichtungen, welchen 1844 das Trauerspiel „Heinrich IV." und dann Allerlei in Prosa folgte.

Bisher waren unsere Tiroler Hainbündler ohne Unterschied der Parteien, aber ziemlich unbeachtet, einmütig unter der weißgrünen Schützenfahne marschiert, man konnte nicht viel Bewegung verspüren; da riß unser streithafter Ivo am 6. Dezember 1843 in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" die Janus-Tore auf. Sein Artikel „Poetische Regungen in Tirol" fiel wie eine Bombe in die Idylle unserer friedlichen Alpen. Der Sturm für und wider ergriff alle Kreise, und die Bewegung hat sich fortgepflanzt bis in unsere Tage, vom ehernen Johann Senn zu Angelica von Hörmann, der wir das schöne erzählende Gedicht „Oswald von Wolkenstein" verdanken; sie berührt sich hier im Stoffe mit dem gleichnamigen Drama Streiters.

Lassen wir das! Der Held unseres kleinen Aufsatzes spielte jedoch auch als politischer Parteimann vor und nach 1848 eine Rolle. Damals gingen die Wogen sehr hoch. Jene Kämpfe gehören jetzt nur noch der Geschichte. Streiter griff durch eine anonyme Broschüre „Die Jesuiten" ein, die selbst bei den zahmeren Liberalen, wie Dr. Johannes Schuler, Entsetzen erregte. Feurig und rasch überschritt er freilich hie und da das Maß, nicht bloß der Billigkeit, sondern auch der Gerechtigkeit und benützte Klatsch aller Arten, den man ihm zutrug, nicht immer mit streng sachlicher Kritik, darum kann man seine „Studien eines Tirolers", die sehr oft ins kleine und kleinliche gehen, nur mit großer Vorsicht als Quelle

benützen. Der ehemalige Zögling der Franziskaner war ein leidenschaftlicher Kämpe für den Fortschritt geworden.

Nahezu zehn Jahre war er Bozens Bürgermeister; sparsam und umsichtig führte er das Amt; die Stadt verdankt ihm Manches; es wäre an der Zeit, daß an seinem Grabe, das keine Inschrift bezeichnet, endlich der Zank der Parteien verstummen möchte. Er ist jedenfalls der geistig bedeutendste Mann, der zu Bozen geboren wurde; hier entstehen neue Straßen, könnte man nicht eine mit seinem Namen nennen, wie die Lienzer ihrem Beda Weber die Ehre erwiesen, könnte man nicht an einer Ecke seine Büste aufstellen und so dem Beispiele von Innsbruck folgen?

Daß ihm die Luft zu Bozen hie und da etwas schwül vorkommen mußte, begreift sich, er konnte nicht immer Natur — kneipen, und die Kanzlei, das Familienleben — sei es auch noch so glücklich! — kann die Tätigkeit eines geistig strebsamen Mannes nicht völlig umschließen. Er sehnte sich nach dem Gedankenaustausche mit kongenialen Geistern, es zog ihn in die Ferne — nach Norden — und so griff er endlich zum Wanderstabe.

In einem Bande Reiseblätter, der handschriftlich zu Bozen liegt, schildert er Erlebnisse und Eindrücke; er mochte an den Druck gedacht haben, jetzt ist es für diese Dinge freilich zu spät, wenn sich auch Manches als Beitrag zur deutschen Literatur-Geschichte verwerten ließe. Wir möchten seiner Familie raten, diese und andere Blätter aus dem Nachlasse des Vaters der Bibliothek des „Ferdinandeums“ zu übergeben, ehe sie in alle

Winde zerstreut sind, so bleiben sie auch noch in späteren Tagen einem Forscher zugänglich.

Im Juni 1839 begegnen wir unserem Pilger zu Wien, er sah im Burgtheater „Der Traum ein Leben" und berichtet ausführlich darüber. Am nächsten Morgen suchte er den Dichter auf. „Grillparzer nahm mich mit so vieler Zuvorkommenheit und Freundlichkeit auf, daß ich vor einem alten Bekannten und Freunde zu stehen glaubte. Er entschuldigte sich, daß er mir nicht geantwortet über mein Stück „Die Lebensquelle". Ich unterhielt mich lange mit ihm über „Der Traum ein Leben" und bemerkte ihm Einzelnes, was mir aufgestoßen. Er nahm es gut auf und stand mir überall Rede und Antwort. Sein Umgang hat etwas ungemein Angenehmes und Liebreiches; er lud mich ein, mit ihm in nähere Verbindung zu treten, fragte mich um meine Wohnung, und da ich ihm bemerkte, daß er mich schwer treffen dürfte, nahm er mir das Versprechen ab, ihn noch einmal zu besuchen. Ich kann nicht leugnen, daß mich diese Behandlung von Seite eines Mannes, den ich für den ersten lebenden Dramatiker Deutschlands halte (da Tieck nichts Dramatisches mehr schreibt), ungemein erfreute, und zwar um so mehr, je weniger Anerkennung mir in meinem Vaterlande geworden. Ich habe den ganzen Tag recht freudig und vergnügt verlebt."

Die Bozner bezeichneten seine „Lebensquelle" spottweise als das „kühle Bründl", nach dem Namen einer Quelle in der Nähe der Stadt.

Am 19. Juni schreibt er: „Mit Grillparzer war ich noch zweimal zusammen. Das ist ein eben so talent- und einsichtsreicher als gutmütiger Mann. Alles

was er sagt, ist tief aufgefaßt und das Ergebnis eines reifen Studiums. Dabei ist er so einfach und schlicht, so liebreich und herzlich, daß man ihn bei jedem Worte umhalsen möchte."

Dann am 22. Juni aus Prag: „Den Abend vor meiner Abreise verbrachte ich noch recht angenehm mit Grillparzer, der mir in dieser Stadt, wie begreiflich, der interessanteste Mensch war. Er äußerte sich, im heurigen Herbste noch Tirol durchstreichen zu wollen, wenn er nicht Konstantinopel und Athen besuche, und versicherte mich, bei mir einige Tage zu bleiben. Etwas rückhaltig und mißtrauisch scheint er durch den Umgang mit Menschen geworden zu sein, sonst ist er wirklich durchaus liebenswürdig."

Streiter reiste dann nach Nord-Deutschland, wo er in Dresden mit dem von ihm hochverehrten Ludwig Tieck in nähere Beziehung trat. Im Jahre 1841 besuchte er diesen in Berlin. „Wir sprachen von Grillparzer. Die „Ahnfrau" hält er trotz ihrer Manier noch für das Beste, „Ottokar" sei völlig schwach, die Personen ohne deutliche historische Charaktere!" — Dieses Urteil aus dem Munde eines Ludwig Tieck, der alle Kritiker jener Zeit durch feines Verständnis der Poesie weit überragte! Lernen wir Bescheidenheit und überlassen wir den Enkeln die Entscheidung über den Wert unserer Gegenwart. Die Zeit allein ist der letzte richtige Probierstein für Alles; wie viele bewunderte Werke habe ich im Laufe meines langen Lebens schon als welkes Laub unter die Füße fallen gesehen, wie viele Kronen, welche die Reklame verteilte, waren nur aus Papiermaché!

Es läßt sich noch einiges über Streiters Beziehungen zu Grillparzer beibringen. Jener schreibt am 24. August 1840 an Johann Schuler: „Badenfeld hatte im vorigen Jahre den Plan, einen dramatischen Almanach herauszugeben, und wir gingen beide zu Grillparzer, ihn zu ersuchen, die Dedikation desselben anzunehmen, was er auf eine sehr freundliche Art tat. Der Plan ist jedoch zu Wasser geworden, da der Buchhändler zurücktrat. Er wollte nämlich lauter kleine Gelegenheitsstücke und Vaudevilles. Hierzu hatten natürlich weder Badenfeld, noch ich Lust, und die Dedikation solcher Ware wäre in der Tat auch eine Sottise gewesen. Vielleicht bist Du bereit, diesen Gedanken wieder aufzunehmen. Der erste Jahrgang kostet Dich keine Mühe; Du kannst Deine „zehn glücklichen Tage" geben; ich werde mit „Himmel und Erde" auftreten."

Streiter sendete 1841 sein Myster „Himmel und Erde" an Grillparzer; er ließ sich bei ihm durch Adolph Berger um den Erfolg erkundigen. Dieser antwortet am 16. März: „Ich habe es herzlich gern übernommen, Ihren Auftrag bei unserem trefflichen Grillparzer zu besorgen. Ihre Sendungen sind ihm richtig zugekommen, nur mögen Sie ihm verzeihen, daß er Ihnen bis jetzt keine Notiz davon gegeben, aber vorbehalten hat er sich's, Ihnen auf jeden Fall zu schreiben, und ich beneide Sie jetzt schon um den gewiß interessanten Brief, dem Sie entgegensehen dürfen. Wir sprachen mancherlei über Poesie und Poeten überhaupt, dann von Ihnen und Ihrem „Himmel und Erde" insbesondere. Er meinte, Ihre isolierte, von der literarischen Zentralisation einer Hauptstadt entfernte Lebensstellung sei ge-

rade eine poetische und die Quelle Ihrer Poesie, weil von fremdartigen Einflüssen wenig oder gar nicht infiziert, eine reinere und darum auch Wahrheit spendende. So sprach der liebenswürdige und geistreiche Mann meine eigenen Behauptungen aus, und ich wünsche nur, daß Ihnen recht viel des inneren ungetrübten Dichterglückes würde. „Himmel und Erde" bezeichnete Grillparzer in vielen Beziehungen als byronisch im Grundton, und ich fügte hinzu, daß auf der anderen Seite wieder eine gewisse seraphische Hymne durch das Ganze walte, was Grillparzer nicht verneinte."

Am 30. August 1841 fragte Berger: „Hat Ihnen Grillparzer noch nicht geschrieben? Er führt ein wahrhaft poetisches Stilleben; man hört und sieht nichts von ihm. Er hat sich wohl den Herderschen Spruch: „bei Verdienst Unsichtbarkeit" — zur Richtschnur genommen, und am Ende hat er wohl recht; um sein Glück zu behüten, dürfte es vielleicht am geratensten sein, unsichtbar und unbeachtet zu bleiben. Grillparzer soll mit dem jetzigen unheiligen literarischen Treiben durchaus unzufrieden, ja empört sein, und in der Tat: wer wär' es nicht, der es redlich mit der Kunst meint?"

Im Jahre 1844 hatte Streiter sein Trauerspiel „Heinrich IV." — aus Rücksicht auf die österreichische Zensur anonym in Stuttgart — erscheinen lassen. Selbstverständlich schickte er ein Exemplar an Grillparzer, Freund Berger mußte ihm wieder die Antwort holen:

Wien, den 26. Februar 1844.

„Grillparzer ist längst im Besitze Ihres ihm ver-

sönlich von mir übergebenen Briefes. Er gestand offenherzig seine Verlegenheit Ihnen gegenüber ein und kreuzigte sich darüber ab, Ihnen bis zur Stunde nicht geantwortet zu haben. Er sei seit geraumer Zeit durch einen Zusammenstoß von Umständen in einen solchen embarras hineingeraten, daß er sich nicht anders helfen könne, als selbst gegen Diejenigen, die er von ganzem Herzen hochachte, zufolge seines Schweigens undelikat zu erscheinen. Gerade den Freunden oder überhaupt liebenswürdige Persönlichkeiten gegenüber dünke ihm eine bloß schriftliche Expektoration ungenügend, und Briefe seien ihm immer als Lügen erschienen. (Gewiß eine sehr charakteristische Aeußerung!) Sie sollen aber versichert sein, daß er Sie recht sehr achte und sein Unrecht durch einen persönlichen Besuch in Bozen gutzumachen bemüht sein werde, zumal er seinen heurigen Sommer-Ferialausflug ins schöne Tiroler-Land zu richten gedenke.

Hier also, verehrter Freund, des trefflichen Mannes fast wörtliche Aeußerung, die auch mir denkwürdig bleiben wird. Er fügte noch hinzu, Ihren „Heinrich" habe er zwar zu lesen begonnen, sei aber durch seine Reise unterbrochen worden und müsse nun wieder Alles rekapitulieren. Ich gratuliere Ihnen im voraus zu dem Genusse, den eben so sehr als Mensch, denn als Dichter ausgezeichneten Grillparzer bei sich zu sehen und vielleicht wohl gar durch geraume Zeit sein Hospes zu sein. Solche Momente sind mir grünende Oasen in der Wüste des Lebens."

Streiter beauftragte auch mich, bei Grillparzer Nachfrage zu halten; wenn auch etwas kürzer, sagte mir

dieser fast wörtlich dasselbe wie Berger. Ob in späteren Jahren noch ein mittelbarer oder unmittelbarer Verkehr zwischen beiden stattfand, darüber liegt nichts vor. Ich möchte es bezweifeln, weil bei Streiter die Poesie zurücktrat. Vielleicht finden sich seine Briefe in Grillparzers Nachlaß, sie böten eine wünschenswerte Ergänzung dieser kleinen literar-historischen Skizze.

Zur neueren deutschen Dichtung in Tirol

Ναρθηκοφοροῖ μεν πολλοι, βαχχοι δε παυροί.
Plato.

Tirol beteiligte sich schon in alter Zeit lebhaft an der Entwickelung der deutschen Poesie. Die Heldensage hatte eine Heimat in unseren Bergen, im Etschtal blühte Laurins Rosengarten, dort fiel der Riese Egge von den Streichen des Berners und am Inn erzählte man noch in den Tagen Guarinonis vom hörnenen Seifrit. Die Säle unserer Ritterburgen schmückte Künstlerhand mit den Heldengestalten der Nibelungen, des Arthurkreises, der Liebenden Tristan und Isolde; die Ritterharfe klang zum Minnelied und die Wiege manches gefeierten Sängers stand hier. Am Eisack hauste Luitold von Sabene, an der Drau der Burggraf von Lienz, an der Etsch Heinrich von Rubein und von Schloß Gresta blickte der Ahnherr der stolzen Castelbarco hinüber zum Garda. Das sind nur einige Namen, wenn wir auch den Vogelweider nicht in Anspruch nehmen. Dann der langweilige, bürgerlich lehrhafte Vindeläre und in seiner Nachbarschaft Oswald von Wolkenstein, dessen Gedichte noch immer einer würdigen Ausgabe harren, obwohl in neuerer Zeit Uebersetzungen die Aufmerksamkeit auf ihn lenkten. Mag man ihn immer den letzten Minnesänger nennen oder

nicht: er übertrifft sie alle an wilder Kraft, an Reichhaltigkeit der Töne, an Eigenart und Derbheit, wie denn jeder Reim von ihm einen Erdgeruch verbreitet, den man bei jenen nur zu oft vermißt. Gewiß ist er der bedeutendste Dichter seines Jahrhunderts, er weist aber zugleich auf eine neue Zukunft des Gesanges. Daß die Bürger von Sterzing, Bozen, Hall Passionsspiele aufführten, ist bekannt, wir haben aus jener Zeit eine reiche Sammlung von Handschriften, an die sich die groben Schwänke des Vigil Raber anschließen.

In der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts erlosch dieses rege Leben; einerseits wurde es erstickt durch die Scheiterhaufen und das Henkersschwert der Gegenreformation, andererseits welkte es unter dem Einfluß der Renaissance, die mehr und mehr Kräfte gewann. Die Träger dieser Richtungen waren die Jesuiten, der Hof von Innsbruck lieh ihnen seine mächtige Hülfe, aus ihren theatralischen Aufführungen entwickelten sich dann die Bauernkomödien, die auch jetzt noch, angepaßt den Wünschen eines modernen Publikums im Inntale aufgeführt werden. Vom Schnadahüpfl haben wir keine Kunde, daß unsere Bauernbursche stets ihren Dirndln zu Ehren, Gegnern zum Trutz sangen, darf als ausgemacht gelten, wenn man es auch nicht beweisen kann.

An der Wende des sechzehnten zum siebzehnten Jahrhundert erhebt sich die ernste Gestalt des Haller Doktors Hippolyt Guarinoni, dessen Bedeutung für die Sitten- und Literaturgeschichte erst jetzt allmählich anerkannt wird. Ob die erste schlesische Schule in Tirol einen Widerhall fand, erfahren wir vielleicht aus dem Jaufner

Dichterbuch, zur zweiten mag man den Grafen Adam v. Brandis zählen, dessen langatmiges Schauspiel „Alidarci und Selindae königlicher Lustgarten" in der Bibliothek des Museums begraben liegt. Zu Hall lasen die Bürger in ihren Trinkstuben Schauspiele von Birken und Anderen, die sie als Kaufleute von den deutschen Märkten heimgebracht hatten. Triebkräftige Schaffensfreude ist allerdings nirgends zu spüren und kein altes Kollegienheft verrät uns, daß irgend ein Professor an der vom Kaiser Leopold gestifteten Universität sich um deutsche Literatur gekümmert hätte. Freilich war es im übrigen Deutschland nicht besser. Nachdem wir so in einer Einleitung diese Verhältnisse oberflächlich gestreift haben, gehen wir zu unserer eigentlichen Aufgabe über, die Poesie der Neuzeit etwa bis 1848 kurz zu schildern.

Wollten wir bis in unsere Tage vorrücken, so hätten wir mehr als ein Jahrhundert geistigen Strebens, heftiger Kämpfe zu beschreiben, eine ganze Galerie von Charakterköpfen zu zeichnen — begabte Männer und Frauen, wenn sie auch selten zur Vollendung reiften und nur einzelnes von ihnen eine Anthologie schmücken würde.

Kaum ein zweites österreichisches Kronland zählt eine solche Fülle von Talenten und das ist desto beachtenswerter, je weniger Teilnahme sie beim großen Publikum fanden. Man erschrickt fast über die Menge von Namen, die uns Ambros Mayr in seinem so verdienstlichen, für die Literaturgeschichte wichtigen Album vorführt.

Beginnen müßten wir wohl im Pustertal, dort bil-

dete sich, wie uns der um Kulturgeschichte hochverdiente Pfarrer Ludwig Rapp erzählt, etwa in den Zwanzigerjahren des achtzehnten Jahrhunderts eine literarische Gesellschaft, die sich ab und zu in Mühlbach versammelte. Wahrscheinlich beschränkte man sich auf das Lesen deutscher Dichter, eigene Poesien liegen meines Wissens keine vor, einen ausführlicheren Bericht ist uns Rapp leider noch immer schuldig.

Später tritt uns Ferdinand Reisner entgegen. Wir erfuhren von ihm nichts, als daß er der Gesellschaft Jesu angehörte. Das Museum besitzt mehrere seiner Dramen, die 1765 bis 1789 bei Wagner gedruckt wurden. So „Thomas von Kempen, ein zuvor lauer, hernach eifriger Diener der seligen Jungfrau in lateinischer Sprache und deutschen Reimen verfasset.“ — Dann „Die büßende Seele, vorgestellt in einer Betrachtung über das Klagelied des Propheten Jeremias“ und „Der büßende Petrus“. Diese Stücke sind in Alexandrinern verfaßt, auch allegorische Gestalten werden uns vorgeführt. Der poetische Wert kommt kaum in Anschlag. Ein Singspiel: „Die Bekehrung Augustins“ wurde aus dem Welschen in deutsche Reime gebracht. Den kühnsten Schwung versucht Reisner mit „Rebekka die Braut Isaks, bei höchst beglückender Vermählung des durchlauchtigsten Erzherzoges Petri Ludovici Josefi, nebst einem in deutscher, lateinischer und griechischer Sprache verfaßten Singspiele“. Hier wagt er sich an die schwierigsten Aufgaben der Metrik, so „eine trochäische Ode mit jambischen und amphibrachyschen Versen vermenget“. Wo nahm der Jesuit zu Innsbruck diese Dinge her? Kannte er die Versuche Klopstocks oder hielt er sich an antike Sche-

mata? Eine Nachwirkung seiner Poesien läßt sich nirgends beobachten.

So manches Zeichen deutete darauf hin, daß sich die Geister zu regen begannen, die Strömungen, welche die Völker Oesterreichs bewegten, ließen sich von unseren Alpen nicht ganz ausschließen.

Kaiser Josef hatte auch bei uns ein neues Zeitalter eingeleitet und es ließ sich trotz des besten Willens die Flut nicht mehr zurückstauen. Wer sollte meinen, daß im glaubenseinheitlichen Tirol sogar Freimaurerlogen eröffnet wurden: 1777 eine solche zu Innsbruck, deren Siegel das Ferdinandeum bewahrt, 1780 zu Bozen, dann im bischöflichen Brixen? Sie vereinigten Männer aus den besten Ständen, Gelehrte, Adelige, Priester. Unter der Regierung des höchstseligen Kaisers Franz wurden sie 1794 geschlossen. Ihre Geschichte schildert ausführlich Ludwig Rapp in einem 1867 bei Wagner erschienenen Buche. Diesem Kreise gehören wohl auch die Singtexte aus der Operette, betitelt: „Das wohlverwandte Almosen oder die unvermutete Hochzeit, von einem Freunde der Aufklärung. In Musik gesetzt von Herrn Ferdinand Angerer 1789". Wir wollen sie nicht mehr hören.

Eine eigentümliche Erscheinung ist der Servitenpater Freiherr Karl von G ü n t h e r o d e. Er war Professor der Philosophie im Ordenshaus zu Innsbruck, wurde dann in das abgelegene einsame Kloster auf der Waldrast verbannt, 1779 jedoch von dort auf die Kanzel der Kirchengeschichte an der Universität berufen und hier 1783 in eine Untersuchung verwickelt. Man legte ihm Sätze zur Last, die sich allerdings nicht mit den römischen Dogmen vertrugen, zudem hatte er durch seine

scharfe Satire manchen verletzt. So bestritt er die Ohrenbeichte, den Ablaß, das Fasten, den göttlichen Beruf zum Mönchsstande und spottete über die Konzilien. „Dem Kirchenrat zu Trient ist der heilige Geist von Rom aus in einem silbernen Felleisen zugeschickt worden, um die versammelten Väter von der Reformation der römischen Kurie abzuhalten. Dieses Wunder wäre unterblieben, wenn nicht vorher so viele goldene Felleisen aus Deutschland nach Rom gekommen wären." Er trat mannhaft für seine Behauptungen ein, wurde abgesetzt und in ein Kloster zu Gradiska verwiesen. Ein Tiroler Dichter feuerte ihm eine Stinkbombe nach, und zwar im Odenstile Klopstocks. Ich gebe ein paar Strophen:

Schändlicher, frecher Witzling! — Dir — irrender
Flattergeist, Schwärmer! — Dir, der Gelehrten, der
Priester, der Mönche Schmach und Schande! —
Dir — tönt die Harfe, Du bist mein Lied!

Ha, wie gewaltig schnaubet vor Rache mein
Saitenspiel! Ha! wie schauert die Stimme des
Zornes zurück! — wie starren meine
Finger getränkt in Gall' von Dir!

O, Du Geschirr des Tempels voll gräßlichen
Unflaths', unwürdiger Diener des Heiligthums
Auch gar vom Koth trieft Deine Gosche,
Frage man Stadt= und Bauernschenken.

Im Juni 1793 kam ein englischer Lord Lovat Hanson nach Innsbruck, in seiner Gesellschaft befand sich als Kammerdiener ein Italiener Ferrari, der jedoch in Wirklichkeit sein Freund und Vertrauter war. Dieser zog junge Leute aus Südtirol an sich und suchte sie für die Grundsätze der französischen Revolution zu gewinnen.

Sie stifteten einen geheimen Bund, dessen Aufgabe es unter anderem war, die Vereinigung Welschtirols mit Italien zu bewirken. Die Sache wurde verraten, es erfolgte am 8. August 1794 bei Nacht unter Mithilfe von Militärpatrouillen die Verhaftung der 20 Geheimbündler, die jedoch verhältnismäßig mild behandelt und zu wenigen Monaten Arrest verurteilt wurden. Einen Bericht über diese Ereignisse gibt die Zeitschrift „Europäisches Magazin für Geschichte, Politik und Kriegskunst, Nürnberg 1813, Bd. 1". Handschriftliche Quellen aus der Feder eines früheren Mitgliedes konnte auch L. Rapp zur Broschüre „Eine Jakobinerverschwörung in Tirol. Innsbruck 1876" benutzen. Das waren allerdings nur kleine Blasen, sie verschwanden vor dem Sturm, der bald alle Stände Tirols bis in die abgelegensten Täler aufregte. Die französische Revolution warf ihre Heere auch in unsere Alpen, der Volkskrieg begann 1797, die letzten Zuckungen zeigen sich im Jahre 1812, als Oesterreich sich dem Kriege gegen Napoleon anschloß. Die Nachwirkung war bei uns eine viel tiefere als in irgend einer Gegend Deutschlands; der Ruhm jener Kämpfe begeisterte bis zum heutigen Tage die Dichter Tirols, ja ist mehr oder weniger ein Element ihrer Poesie. Von ebenso großem Einfluß war der Charakter des Landes und seiner Bewohner. Von zerfließender Weltbürgerlichkeit ist bei uns wenig zu bemerken, wir sind Tiroler im guten — meinethalb auch im schlechten Sinne des Wortes, wenn man an die Hoftirolerei denken will, wie sie eben manche Streber betreiben. Darum kann man die Tiroler nicht unter die österreichischen Dichter einreihen, sie bilden eine streng geschlossene Gruppe nach

außen, wenn sie sich auch am eigenen Herd als liberale und ultramontane befehden.

Die poetischen Schöpfungen Tirols seit nahe hundert Jahren beginnen wir mit Karl Franz Zoller, der am 4. September 1748 zu Klagenfurt geboren wurde und am 4. November 1829 als erster Adjunkt der k. k. provisorischen Landesbaudirektion zu Innsbruck starb. Sein Vater war ein geachteter Maler aus Telfs, den sein Beruf an verschiedene Orte führte, so daß wir in Kirchen manchem Altarblatt, manchem Fresko von ihm begegnen. Der Sohn studierte zu Innsbruck und verlegte sich, wie es sein Beruf forderte, eifrig auf Mathematik. Einen weitläufigen Nekrolog bringt der „Tiroler Bote" 1831. Von seinen Werken erwähnen wir nur „Geschichte und Denkwürdigkeiten der Stadt Innsbruck". Bleib' es einer fleißigeren Hand überlassen, sein und der anderen Tiroler Poeten Leben und Wirken entweder monographisch oder in einem Gesamtwerke zu schildern; über das, was etwa allgemein interessiert, hinauszugehen, fühle ich mich nicht berufen. Einiges bietet auch Wurzbach. Zoller dichtete das viel gerühmte Spingeser Schlachtlied, das auch jetzt noch, wie es Kapellmeister Lutz eingerichtet, bei öffentlichen Anlässen gesungen wird.

Sein „Tirolerschütz auf dem großen königlichen Freischießen zu Innsbruck 1808" erinnert durch seinen lebhaften Rhytmus fast an Burns:

„Der Langes ist ummer, der Summer ist da,
Weib hol miar mein Stutzen, i muaß gean durcha,
Zu Sprugg iß a Schiaß'n dös bild'st Dir nöt ein,
Der Künig giebt's selber, wie prächtig muaß' sein."

Auch 1809 trat er als Tyrtäus auf; er gibt der

Freude, daß jetzt die Zeit der Abrechnung mit Franzosen und Bayern gekommen sei, lebhaften Ausdruck. Von einiger Bedeutung ist ein kleines Volksstück: „Der Tiroler Kirchtag, ein Nationallustspiel mit Gesang in zwei Aufzügen. Innsbruck bei Wagner 1819". Er suchte hier im Gegensatz zum beliebten Tiroler-Wastel und dem lustigen Tiroler Gärtner, der Volkssprache ihr Recht zu schaffen und zeigt dabei eine ziemliche Kenntnis unserer Mundarten.

Zoller gleich gestimmt ist Johann Friedrich Primisser. Geboren am 21. August 1757 zu Prad war er der Sohn eines Webers und starb als Registratsdirektor und Archivar am 1. März 1812 zu Innsbruck. Mehr wissen wir von ihm nicht. Sein „Friedrich mit der leeren Tasche" ist spurlos verschwunden, das zweite Drama „Martin Sterzinger oder der bayrische Einfall in Tirol 1703" wurde 1782 bei Wagner gedruckt. Sein Vorbild waren vielleicht die Bauernspiele; die Stücke von „Sturm und Drang" scheint er gleichfalls gekannt zu haben. Manche Szene ist bewegt und lebendig.

Auch dem Landsturm der Neunzigerjahre widmete er Lieder, wobei er sich nicht genau an den Unterinntaler Dialekt hält und manchmal in unerquicklicher Weise an das Hochdeutsch streift. Eines erhielt sich lange in mündlicher Ueberlieferung, dieses liegt jetzt mit seinen wertlosen Gelegenheitsgedichten in der Bibliotheka Dipauliana. Es überrascht uns durch den Ausdruck derber Kraft, mit der es die verschiedenen Tiroler Stämme zeichnet und erinnert uns dabei an den gleichzeitigen Maler Pl. Altmutter, dessen Bedeutung für das deutsche Sittenbild jüngst H. Schmölzer in anregender Weise

hervorgehoben hat. Vielleicht kann man Primisser auch als den Verfasser eines Singspieles in drei Abteilungen bezeichnen, das 1798 bei Wagner erschien. Es trägt den Titel: „Das durch die göttliche Vorsehung und Fürbitte Mariä gerettete Tirol". Erster Teil: Tirol in der Grotte als eine Jungfrau schlafend, ein französischer General schleicht mit einigen Soldaten übers Gebirg. Gefesselt. Schutzgeist verweist sie auf Maria. Zweiter Akt: Der Landsturm bricht los.

Schießt von dem Gebirg hinab
Durchstreichet die Berge und Hügel
Erschlagt sie mit knotigem Prügel.
Durchstecht sie mit giftigen Lanzen,
Laßt sie in der Höhe schön tanzen,
Kehrt um eure Büchs'n und Stutzen
Zerstoßt sie mit freudigem Jutzen:
Hier hast, o Franzose, Dein Grab.

Der dritte Akt zeigt den Sieg. Es treten Abgeordnete der Schützenchöre auf, Tirol führt sie in die Kirche, wo der Altar von Maria-Hilf steht, sie knien nieder und singen ein Dankgebet.

Das Andenken des Serviten Benizi Mayr hat sich lang in Tirol erhalten, ich erinnere mich noch, wie man mir als jungem Menschen von ihm erzählte: er verstand es, Religionsfeinde siegreich zu bekämpfen und Ungläubige auf dem Todbett zu bekehren. Sein Vater war Bergschaffer zu Hall; ihm wurde der Sohn am 17. Dez. 1760 geboren. Er trat 1777 in den Orden, wurde 1804 Professor der Religionsphilosophie, unternahm 1816 eine Reise nach Italien, um Kunststudien zu machen und starb am 15. Juni 1826. Eine Marmortafel in der Vorhalle der Jesuitenkirche erinnert an ihn. Man besitzt von ihm

mehrere Gelegenheitsgedichte, sein Trauerspiel: „Andreas Hofer oder das getäuschte Tirol, Trauerspiel in sechs Aufzügen zur Rettung der Ehre des Vaterlandes“ kann als historisches Zeugnis gelten, wie der Mann von Passeier, mit dem er viel verkehrte, auf seine Zeitgenossen wirkte; manche Stelle würde jetzt wohl dem Staatsanwalt verfallen.

Ungedruckt sind noch zwei Idyllen: Innsbruck und Hall, poetische Schilderungen von Land und Leuten. Dem Weltklerus gehörte Alexius Mayr an. Er war ebenfalls ein Unterinntaler, sein Geburtsjahr weiß ich nicht anzugeben; wir finden ihn 1814 in der Scharnitz, am 18. November 1822 starb er zu Rattenberg als Frühmesser. Seine humoristischen Gedichte waren weit verbreitet, Abschriften finden sich im Ferdinandeum. Auch Zeitereignisse besang er. So den Durchzug des Königs von Bayern durch Rotholz am 11. Januar 1808. Ein Bruchstück mag ihn charakterisieren:

Die Königin hat, wie man sagt,
Sehr vielen Appetit
Zu Haselnüssen, darum bringt
Ihr einen Sack voll mit.
Doch werfet einen großen Stein
Sie aufzuklopfen ihr hinein,
Denn sonst verliert sie ihre Zähn'
Dann wär' sie nicht mehr schön.

Aus der Scharnitz erließ er ein „Trostschreiben an den nicht sonderbar wohl geborenen und noch weniger ehrsamen Napoleon Nikolaus Bonaparte, Exkaiser von Frankreich und wirklichem Ungeziefer auf der Insel Elba.“

Er rät ihm unter anderem Fledermäuse zu fangen. Das Behagen bei diesen Gedichten ist jedenfalls größer als der Witz. Ein oder das andere Stück könnte man übrigens wohl abdrucken.

Hier reihe ich auch Karl von Lutterotti ein, ich gönne über ihn Herrn Johann Engensteiner das Wort, wie er ihn trefflich im Programm der städtischen Bürgerschule von 1872 schildert:

„Unter den tirolischen Dialekts-Dichtern nimmt Karl von Lutterotti unbedingt den ersten Rang ein, sowohl in bezug auf ursprüngliche poetische Begabung, als auch auf genaue Vertrautheit mit dem Volksleben und auf Fertigkeit im Gebrauche der verschiedenen Mundarten. Karl von Lutterotti zu Gazzolis und Langental, der Sohn des Gubernialrates Johann von Lutterotti, wurde in Salurn am 10. Februar 1793 geboren. Er brachte einige Zeit auf den väterlichen Gütern zu, studierte dann zu Innsbruck, wo er am 12. April 1809 bei Erstürmung der Stadt durch die Bauern einen Schuß in den Fuß erhielt. Die Erinnerung an dieses denkwürdige Jahr lebte ungeschwächt in ihm fort und bildet den ernsten Hintergrund mancher späteren Gedichte. Nachdem er seine Studien zu Landshut beendigt und beim Gubernium in Innsbruck praktiziert hatte, wurde er zum Kreisamte nach Imst versetzt, wo er fortan blieb. Im Jahre 1854 als Kreisamtssekretär pensioniert, genoß er noch eine längere Muße; nach andauernder Kränklichkeit, die aber seinen guten Humor nicht zu beeinträchtigen vermochte, starb er am 20. Juli 1872.

Lutterotti, mit dem feinsten Ohr für die Klänge der Volkssprache und mit scharfer Beobachtungsgabe aus-

gerüstet, hatte von früher Jugend an lebhaften Anteil am Leben und Treiben des Volkes genommen und schon während seines Aufenthaltes in Südtirol die dortigen Dialekte genau kennen gelernt. Später durchstreifte er als eifriger Fußwanderer und Bergsteiger Tirol nach allen Richtungen und verfolgte dabei zunächst wissenschaftliche Zwecke; er beschäftigte sich nämlich, angeregt durch einen Jugendfreund und Studiengenossen, den Sohn des bekannten Botanikers Laicharding, mit Pflanzenkunde und brachte von seinen zahlreichen Ausflügen manches seltene Alpenkraut heim, womit er sein Herbar bereicherte; auf diesen Exkursionen wurde er durch eigene Anschauung und Erfahrung mit den verschiedenartigen Bewohnern seiner Heimat vertraut, übte sich durch den lebendigen Verkehr mit den Bauern in ihrer Sprache und las aus dem Munde des Volkes einige originelle Lieder auf.

Auch auf die Volkstrachten, deren allmähliches Verschwinden er in mehreren Gedichten, wie z. B. in dem Gespräche: „Bei dem Wiederemporkommen des Schießstandswesens" auf das lebhafteste beklagte, richtete er sein Augenmerk und legte als geschickter Zeichner eine reichhaltige Trachtensammlung an; die Huldigungsfeier im Jahre 1838 benutzte er zum eifrigen Studium der Nationalkostüme. Er konzentrierte übrigens sein Interesse nicht ausschließlich auf tirolisches Volksleben, sondern war auch bemüht, durch Lektüre mit den Aeußerungen fremden Volkstums bekannt zu werden und seine kleine Bibliothek bestand größtenteils aus den Werken bedeutender Volksdichter. Als Frucht seiner vielseitigen und angestrengten Bestrebungen erschienen im Jahre

1854 bei Felican Rauch in Innsbruck die „Gedichte im Tiroler Dialekte", die später eine zweite Auflage erlebten. Lutterotti darf den besten deutschen und österreichischen Dialektdichtern an die Seite gestellt werden, manche seiner Gedichte werden noch deklamiert; berühmt ist der „Auszug der Milizkompagnien von St. Nikolaus 1809 nach Kochel in Bayern", ein Meisterstück in seiner Art, wie wir kein ähnliches kennen.

Von seinen Gedichten bereitet nun unser Universitätsbibliothekar L. v. Hörmann jetzt die dritte Auflage vor. Der Bauer Obrist Hans von Stans, geboren 1789, war zuerst Gärtner und stand zu Mannheim längere Zeit bei Bethmann Hollweg in Diensten. Dann übernahm er das väterliche Gut zu Stans. Er ließ „Zither und Pflug, Zeitbilder des Jahres 1848" drucken, nicht im Dialekt, wie man erwarten sollte. Am berühmtesten ist wohl sein Auswandererlied, wo er der Mißstimmung des Landes scharfen Ausdruck verlieh. Die Polizei schnüffelte an allen Ecken und Enden nach dem Verfasser, seine Name war Tausenden bekannt, aber Niemand verriet ihn, so daß er 1882 unbehelligt starb.

Als Kunstdichter im höheren Sinne tritt uns zuerst der hochbegabte Aloys Weißenbach entgegen. Der Sohn eines Bauern, wurde er am 1. März 1766 zu Telfs im Oberinntale geboren. Nach vollendeten Studien trat er als Unterarzt in die österreichische Armee und machte verschiedene Feldzüge mit, bis er endlich 1804 als Professor der Chirurgie an der neu errichteten Universität Salzburg angestellt wurde. Er vermählte sich bald mit Aloisia von Dornfeld, der Tochter eines ge-

achteten Beamten zu Linz. Die Ehe blieb zwar kinderlos, scheint aber glücklich gewesen zu sein, wenn es auch bei der Reizbarkeit Weißenbachs nicht an kleinen Gewittern fehlte — einmal warf er beim Essen die Teller auf die Straße. Das erste uns bekannte Gedicht von ihm feiert den Kampf bei Spinges, wo 1797 Tiroler Schützen die Franzosen unter Joubert zurückwarfen. „Das gerettete Tirol" zeigt den Einfluß Klopstocks, der auch in Oesterreich das deutsche Nationalgefühl mächtig anregte. Gelungen ist die Schilderung des Landsturmes.

„Das ist der Racheruf von einem Volke,
Jetzt hebt es sich; wie eine schwarze Wolke
Sieht man es jetzt die Berge überzieh'n.

Wie Gottes Racheruf in Ungewittern
Ertönt's, die Feinde schau'n empor und zittern,
Die Königsmörder zittern, ha! — und flieh'n.

Sie flieh'n und ihnen nach im Gemsenschritte
Eilt der Tiroler, bis er in der Mitte
Der Feinde steht, — das thut dem Stürmer wohl!

Er ficht, dringt vor und heißt auf Welschlands Grenzen
Des deutschen Adlers gold'ne Banner glänzen —
Triumph, Triumph! gerettet ist Tirol!"

Im Jahre 1810 veröffentlichte Weißenbach ein Drama: „Der Brautkranz"; es schildert in blumenreicher Sprache die unglückliche Liebe des Dogensohnes zur Ziehtochter des Malers Palma. Goethe antwortete auf die Zusendung desselben freundlich. Ein anderes Trauerspiel: „Die Barmeciden", scheint auf einer Wiener Bühne zur Aufführung gelangt zu sein, es blieb un-

gedruckt; das Manuskript soll in Salzburg liegen, ist aber nirgends zu erfragen.

Es war die gewaltige Zeit der großen napoleonischen Kriege. In hellen Flammen loderte Weißenbachs deutsches Gefühl; man sollte ihn nicht vergessen, wenn man die Sänger der Befreiungskriege preist. Manche Strophen des Gedichtes auf die Schlacht bei Leipzig gehören zum Erhabensten, was die Poesie jener Tage schuf. Er zeichnet Napoleon, auf den das Volk damals die Züge der Apokalypse anwandte, ja sogar seinen Namen aus dem Apollyon derselben deutete, mit wilder Leidenschaft:

„Jetzt ist der Bann, der Kreis vollendet
Rings um das grause Ungetüm!
Wohin es grinsend auch sich wendet
Und schnaubt und krallt, begegnet ihm
Ein Volk, dess' Herzblut es gesogen,
Ein Fürst, dess' Thron es abwärts riß,
Und überall im ganzen Bogen,
In jedem Aug' die Nemesis!
Aus hunderttausend Feuerläufen
Sieht es den Finger Gottes greifen!

Der still nie stand, — jetzt muß er stehen!
Und immer enger wird der Kreis,
Die Trommel schallt, die Fahnen wehen,
Das Feuer glüht die Lüfte heiß!
Und Flammen schlägt aus Erd' und Gründen
Der Völkerzorn mit Pferdeshuf
Und aus sechshundert Feuerschlünden
Umbrüllt das Tier der Racheruf!

— — Es fällt! und Wall und Türme krachen!
Den Minotaurus trifft der Streich!

Und blutend mit gesenktem Rachen,
Zerschelltem Schuppenpanzer, bleich,
Den Krampf in seinen Schlangenschweifen
Muß flüchtig, irr das Untier schweifen.

Und wie sich nun der Sieg der große
Entschieden hat, die Feinde flieh'n,
Da sprengt der Feldherr-Fürst zu Rosse
Vor die gekrönten Häupter hin,
Und dreimal grüßt er mit dem Degen
Und Tränen glänzen ihm im Blick
Und jubelnd ruft er: „Heil und Segen,
Mit uns ist Gott, und Recht und Glück'."

— — Zum Dome wird die blut'ge Erde,
Das Schlachtfeld wird zum Hochaltar,
Zu Priestern werden die Monarchen,
Das Wort, in dem einst Gott der Herr
Herabsank auf die Patriarchen,
Zum Betspruch: „Mit dem ist der Herr!"
Zum Opfer die gelösten Ketten,
Auf die die Sieger niedertreten.

Das Heer vom Augenblick entglommen
Dem größten aus dem Zeitenmeer,
Vom Wort erfaßt, so es vernommen,
Ruft kniend: „Mit dem ist der Herr!"
Und alle Feuerläufe neigen
Sich abwärts, keine Fahnen weh'n
Und die metallnen Schlünde schweigen,
Die zügellosen Pferde steh'n!
Europa kniet, nichts darf sich regen
Als nur das Herz mit seinen Schlägen.

Und lautlos steht die Völkerrunde;
Die Thräne, die vom Auge fällt,
Giebt Zeugnis, daß in dieser Stunde
Der höchste Feldherr Heerschau hält!"

Auch ein zweiaktiges Märchendrama: „Die Erlösung der Teutonia“ dichtete er; den Stoff liefert die bekannte Sage vom Untersberg. Im Jahre 1814 befand sich Weißenbach zu Wien; ihn wie so viele andere hatte das Schauspiel des Kongresses in die Weltstadt gelockt. Er beschrieb seine Begegnisse in einem Buch unter dem Titel: „Reise zum Congreß, Wahrheit und Dichtung“. Die „Wahrheit“ besteht in sehr wenig Stofflichem, zur „Dichtung“ gehört eine Episode bei Melk, eine Vision im Stile Jean Pauls. Während seines Aufenthalts zu Wien verherrlichte er den Kongreß in einer Kantate: „Der glorreiche Augenblick“, die der große Beethoven komponierte. Endlich gab er seine patriotischen Gedichte gesammelt heraus: „Teutonia. Ein Denkmal der vergangenen und Taschenbuch der neueren Zeit. Wien 1815 bei Anton Strauß.“ Diese Teutonia ist ein wichtiges Denkmal des deutschen Geistes, der damals — unter der berüchtigten Zensur! — in Oesterreich wehte.

Zu den schönsten Gedichten Weißenbachs zählt: „Andreas Hofer's Schatten an seinen Kaiser und sein Vaterland am Huldigungstage 1816.“ Frei und offen wendete er sich an den Fürsten, er möge dem Gebein Hofer's eine Handvoll heimischer Erde gewähren. Kaiserjäger schaufelten die Leiche Hofers zu Mantua heimlich bei Nacht aus und brachten sie nach Tirol. Sie wurden in Untersuchung gezogen; dem Helden von 1809 konnte man jetzt freilich ein Denkmal nicht mehr versagen.

Noch haben wir von Weißenbach ein beschreibendes Gedicht zu erwähnen: „Aigen!“ Es wurde 1817 gedruckt

und schildert den berühmten Park des Fürsten Schwarzenberg mit viel Sentimentalität in den verschiedensten Metren, an welche man freilich nicht den Maßstab des späteren Platen anlegen darf. Beachtenswert ist folgende Stelle:

„Aber, o Mensch, dem vierten der Urelemente, dem Feuer,
Nahe Dich nicht; denn es ist körperlos, irdisch nicht mehr!
Und es duldet den Stoff auch nicht, den die Erde geboren,
In der Vernichtung nur drückt es die Göttlichkeit aus.
Ewig nach aufwärts strebt es und nimmer vermagst Du's zu wenden:
Kehrst Du die Fackel hinab, lodert die Flamme hinauf
Seinem Vaterland zu. So der Herr sich zeiget dem Erdball;
Und der Donner ihm jetzt gehet als Herold voran,
Trägt er dies Element, dies furchtbar erhabne als Purpur
Und es erzittert die Welt, schlägt an die Wolken der Saum
Von dem Mantel des Herrn; darum darf niemals des Menschen
Finger berühren das Feuer, denn es ist Gottes Gewand."

Weißenbach verschied am 26. Oktober 1821 und liegt auf dem Friedhofe des Johannisspitals zu Salzburg begraben. Sein Denkstein zerfiel im Laufe der Zeiten, einige Tiroler ließen ihn vor etlichen Jahren neu herstellen. Den Worten Stafflers in dem Werke „Tirol und Vorarlberg" stimmen auch wir bei: „Hätte Weißenbachs Talent eine frühzeitige und sorgsame Pflege erhalten, er würde ein gefeierter Dichter Deutschlands geworden sein." An Korrektheit steht er wohl den Alringer, Collin, Denis nach, an Schwung und Reichtum der Phantasie übertrifft er sie vielfach. Einen ausführlichen Aufsatz und sein Bild bringt: „Der Alpenfreund, Bd. IV, Heft 1, Gera bei Eduard Amthor 1871". Angefügt sind zahlreiche Proben aus seinen Ge-

dichten, was um so dankenswerter ist, da sie nie gesammelt erschienen und die ursprünglichen Ausgaben auf den meisten deutschen Bibliotheken fehlen dürften.

Man sollte Weißenbach nicht vergessen. Möchte eine berufene Hand sein Leben schreiben, die besten Gedichte auswählen und das Ferdinandeum zu Innsbruck den Druck besorgen! — Die Büste des Malers Josef Schöpf hat man zu Telfs als Denkmal aufgestellt, der Dichter verdiente wohl die gleiche Ehre.

In Tirol zitterte noch die Bewegung von 1809 nach. An die Libera Germania erinnert sich niemand mehr; die letzten Mitglieder dieses Bundes an der Innsbrucker Hochschule sind verstorben, vielleicht findet sich in den Akten der Polizei noch eine Aufzeichnung. — Libera Germania! So nannten sich anfangs der Zwanzigerjahre etliche Studenten, zu denen unter anderen A. Fischer, 1848 Statthalter von Oberösterreich, Josef Haselwanter, seit 1848 Staatsanwalt zu Innsbruck, und der nachmalige Freiherr Andreas von Gredler in Wien gehörten. Sie sangen deutsche Lieder, traten mit deutschen, ja sogar italienischen Universitäten in Verbindung, bis sie ein pflichteifriger Polizeikommissär ausspürte. Verhaftungen fanden statt, die jedoch zu keinem Ergebnis führten, doch verließen manche das Rechtsstudium, weil sie befürchteten, in Oesterreich keine Anstellung zu erhalten. Ihr Fechtmeister war Johann Senn, und so tritt uns der einsame und düstere Schatten dieses Dichters hier zum erstenmale entgegen. Johann Senn! er wurde an einem Tage übler Vorbedeutung, am 1. April 1792, zu Pfunds im Ober-Inntale

geboren. Sein Vater, der Landrichter, wurde für seine Teilnahme an den Kämpfen von 1809 als kaiserlicher Rat zu Wien angestellt, starb jedoch, ehe er die Erziehung des Sohnes vollenden konnte. Dieser studierte die Rechte, den Unterhalt mußte er durch Stundengeben verdienen. Er schloß sich einem Kreise trefflicher Jünglinge an.

In diese Gesellschaft traf die Philosophie Schellings wie ein Blitz, Senn war der begeisterte Priester des Ἐν καὶ πᾶν. Er besingt es in einem ungedruckten Sonett, das seine Kraft, auch den sprödesten Stoff zu bändigen, bekundet.

Ἓν καὶ πᾶν.

Ich hab's gewagt, es wollte mir gelingen
Dem hochgewalt'gen Geiste nachzudenken,
Hinab in seine Tiefen mich zu senken
Und sel'ge Klarheit mit an Tag zu bringen.

Ich sah, als diese Schachten mich umfingen,
Die Welt in ihren Fugen und Gelenken
Und wie sie in sich greifen und sich renken:
Ich bin zurück und staun' ob keinen Dingen.

Da hab' ich auch die Stelle ausgefunden,
Von wo das Bild der Schöpfung unverschoben
In ursprünglicher Harmonie zu fassen.
Ich sah da nichts entzweit, geschweige hassen,
Mein Name selbst war von dem All verschwunden,
Denn ich war mit dem All in Eins verwoben!

Eine ganze Reihe ähnlicher Gedichte zeigt, wie mächtig Schelling auf Senn wirkte, und bestätigt die Schilderung der geistigen Trunkenheit, welche diese Philosophie

nach den Angaben von R. Haym in seiner Geschichte der Romantik hervorbrachte. Später ging Senn, eine grüblerisch in sich arbeitende Natur, durch Fichte zu Hegel über; treu begleitete er alle Phasen deutscher Philosophie und gelangte dadurch auf einen Standpunkt geistiger Freiheit, wie ihn in Tirol nur der Kaplan des Irrenhauses, Sebastian Ruf, erreichte.

Aber das Verderben war nahe. Die Gesellschaft, der Senn angehörte, erregte den Verdacht der Polizei. Die Mitglieder wurden abgefangen und verhört. Senn blieb über ein Jahr in Untersuchungshaft und wurde endlich, ohne daß man einen Verdacht begründen konnte, mit gebundener Route nach Tirol abgeschoben.

Seine Zukunft war vernichtet. Arm, hilflos mußte er sich als Abschreiber verdingen, endlich nahm er Einstandsgeld für ein Muttersöhnchen und wurde im Regiment Kaiserjäger gemeiner Soldat. 1828 erhielt er als Leutnant das Portepee; 1838 machte er den Feldzug in Italien mit. Das Gedicht: „Dame und Schleier" malt in origineller Weise die Armee mit den voranfliegenden Plänklern. Nebenbei beschäftigte ihn Dante und Macchiavelli. Durch klimatische Einflüsse kränklich geworden, mußte er den Abschied nehmen; man gab ihm ein rühmliches Zeugnis, das alle Verleumdungen widerlegt, und — 250 fl. Pension. Um sich zu fristen, trieb er das elende Geschäft eines Winkeladvokaten und verbitterte dabei ohne Hoffnung auf die Welt innerlich mehr und mehr.

Aber seine Gedichte! Trotz der Zensur, welche damals von zwei bornierten Priestern, dem Katecheten David Moriz und dem Gubernialrat Jakob Probst,

geübt wurde, beschloß er sie 1838 zu veröffentlichen. Sie wanderten arg verstümmelt in die Wagner'sche Buchdruckerei, die Subskriptionen deckten eben nur die Herausgabe. Er hatte wenig Freude dabei. In Tirol betrachtet man großenteils den Poeten als ein sehr überflüssiges Möbel der Hausordnung, Verse kann man weder essen, noch trinken, noch anlegen; man geht protzig vorüber und zuckt höchstens die Achseln. Schuler, der Redakteur des offiziellen „Boten", brachte nicht einmal eine Anzeige dieser Gedichte, er hatte zu viel Rücksichten zu nehmen und mochte gegen niemand verstoßen. Ein Korrespondent der „Augsburger Postzeitung" bezeichnete Senn „als einen obskuren Pensionär, von dem niemand nichts weiß." Nur Josef Streiter erhob in der „Allgemeinen Zeitung" für ihn, „dem wir das Gediegenste, was Tirol an vaterländischer Poesie in der Lyrik aufzuweisen hat, verdanken," die Stimme. Feuchtersleben bezeichnete ihn als einen „bedeutenden Menschen, der, frei von dem Einflusse früherer oder gar der gegenwärtigen poetischen Mode, rein und selbständig eigene Bahnen wandelt." — Senn ist kein liebenswürdiger Poet, der mit einem Lächeln anlockt; er hatte zu viel wahres Elend getragen, um mit dem Weltschmerz zu kokettieren, die gedrungene, oft rauhe Form seiner Verse besticht nicht, wer sich aber in ihn hineinliest, wird durch einen reichen Gehalt tiefer Gedanken belohnt. Populär wie kein anderes Gedicht eines Tirolers ist nur sein „Tiroler Adler", der von Verschiedenen komponiert, häufig gesungen wird und selbst strophenweise auf den Köpfen von Tabakspfeifen angebracht ist.

Der Tiroler Adler.

Adler, Tiroler Adler!
Warum bist du so rot?
Ei nun, das macht, ich sitze
Am First der Ortlerspitze,
Da ist's so sonnenrot,
Darum bin ich so rot!

Adler, Tiroler Adler!
Warum bist du so rot?
Ei nun, das macht, ich koste
Von Etschlands Rebenmoste,
Der ist so feuerrot,
Darum bin ich so rot.

Adler, Tiroler Adler!
Warum bist du so rot?
Ei nun das macht, mich dünket,
Weil Feindesblut mich schminket
Das ist so purpurrot,
Davon bin ich so rot!

Adler, Tiroler Adler!
Warum bist du so rot?
Vom roten Sonnenscheine,
Vom roten Feuerweine,
Vom Feindesblute rot,
Davon bin ich so rot!

Senns Gedichte sind vergriffen, warum erschien keine zweite Auflage zur Zentenarfeier seiner Geburt? Ueber und von Senn bringt der „Alpenfreund“ von Eduard Amthor zu Gera im vierten Hefte des vierten Bandes, S. 232, manches. Sein Porträt findet sich im

Nachlasse Kupelwiesers, mit dem er bekannt war. Der Kopf gleicht auffallend dem Beethovens.

Im Nachlasse Senns, der im Museum liegt, traf man auch jenen Zyklus „Napoleon und das Glück", auf den er selbst so großen Wert legte und ihn oft vor den Studenten, welche ihn besuchten, deklamierte. Es weht der Geist Fichtes darin, doch ist die Komposition unklar, das Metrum rauh und schlackig, der Grundgedanke, daß Fortuna die Braut Napoleons sei, bizarr. Großartig sind zwei Stücke des Zyklus, sie verdienen erhalten zu werden.

Napoleon und das Glück.

Hab ich nicht in der Brautnacht
　　Fortunas Wesen erkannt?
Hat sie nicht ihrer Seele
　　Mysterien mir bekannt?

Wie sie im Himmel geheißen
　　Mit Namen Harmonie.
Den ihr der Weltgeist selber
　　Bedeutungsvoll verlieh?

Wie sie nur dem erscheine,
　　Deß' Werk geht Hand in Hand
Mit dem Riß der künftigen Dinge
　　Im göttlichen Verstand?

Wie nur dem Gott gelinge
　　Und nur dem Schicksalsmann,
Der des Gottes Werke wirket,
　　Erwitternd den ewigen Bann?

Wie der die Welt durchschreitet,
　　Groß wie kein Sterblicher ist,
Als wär' ihm angeschnallet
　　Ein Kothurn an seinen Rist?

Und ein Visir vor das Antlitz,
    Ein Uebermenschen-Gesicht
Vom Odem angehauchet
    Deß', der in Wettern spricht?

Bis 1840 bestand zwischen Klerikalen und Liberalen wenigstens äußerlich der Frieden, weder die einen noch die anderen konnten sich unter dem Druck des herrschenden Systems regen. Senn gewinnt dadurch geschichtliches Interesse, daß er in jenem Jahre den Kampf eröffnete, der von dort an bis jetzt ununterbrochen fortdauert und um so heftiger ward, je mehr sich die Gegensätze verschärften. Er warf eine Granate, deren Splitter weithin und lange furchtbar wirkten: eine Anzahl Sonette gegen die Zensoren Probst und Moriz, zumeist jedoch gegen Joseph v. Giovanelli in Bozen gerichtet. Dieser Mann beherrschte den Landtag und mit dem Landtag Tirol; man glaubt, er habe die Vertreibung der protestantischen Zillertaler bewirkt; andere sagen, er sei nur das Werkzeug für eine höhere Hand gewesen, die man nicht sehen sollte. Ebenso wird ihm die Berufung der Jesuiten an das Gymnasium zu Innsbruck, sowie die Gründung ihres adeligen Konviktes zugeschrieben. Giovanelli war jedenfalls eine bedeutende und auch durchgreifende Persönlichkeit. Weh' dem, der ihm widersprach! Der arme Leutnant packte den Stier bei den Hörnern; die Sonette waren ein Ereignis, welches alle Parteien aufregte.

Manche Poetlein schlugen an die Brust und wuschen demütig die Hände in Unschuld; wer hätte ihnen auch diese vernichtende Satire zugetraut? — Der eherne Senn verleugnete seine Verse nicht und spottete der Feinde

mit kaltem, grimmigen Hohn. Eines dieser Sonette mit den grotesken Reimen war im Munde aller und erlangte eine gewisse Berühmtheit. Wenn ich es hier einschalte, geschieht es weder den Klerikalen zum Trutz, noch den Liberalen zum Nutz, sondern weil historische Tatsachen und Denkmale ein volles Recht auf Oeffentlichkeit haben.

Der Ultra.

Ich bin der Zionswächter der Tiroler,
Kein Arg birgt meinem Argusblicke sich,
Die Lärmtrompete blas' ich meisterlich,
Im Bergland wiederhallt es um so hohler.

Nie war der eitle Geist der Zeit frivoler,
Ein crasser Hyperkatholik bin ich,
Des Fanatismus Wut begeistert mich,
Kann ich verfolgen, ist mir um so wohler.

Auf Geisteswerke laß ich gift'gen Geifer,
Die Zillertaler spürten meinen Eifer,
Der Kaiser Franz war mir noch zu Josephisch.

Die Klerisei ist mir zu wenig pfäffisch,
Der Papst auch ist mir nicht genug Papist
Und Christus selbst mir fast zu wenig Christ.

Senns Haupt war von nun an verfemt; nur Studenten, in denen sich der Trotz der Freiheit bereits zu regen begann, schlossen sich dem finsteren, schroffen Greise an, dessen bittere Orakel bei ihnen, wie sie dann in den Märztagen bewiesen, nicht verloren gingen. Der unglückliche Dichter versank mehr und mehr in Schwermut, bis ihn am 30. September 1857 der Tod von sich

und der Welt befreite. Niemand kümmerte sich um ihn; die literarischen Kliquen in Deutschland hatten nie an ihn gedacht, nur Heinrich Kurz widmete ihm im 4. Band seiner Literaturgeschichte S. 33 etliche Zeilen, welche ihn gut charakterisieren. Hierzu kommen noch die Mitteilungen über ihn im „Oesterr. Literaturblatt" und die Briefe Gilms an ihn.

Freunde errichteten ihm einen Grabstein. Jedoch Bubenhand schändete auch diesen. Im Herbst 1871 ward dem marmornen Tiroler Adler der Kopf abgeschlagen, die Platte mit Kot beschmutzt. Hatte Tirol für den Sänger des „Tiroler Adlers" nur diesen Dank? Er gehört auch Oesterreich durch seine Adler-Lieder, einen Zyklus im „Nibelungenmaß", worin er den einst deutschen Kaiseraar der Habsburger herrlich besang.

An Weißenbach und Senn reihe ich einen Dichter, der ihnen zwar an Bedeutung nicht gleicht, aber durch seine Persönlichkeit Interesse verdient. Es ist der Geistliche Anton Plattner. Sein Lebensbild malt uns Alois Meßmer im dritten Band der „Reiseblätter"; ich gebe eine kurze Skizze.

Anton Plattner, geboren 1787 zu Zirl, war der Sohn dürftiger Eltern, so daß er sich als Schafhirt verdingen mußte. Dann studierte er zu Hall das Gymnasium, 1809 machte er als Schützenhauptmann alle Kämpfe mit, 1810 bettelte er sich quer durch Bayern nach Böhmen, fand in Prag Unterstützung und kehrte

nach Abschluß des Krieges in die Heimat zurück. Er studierte Theologie und erhielt 1818 die Priesterweihe. Wir finden ihn von jetzt an als Kooperator im Inntal hoch begeistert für Natur und Bibel, besonders die Psalmen. Er war ein trefflicher Prediger voll Schwung und Originalität; 1829 wurde er jedoch geisteskrank; er suchte die Einsamkeit des Gebirges bei Zirl: „Es gibt eine Art Naturbesessenheit oder Naturtrunkenheit, die ihre traumhaften Fittige sehr wohl über einen Menschengeist werfen kann." Er lebte dort als Einsiedler. Das brachte Aufregung unter die Amtsbrüder; er wurde nach Brixen zitiert und dort zurückbehalten. Sein Heimweh ohne Maß und Grenzen drückt die „Klage des egyptischen Josef" aus. Endlich konnte er es nicht mehr aushalten; er flüchtete und tauchte halbverwildert in den Alpen bei Zirl auf, wo er sein Einsiedlerleben wieder begann.

Das war 1839. Der Geist des Hochgebirges fesselte ihn mit dämonischer Kraft; in seinem Tagebuch finden wir eine Reihe Zwiegespräche mit der Natur und ihrem Wesen, zum Teil hochpoetisch, zum Teil wirr phantastisch.

Die Amtsbrüder benahmen sich gegen den Armen nicht brüderlich, sondern kieselhart: „Was nun tun", ruft er, „von Allen verlassen? Von allen Hilfsmitteln entblößt, selbst der notwendigsten Kleidungsstücke entbehrend, krank, 52 Jahr alt! Was tun?" — Da dichtete er wieder ein tief inniges Marienlied, welches das Volk nicht vergessen hat.

Hier kniet vor Deinem Gnadenthron
Ein tiefgebeugter Erdensohn.

Er beugt sich wie ein schwaches Schilf
Und ruft: Maria hilf!

Es wankt sein Geist, es wankt sein Sinn
Verwirrt und schwach bald her und hin,
Als wie vom Wind bewegtes Schilf,
Er ruft: Maria hilf!

Er wendet sein zerknirschtes Herz
Zu Dir Maria, himmelwärts;
O stütze das gebroch'ne Schilf,
Es ruft: Maria hilf!

Es drücket ihn fast jede Noth,
Es naht sogar der bleiche Tod;
Wo aus, wo an ich armes Schilf?
Ich ruf': Maria hilf!

Du bist zunächst an Gottes Thron
Und nennest Jenen Deinen Sohn,
Der alles schuf, die Eich', das Schilf;
Darum: Maria hilf!

Er ward endlich abgefangen und nach Brixen geliefert. Dort kam er in das Gleichgewicht, ja er wurde sogar in der Seelsorge verwendet, und zwar zu Bruneck. Wieder faßte ihn das Heimweh; er floh in das Gebirge von Zirl und dann ohne Paß, ohne Geld über die bayerische Grenze, um Missionär in Amerika zu werden. So wanderte er bis Mainz, wo er bei einer Missionsgesellschaft Unterstützung hoffte. Diese jedoch hatte kein Geld in der Kasse, und so kehrte Plattner heim. Dann wirkte er als Hilfspriester; endlich siedelte er nach Brixen über, wo er als „Vogeldoktor" beliebt wurde und sein Naturleben friedlich und harmlos fortsetzte, bis er im Januar 1855 starb, still und selig.

Diese Männer konnten auf Einzelne wirken, aber

keine geistige Bewegung in Tirol einleiten, das blieb jüngeren Kräften vorbehalten. Wir sehen nun beim Beginn der Zwanzigerjahre an der Universität zu Innsbruck einen Kreis von Jünglingen, welche, begeistert von der Natur, dem Volk und der Geschichte ihrer Heimat, die Devise „Tirol über alles!“ zu Ehren bringen wollten. Wären ihre Leistungen nach Form und Inhalt nicht so verschieden, könnte man sie wohl eine Schule nennen, sie haben aber nur jene Devise gemeinsam, im Uebrigen gehen sie weit auseinander, befeinden sich später und führen mit gegenseitiger Verkennung einen heftigen Prinzipienkrieg. Die Devise unterscheidet sie aber auch von den österreichischen Dichtern im engeren Sinne des Wortes. Diese standen stets zu Wien in einer gewissen Beziehung, jene zeigen einen partikularistischen Zug, sie sind Tiroler, ja wollen Tiroler sein, das Tirolische ist ihnen häufig nicht Mittel zum Zweck, sondern Zweck. Im Hintergrunde steht Deutschland, von dem sie geistige Anregung empfingen: auf den deutschen Namen sind auch sie stolz, und wir begegnen später einem oder dem anderen im Parlament zu Frankfurt. Kann man sie nur im weiteren Sinne — wenn man will, geographisch — als österreichische Dichter bezeichnen, so erleichtert es jene Devise, sie zu vereinigen, ihr Wirken und Schaffen darzustellen. Doch muß man eine ältere Gruppe tirolischer Dichter von einer jüngeren unterscheiden. Man möchte Erstere die des Vormärz nennen. Nicht daß die Märztage eine scharfe Grenze ihrer Tätigkeit bildeten, wohl aber liegt der wichtigste Teil ihrer poetischen Leistungen vor dem Umschwunge von 1848, den sie mittelbar oder unmittelbar herauffühen halfen. Der Ver-

fasser dieses Aufsatzes kannte jene Männer persönlich, war mit manchem verbunden, über ihre Ziele hat er sich jedoch vielfältig zu allgemeineren Standpunkten hinauf gelebt und darf daher immerhin den Versuch wagen sine ira et studio ihr Bild im Rahmen deutscher Nationalliteratur zu skizzieren, wenn er nicht daran denkt, eine tirolische Literaturgeschichte zu schreiben. Reiche Hilfsmittel boten Briefe, deren Benutzung ihm gestattet wurde, und die er benutzen will ohne Rücksicht auf irgend eine Partei. Eine Periode, welche in sich fertig vor mehreren Dezennien abschloß, hat mit den leidenschaftlichen Pamphleten der Tagesliteratur nichts zu schaffen, sie fordert objektive Wahrheit.

Zu jenem Kreise gehörten in erster Linie Johann Schuler, Josef Streiter, Beda Weber; in zweiter Magnus Beyrer, Josef von Lama, Simon Strobl und andere noch unbedeutendere. Einfluß hatte auf ihren Bund der Gymnasialprofessor Karlmann Tangl. Durch die Wahl des Berufes oder eines anderen Studienortes wurde dieser Bund jedoch bald gesprengt, nur wenige Freunde blieben zu Innsbruck. J. Schuler schrieb am 17. Januar 1824 an B. Weber nach Brixen: „Freund, glauben Sie mir, ich liebe mein Vaterland nicht weniger als Sie, wenn mir Gott auch nicht die Gabe verliehen hat, mein Gefühl in glühende Lieder zu ergießen, aber darin liegt eben mein Jammer. Ich habe mich in die schönsten Träume künftiger Geistesgröße gewiegt! ich habe in meinen Zeitgenossen mit Jauchzen einen zweiten Göttinger Verein gesehen, dem Hölty, die Stollberge und so viele andere Unsterbliche entsprossen; seit sechs Jahren habe ich in diesem Traum gelebt; aber

täglich stellt sich in mir mehr und mehr seine Richtigkeit dar, eine Rakete um die andere, ein Brillantfeuer nach dem anderen erlischt, und ich sehe nur das hölzerne Gerüste, an dem so viele tausend Feuer mit den Sternen wetteifernd spielten."

Schon öfters hatte man davon gesprochen, die jungen Kräfte Tirols in einem Almanach zu versammeln, welcher dort, wo man bisher, wie Schuler an Flir schrieb, mehr dem Nützlichen und Starken als dem Schönen und Wahren einseitig nachgestrebt hatte, das Interesse für Literatur und Kunst wecken, dann den idealen Zusammenhang mit Deutschland vermitteln sollte. Im Jahr 1828 erschien der erste Band und von seinem Erscheinen datiert das Erwachen Tirols aus langem Schlafe und die Teilnahme am geistigen Leben der Gegenwart. Beachtenswerte Talente leiteten die Bewegung ein, sie geht fort bis in unsere Tage und ist durch manches schöne Werk bezeichnet, an welchem eine Literaturgeschichte, welche die Tatsachen ins Auge faßt und es nicht aus Interesse für eine Klique oder aus blödem Dünkel übersieht, nicht stumm vorbeischleichen darf.

Das Album: „Die Alpenblumen aus Tirol" vereinigte die vorhin Genannten. Senn gab zwar nicht seinen Namen, wohl aber ein Sonett „Macchiavelli", dessen Gedankenschwere unter all dem lyrischen Grünzeug einen eigentümlichen Eindruck hervorbringt. Man fühlt: dieser ernste, harte Denker gehört nicht zu den schwungvollen jungen Männern, die er an Tiefe und Wissen weit übertraf. Alois Flir, damals Mediziner zu Wien, lehnte die Einladung Schulers ab: „Ich freute mich gewiß innig, als ich sah, daß die Bestrebun-

gen für Kunst und Wissenschaft, die schon seit geraumer Zeit da und dort wie einzelne Blitze aufzuglühen angefangen, vorzüglich sich durch Ihren Eifer gemeinsam fanden und verbanden, und ich betrachtete den Almanach als den ersten Ansatz der neu beginnenden, freieren, selbsttätigen Bildung, von wo aus dann diese immer höher und weiter sich entwickeln und ausbreiten werde. Ich selbst aber erbot mich weder zur Teilnahme daran, noch folgte ich einer mündlichen Mahnung; bloß deshalb, weil ich — in Wahrheit — meine Erzeugnisse für ungeeignet hielt, zum Vergnügen oder zur Aufregung eines anderen ans Licht zu treten. Denn ohne alle Rücksicht auf andere, aus einem gewissen Trutz meines Gemütes entsprungen, sind sie mehr wild als schön und wohl mehr abstoßend als anziehend. Es ist nun zwar schon seit ziemlicher Zeit das Gefühl der Ruhe, Ordnung und Formschönheit in mir entstanden, und es beginnt sich leise in meine Aufsätze, die ich hie und da noch immer versuche, zu ergießen, aber noch hätte ich mich in dieser stillen Entwickelung etwa zwei Jahre zurückgehalten und dann erst ohne Scheu und Zögerung mich Ihnen angeboten und zu Ihrem Chore gestellt." Auch einige Nicht-Tiroler schlossen sich an.

Die „Alpenblumen" blühten jedoch nur drei Jahre. Das heimische Publikum war zu wenig zahlreich, um die Kosten zu decken. Deutschland wurde damals von zu großen politischen und sozialen Interessen aufgewühlt, als daß man dem Erwachen des Lenzes in den Bergen hätte viel Aufmerksamkeit widmen mögen. Zudem enthielt das Album mehr Gras als Blumen: warum sollte man mittelmäßige Gedichte lesen, weil sie von Tirolern waren

oder Tirol besangen? Solche partikularistische Poesie läuft stets Gefahr, daß die Landesfahne den Gehalt vertreten soll und schwache Köpfe eine Kokarde für genügend zur Reise auf den Parnaß erachten. Die Stammeseigentümlichkeit kann den echten Dichter heben, wenn er ihre Farben und Töne zur Individualisierung des Stoffes benutzt, er muß jedoch auf der Höhe seines Volkes stehen, sonst verkümmert er in dorfkirchlicher Beschränkung.

In dem Album ist keine Spur der Gegensätze zu bemerken, die später das Ländchen erschütterten; die Vorkämpfer der verschiedenen Parteien bewegten sich friedlich nebeneinander und schienen ein Ziel zu verfolgen. Die Klerikalen ahnten jedoch bald mit dem ihnen eigentümlichen feinen Instinkt die Gefahr, welche diese so harmlosen, von der Zensur gestutzten Büchlein durch das Erwecken geistigen Strebens über sie brachten. Beda Weber schrieb 1828 an Schuler: „Josef Giovanelli in Bozen ist ganz fürchterlich auf unseren Almanach losgebrochen und schickt einen stolzen Priester nach Meran, laut beim Superior zu klagen über meine und Pius' Teilnahme; die Tendenz desselben sei verrucht und gotteslästerlich." Da trafen freilich Senns scharfe Pfeile so recht ins Schwarze. Als das Album einging, gaben die Giovanelli ihrer Freude, ihrem Hohne unverhohlen Ausdruck. Indes die Wirkung blieb nicht verloren; J. Streiter sagt mit Recht: „Das Unternehmen erlosch zwar, wenngleich nicht die Flamme, die sich daran entzündet und genährt." Die „Alpenblumen" werden in Tirol noch immer gern gelesen, vielleicht jetzt sogar häufiger als bei ihrem Erscheinen.

Es ist nun an mir, über die Beiträger zu den „Alpenblumen" zu berichten und sie wenigstens flüchtig zu charakterisieren.

Josef Thaler aus Ulten, geboren 15. Oktober 1798 widmete sich dem Priesterstande und erhielt 1824 die Weihen. Seine Gedichte, die er als „Edelrauten aus Tirol" veröffentlichte, erinnern an die Bardenpoesie, mehr Anerkennung fand seine Geschichte von Tirol, die jetzt veraltet ist. Er starb am 27. Dezember 1876 als Pfarrer in Kuens bei Meran.

Pius Zingerle, dessen Vater Kaufmann in Meran war, wurde 1801 am 17. März geboren. Er trat in den Benediktinerorden und fand zuerst als Seelsorger, dann als Professor am Gymnasium zu Meran Verwendung. Dann ward er an die Sapienza zu Rom berufen, kehrte aber wieder an das Gymnasium zurück, dessen Direktor er 1852 wurde.

Als Poet erinnert er an die Manier von Mathisson und Salis. Ruhm und Anerkennung brachten ihm seine Studien der orientalischen Sprachen, namentlich der syrischen, aus der er die „Maienrosen" übersetzte. Hochgeehrt starb er am 10. Januar 1881.

Magnus Beyrer, geboren 1804 zu Pflach am Lech wurde Jurist und starb am 4. September 1857 zu Innsbruck als Landgerichtsrat. In den Dreißigerjahren versuchte er, eine belletristische Zeitschrift herauszugeben; ohne Erfolg, sie ist spurlos verschwunden. Seine Gedichte erschienen nicht gesammelt.

Mit Simon Strobl, Josef von Lama, Josef Matzegger wollen wir uns nicht befassen; Gedichte außerhalb des Kreises der Alpenblumen veröffentlichte J. G. Lin-

denburg, so nannte sich der Herr v. Goldegg, Karl v. Riccabona und Franz Freiherr v. Unterrichter; dieser war reich genug, seine Werke, die niemand las, in mehreren Bänden zu Frankfurt drucken zu lassen. Sollte sich jemand mit ihm ausführlicher beschäftigen wollen, so verweise ich auf Ambros Mayr und die Bibliothek des Ferdinandeum. Ich gebe ja nur eine Skizze!

Keiner von den hier Genannten hatte auf die weitere Entwickelung des literarischen Lebens in Tirol Einfluß; von Bedeutung blieben für die Zukunft nur noch Schuler, Streiter, Weber. Sie gingen Hand in Hand. Streiter und Weber schufen rüstig, Schuler vertrat die Stelle eines ästhetischen Gewissensrates, denn zum Dichten fehlte ihm die Spontaneität. Ein lebhafter Briefwechsel vereinigte die Getrennten, die verschiedensten Fragen der Kunst und Poesie wurden berührt, wenn auch dabei weder hohe Gesichtspunkte entdeckt noch neue Gedanken zu Tag gefördert. Was Jeder für sich geleistet, wird später zu besprechen sein, hier erwähne ich bloß ihre gemeinsame Stellung zur Literatur ihrer Zeit. Sie wurzelte ohne Frage in der Romantik; gegen die sogenannte jungdeutsche Schule erklärten sie sich mit einer Entschiedenheit, welche damals als Ketzerei gelten mochte, von der unbefangenen Kritik späterer Tage jedoch vollständig gerechtfertigt wurde. Schuler sagt: „Die meisten Poeten des sogenannten jungen Deutschlands verstehen nur zu machen, nicht zu schaffen. Ihre Erzeugnisse gleichen auf ein Haar dem Homunculus. Was diese Leute, die das deutsche Volk durch und durch regenerieren wollen, auszeichnet, ist nebstbei ein totaler Mangel an wissenschaftlicher Tiefe, daher sie fortwährend

Eier ausgackern, die sie nimmermehr zu legen im Stande sein werden. Als die Schlegel reformatorisch auftraten, gesellte sich eine große wissenschaftliche Reife zu ihrer niederschmetternden Kühnheit, daher hatten auch ihre kritischen Bemühungen einen nachhaltigen und ausgezeichneten Erfolg." Ebenso scharf äußerte er sich in einer Vorlesung, wobei er jedoch das poetische Genie Heines lebhaft anerkennt. Das läßt auch Weber gelten und bedauert nur, daß man „bei so viel Poesie so jüdisch niederträchtig, so hündisch unsauber, so liberal lotterhaft sein könne." Streiter meint, Schuler habe das Buch der Lieder überschätzt. Er bezeichnet die Jungdeutschen als Leute, „welche ihre angeblichen Lorbeern nicht durch Schöpfungen, sondern durch Verwerfung alles bisher Geschaffenen erwarben. Ich sehe an ihnen nichts als ein Haschen nach Originalität, um Aufsehen zu erregen. Man nenne mir ein einziges Produkt von ihnen, das nicht den widerlichsten Eindruck auf Verstand und Herz zurückläßt." Senn erzählt eine Fabel: er habe im Frühling mit größtem Entzücken einer Nachtigall zugehorcht, als er jedoch hinter den Busch sah, Heine gefunden, der die Melodien nachpfiff, und sich mit Ekel abgewendet. Das schroffe Urteil begreift man bei Senn, der von seinen Versen rühmte:

„Ich habe sie gelebt und nicht gedichtet."

Die Unwahrheit in manchen Gedichten Heines mußte ihn abstoßen, der am Elend des Daseins schwer genug trug. Hermann von Gilm schreibt 1844: „Der gegenwärtige Zank der jungen Dichter in Deutschland ist zwar unerfreulich und man könnte weinen, wenn sie von dem Baum der Freiheit die unreifen Knospen reißen

und die Zukunft um Blüte und Frucht betrügen. Aber doch ist es viel besser als bei uns. Denn dieser Baum ist von unendlichem Wachstum und ich möchte sagen: je mehr man ihn mißhandelt, desto üppiger treiben seine Zweige. Bei uns ist die Atmosphäre verpestet und die Sonne verbaut, und unsere künftigen Dichter werden lange, lange Schutt führen, ehe der Boden urbar ist." — Diese tirolischen Dichter sind wohl kaum dadurch gefördert worden, daß sie sich dem Strome der Modeliteratur, welcher die Papierschifflein so leicht dahinträgt, die man ihm überläßt, entgegenstemmten.

Das Triumvirat der Tiroler Poeten trug jedoch den Keim der Auflösung in sich, wenn auch die Risse und Sprünge oft geleimt wurden.

Weber neigte von Natur zur Mystik; er war durch seinen Stand und dessen esprit de corps gefesselt. Schuler hatte eine religiöse Erziehung genossen, noch als Dreißiger suchte er bei Herzensangelegenheiten Trost im Beichtstuhl, die Seherin von Prevorst führte ihn später zum „einfachen Glauben der Väter" zurück, bis er nach langen Kämpfen einen freieren Standpunkt erklomm. Streiter war nach dem Tode seiner Frau 1838 dem Pietismus verfallen; darüber wurde Schuler stutzig, dem wieder Weber seinen Pantheismus vorrupfte. Nur schied Streiter das Miasma bald aus und ging in der Selbstbefreiung noch weiter als Schuler, der bei der Wahl ins Parlament zu Frankfurt mit dem Dekan im Widum zu Innsbruck transigierte. Noch weniger vertrugen sich Weber und Streiter. Jener schrieb schon 1840 an Schuler, „daß sich die Freundschaft mit Streiter nur mehr als Bekanntschaft fortschleppe." Streiter spottete

bereits 1835 über Weber, „er sei in Görres und Phillips, mit denen er herumziehe, vernarrt,“ noch schärfer drückt er sich im April 1844 aus: „Schon seit langer Zeit finde ich in unseren Ansichten — literarischen, religiösen, philosophischen, politischen — keine Sympathie mehr vor; wie soll ein freundschaftliches Band bestehen, wenn die Interessen so sehr voneinander abweichen?“ Dazu kamen Verstimmungen, welche aus den Verhältnissen Webers und Streiters zu einem Fräulein entsprangen, und auch Zwischenträger mögen hier, wo es sich um ein Weib handelte, geschadet haben. Das streift an den Tratsch und bleibt am besten unter dem Moder der Vergangenheit.

Vielleicht wäre noch ein Ausgleich möglich gewesen. Da veröffentlichte Streiter am 6. Dezember 1843 in der „Augsburger allgemeinen Zeitung“ einen Aufsatz „Poetische Regungen in Tirol.“ Damals glich Tirol noch der braven Frau, von der Niemand redet, man war an ein freies Wort nicht gewöhnt, jede Aeußerung in einem öffentlichen Blatte hallte durch alle Berge wieder, so daß uns jetzt dieses Echo fast unbegreiflich scheint. — „Wer hat das gewagt? Wer hat das geschrieben?“ lag auf allen Zungen. Man hatte Den und Jenen in Verdacht. Fr. Lentner sagte scherzend zu Weber: „Da hat einer im Land eine saure Brühe gekocht, die Brocken werden erst noch nachkommen. Gott verzeih dem armen Sünder!“ Bald kriegte man diesen heraus, und zwar auf amtlichem Wege, was in den Tagen der Zensur kein Spaß war. Wir verzeihen ihm von Herzen, denn er hat Tirol in die deutsche Journalistik eingeführt, und wir vergeben ihm auch, daß er sich selbst besprochen. Er

mußt' es tun, obschon er an Eigenlob vielleicht mehr brachte, als ihm Unbefangene zugestehen. Er erlaubte sich jedoch auch die anderen olympischen Götter zu rezensieren. Noch übler wurde es genommen, wenn er von einem schwieg. Ihm war ein kecker Wurf gelungen; nachdem er jedoch das Eis gebrochen, gings in allen Blättern los; das wichtigste politische Ereignis warf nicht so viel Staub auf, als dieser Poetenrummel in Tirol, wo man sonst nur „Gebeter" sprach und den Kalender las. Auch das wäre spurlos vorübergegangen, wie auf einem Sumpf, den zufällig ein Stein gestört, bald wieder Ruhe eintritt. Da erschien 1844 eine Reihe giftiger Artikel in der „Augsburger Postzeitung"; die Liberalen wurden schmählich verhöhnt und denunziert. Man rief Beda Weber als Verfasser aus. Dieser widersprach auf das entschiedenste. Doch abgesehen davon, lagen sehr gewichtige Gründe vor, ihn freizusprechen. Daher stellte sich auch das alte Verhältnis zu Schuler, Flir und anderen Freunden bald wieder her. L. Steub fand es angezeigt, nach langen Jahren noch Webers Grab zu beschmutzen. Was er verbrochen haben sollte, ließ sich jedoch leicht widerlegen und als ich Steub erwidern konnte, daß ich nun auch den Namen des Verfassers wisse, wenn ich ihn auch vorläufig nicht angebe, mußte er ganz schweigen.

Aber auch Schuler und Streiter zerwarfen sich bei den Bewegungen von 1848. Jener knüpfte überall an das Gewordene an, er war eine reformierende, keine revolutionäre Natur. Die geschichtliche Entwickelung galt ihm als das Natürliche, das Gesunde; alles sollte genetisch folgen und manches Verwerfliche geduldet

werden, bis es von selber abfaule. Dadurch kam in seinen Charakter, der für Ruhe und Frieden gestimmt war, eine gewisse Unsicherheit; Mancher fragte, ob er Fisch oder Fleisch sei? Männer, die ohne weitere Rücksichten nur nach Prinzipien entschieden, mußten sich von ihm, der im Sturm schwankte, abwenden, ihm entgegentreten, wo er tätig eingriff. Streiter war ein solcher Mann; wenn Schuler „sowohl als auch" sagte, rief er drohend: „entweder oder!" Man kann seiner festen Gesinnungstüchtigkeit, seiner unerschütterlichen Konsequenz die volle Achtung nicht versagen, nirgends gilt aber mehr der Spruch: „Summum jus, summa saepe injuria!" als hier. Schneidig, mit juridischer Schärfe beurteilte er Wort und Tat; er glaubte sich dazu berechtigt, weil er im langen harten Kampfe nie gewichen, auch nicht ein Pünktchen seiner Ueberzeugung geopfert, und so gab er die „tirolischen Studien" heraus, die wegen der Einseitigkeit und Schonungslosigkeit von Kritik und Darstellung eher den Namen Pamphlete als Geschichte verdienen. Eine fast zu verletzende Erwiderung blieb nicht aus. Ueber diese Zwiste mag Gras wachsen, ein jüngeres Geschlecht erkennt gern die Verdienste dieser drei Männer, jedes in seiner Art.

Was Schuler anlangt, so enthält die etwas überschwängliche Biographie aus der Feder des Anton von Schullern, die der zu Innsbruck bei Wagner 1861 gedruckten Ausgabe seiner „gesammelten Schriften" vorangestellt ist, zuverlässige und genaue Daten, denen ich nur einiges zur Ergänzung beifüge. Er war am 11. Dezember 1800 zu Matrei geboren. Sein Vater, der Marktrichter, erhielt bald darauf die Professur des rö-

mischen und Kirchenrechtes an der Universität zu Innsbruck, wo 1803 seine Frau starb. 1810 verehelichte er sich zum zweitenmale und wurde nach Salzburg versetzt, dort begann der Sohn die Studien, zu deren Vollendung er 1820 nach Wien geschickt wurde. Er geriet bei dem bekannten Gesangslehrer Tomaselli in die Gesellschaft von Schauspielern und wurde zum Verdruß des ernsten frommen Vaters mehr und mehr dem Rechtsstudium entfremdet. Was der Jurist verlor, gewann freilich der Mensch an allgemeiner Bildung. Zu Wien lernte er E. Enk, den Bruder Michael Enks kennen, innige Freundschaft und die Liebe zu dem nämlichen Mädchen, einer Emilie, die im Spital der Elisabethinerinnen an Lungensucht starb, vereinigte Beide. Auch Schuler erkrankte und mußte nach Tirol zurück. Er beschloß ins Kloster zu gehen. Enk schrieb ihm damals: „Der Freiheit soll sich der Mensch nie begeben, der erst ins Leben treten soll. Das Kloster ist eine Ruhestätte für Greise, nicht für Jünglinge und Männer. Schon der Vorsatz, dort den Wissenschaften zu leben, beweist, daß Du keinen Beruf dazu hast; verzeihe mir, ich halte es für eine Herabwürdigung der Religion: sie will den ganzen Menschen. Du erreichst so keinen von Deinen Zwecken. Zur Wissenschaft fehlt Dir die notwendige Freiheit des Geistes, zum beschaulichen Leben die Einheit der Seele. Es ist etwas Schreckliches um einen unwiderruflichen Schritt! Bedenke Dein Schicksal; wenn er Dich reuen sollte, wie unglücklich müßtest Du Dich nicht fühlen? Und den Menschen kennst Du zu gut, als daß Dir sein Wechsel unbekannt sein sollte. Die Zeit übt eine grausame Macht über uns. Ich selbst bin Dir ein Beweis davon. Wie fest war

ich damals mit Dir entschlossen, wie glaubte ich damals in meinen und deinen Unfällen eine geheime Führung der Vorsehung zu erkennen, die uns diesen Weg anweise. Und nun glaube ja nicht, daß ich jetzt bessere Aussichten habe als damals; ich habe auf Lebensglück mehr als je Verzicht geleistet. Auch mein Verhältnis zu Emilie fängt an mich zu beunruhigen; sie interessiert mich sehr, und es ist nur ein neuer Zuwachs von Unglück, auch sie nicht glücklich zu wissen. Je mehr man Menschen kennen lernt, desto trauriger! Sind es gute, so quält uns ihr Schicksal, sind es schlechte, so ist es ohnehin elend genug!" So schrieb Enk am 18. August 1822, bald darauf trat Schuler als Noviz „Innocenz" ins Kloster Fiecht bei Schwaz. Er fand dort nicht, was er suchte, und verließ es bald wieder, um zu Innsbruck die Studien fortzusetzen, die er zu Padua mit dem Doktorhut endete. Er kehrte nach Innsbruck zurück; hier schloß sich jener Dichterkreis, hier begann die Herausgabe der „Alpenblumen". Außer einer unbedeutenden „Skolie" gab er drei Erzählungen: „Liebeswahnsinn", die „Teufelsburg" und „Jakob Stainer". Sie sind einfach und klar komponiert, gewandt und flüssig geschrieben, aber für unseren Geschmack veraltet. Der Einfluß Hoffmanns ist unverkennbar, originell die Schilderung tirolischer Gebirgsnatur. Der „Liebeswahnsinn" ist durch und durch krankhaft, „Stainer" mag man auch jetzt noch mit Befriedigung lesen. Etwas später schrieb Schuler eine Oper: „Die zehn glücklichen Tage", zu der eine Novelle Fouqués den Stoff lieferte. Von Schindelmeißer komponiert, wurde sie mit geringem Erfolg zu Graz, mit größerem zu Innsbruck aufgeführt. Schuler fühlte übrigens gar wohl, daß er nicht

zum Dichter geboren sei, und entsagte daher weiterer Produktion. Noch 1840 schrieb ihm Streiter: „Laß' Dein schönes Talent auch wieder einmal im Schaffen vor den Menschen leuchten und mach Deinen Freunden und der Nachwelt die Freude, zu sehn, wie das, was Du erlebt und erlernt, nicht mit Dir zu Grabe geht!" Auch Flir drängte vergebens. Wegen dieser scheinbaren Untätigkeit schalt ihn Streiter scherzweise den „großmächtigsten Sultan im Schlaraffenland". Er blieb übrigens nicht zurück, das mußte selbst der bissige Streiter zugeben: „Schuler scheint zumeist aus den uns bekannt gewordenen Literaten mit dem Geist der Zeit vorgeschritten zu sein. Seinem unausgesetzten Studium der neueren Literatur verdankt nicht nur der ihn unmittelbar umgebende Kreis die Bekanntschaft mit dem Gediegensten daraus, sondern auch der Verein des Ferdinandeums zu Innsbruck mehrere in seiner Mitte gehaltene Vorlesungen." Diese sind gedruckt und zeigen das feine Verständnis, den klaren Sinn des Mannes. Er besaß eine schöne Bibliothek; in dieser „Giftbude" fand man alle von der Zensur verbotenen Bücher, und er lieh sie bereitwillig aus, auch an Studenten. Besonders anregend wirkte sein persönlicher Umgang ohne daß man ihn jedoch als den Patriarchen eines Schwarmes von Dichterlingen bezeichnen darf. Der arme Senn überreichte ihm allerdings seinen „Napoleon", um eine kleine Geldunterstützung zu erhalten. Schuler pries die Lieder Gilms, der seiner Anregung ohnehin nicht bedurfte, von dem jüngeren Geschlecht widmete er nur meiner Poesie anfangs einige Teilnahme, in späteren Jahren sah er meine Arbeiten nicht früher als sie gedruckt waren.

Nach seinem Tode verödete der geistige Verkehr zu Innsbruck mehr und mehr, man denkt mit Wehmut an seine Gesellschaften, welche im Vormärz auch die Polizei so lebhaft interessierten, daß sie Alle, die das Haus besuchten, sorgfältig aufzeichnete. Daß Schuler zu Innsbruck nicht versauerte, zeugt von der unbezwinglichen Elastizität seines Geistes; das angemessene Feld der Tätigkeit hätte er nur in der Stellung eines Genz gefunden. Dafür wurde er 1828 Redakteur des amtlichen „Tiroler Boten" — wer lacht da? — und endlich 1831 durch F. Giovanellis Einfluß, der, voll Begeisterung für Tirols Geschichte, den begabten Mann gewinnen wollte, ständischer Archivar.

Schuler dankt mit Wärme und schreibt: „Eingedenk Ihres Abschiedswortes habe ich fleißig gesammelt und vorbereitet für die Geschichte von 1809. Mit den handschriftlichen Quellen sieht es etwas mager aus, doch habe ich Hoffnung, worüber ich mir nächstens mehr zu berichten erlauben werde. Ich habe bereits die äußeren Umrisse aufgezeichnet, demnach dürfte die Geschichte in vier Bücher zerfallen: 1. Des Kampfes Ursache, Veranlassung und Beginn bis zur Kapitulation in Wilten. 2. Des Kampfes Fortgang bis zur offiziellen Verkündigung des Friedens. 3. Des Kampfes Höhe bis zum letzten Angriff am Berge Isel. 4. Auflösung und Ende. Ein Anhang müßte noch die Tragödie fortführen bis zum Jahre 1844, da mit Hofers Tod und der Teilung des Landes dieselbe noch nicht hinlänglich abgeschlossen erscheint." Allein schon 1834 hatte sich Schulers Sinn geändert. Er schreibt an einen Freund in Bruneck: „Ich will meinen Landsleuten nicht Unrecht tun, aber bisher

habe ich immer mehr Fähigkeit des Machens — d. h. technische — an ihnen entdeckt, als Geist und tiefes Gemüt in der Auffassung und Komposition. — Gott bessers! — Das scheint überhaupt unser Los und dürfte mit der Natur unseres Landes zusammenhängen. Unsere Natur, nämlich die, in der wir leben, und die uns umgibt, ist genial, dafür sind wir in der Regel höchstens talentvoll; wir können unsere kühn getürmten Berge nicht übersehen, daher heftet sich unser Blick gern an die Sohle des Tales. Hohe Berge isolieren den Menschen nach den durch sie gebildeten Talzügen, sie umgrenzen fast unersteiglich den Talbewohner, daher dieser so leicht zum Partikularismus, zur Beschränktheit neigt; der enge Fleck, auf dem er lebt, wird ihm die Welt. Diese Ansicht von der Denkart meiner Landsleute ist es, welche mich größtenteils der Bearbeitung der tirolischen Geschichte abgeneigt macht. Jeder möchte viel lieber die Geschichte seines Dorfes als die des Landes. Deshalb haben wir auch bisher nur unbedeutende Monographien und keine Geschichte. Für eine solche hat der größte Teil noch keinen Sinn." Diese Charakteristik der Tiroler hat in mancher Beziehung so viel zutreffendes, was auch noch heute im ganzen Umfang gilt, daß ich mir nicht versagen konnte, sie ganz mitzuteilen. Die Ursache, warum Schuler die Geschichte nicht schrieb, ist vorzüglich in seiner Abneigung gegen trockene Quellenforschung und systematisches Arbeiten und da war er froh, sich vor sich selber entschuldigen zu können.

Schuler hatte auch in politischer Beziehung großen Einfluß. Zunächst durch seine Persönlichkeit auf den Kreis seiner Bekannten. Er galt als Führer der Libe-

ralen. Um das in den Tagen der Reaktion vor und nach dem März 1848 zu sein, brauchte man nicht sehr weit links zu stehen. Sein politisches Glaubensbekenntnis liegt in den „Tirolischen Gedanken“, die ihm, obwohl er nur für Einführung beratender Stände sprach, in den Tagen des Absolutismus manche Anfeindung eintrugen, und im „Frieden von Villafranca“, wo er Oesterreichs Aufgabe auch in Bezug auf Deutschland behandelte. Seine kleinen Schwächen verhülle der Mantel der Liebe; — der Liebe, ja! das ist das wahre Wort, abgesehen davon, daß bloßer Klatsch nicht meine Aufgabe sein kann.

Er starb, allgemein betrauert, am 12. Oktober 1857.

Ihm folgte schon am 28. Februar 1858 Beda Weber in das Grab — als Stadtpfarrer von Frankfurt. Die Umrisse seines Lebens gibt H. Kurz im 4. Bande seiner Literaturgeschichte, S. 34; ausführlicher Moriz Brühl in dem Werklein: „Beda Weber, Lebens- und Literaturbild. Regensburg bei Pustet 1858.“ Abziehen muß man freilich auch hier alles, was der Verfasser, wenn auch in redlichster Absicht, zur Verschönerung beifügte. Webers Mund blieb bis zum Tode geschlossen. Erst seine Briefe an Schuler, aus denen Edlingers Literaturblatt bezeichnende Stellen brachte, enthüllen die tiefe Zerrissenheit seines Innern. Wir werfen einen Blick voll tiefsten Mitleides in dieses Herz, das so heftig und leidenschaftlich schlug, und sein Geheimnis nicht offen aussprechen konnte. Nichts ist so tragisch als ein Geist, der auffliegen will zur Sonne, aber schwer unter die Krähen niederfällt und einstimmen muß in ihren Chor.

Ob er später zum Frieden gelangte, dafür liegen keine Zeugnisse vor.

Die prosaischen Schriften Beda Webers verzeichnet Moriz Brühl in dem genannten Buche, S. XXXV. Seine geschichtlichen Werke sind schwungvoll, nur zu oft schwülstig, sie leiden an Mangel von Objektivität und Verständnis der Urkunden. Ebenso fehlten ihm für die Ausgabe Oswalds von Wolkenstein die sprachlichen Kenntnisse. Wir wenden unsere Aufmerksamkeit auf seine Poesie. Die „Lieder aus Tirol" erschienen 1842 bei Cotta. Ihnen folgten 1850 bei Fromman in Jena die „Vormärzlichen Lieder aus Tirol". Brühl sagt S. XXXVI: „Zu bemerken ist, daß die vormärzlichen Lieder aus Tirol, wenn auch unter Webers Namen erschienen, doch nur wenige Gedichte von ihm enthalten." — Herr Brühl hat das Büchlein wohl gar nicht gesehen, sonst wüßte er, daß es ohne Namen erschien, und daß es nicht bloß „wenige" Gedichte von Weber enthalte, sondern daß alle seine vaterlos ausgesetzten Kinder sind. Weber hatte guten Grund, die Autorschaft zu verleugnen. Da wären Berge über ihn gefallen, hätte man erfahren, er habe sie gedichtet.

Man kann Beda Weber unbedingt der zweiten romantischen Schule einrechnen. Es ist nicht zu bestreiten, daß er eine poetische Ader besaß. Auf Gedichte, wie das „Bergmannslied", „Vaterschmerz" oder das „Communistenlied an Maria", „S. Nikolaus", „Sylvesterabend", „Die Ehen im Himmel geschlossen", der „Spatz" und anderes, mache ich besonders aufmerksam.

Das sind jedoch Ausnahmen; Webers Muse ist krank

im innersten Mark; weil sie sich nicht frei aufschwingen konnte, verkroch sie sich in die dunklen Gänge der Mystik und sagte verstockt der schlichten Einfalt ab, indem sie narkotisiert im Opiumrausch schwelgte:

Unlogisch mich zu nennen
Sind alle drauf und dran,
Die heißen Adern brennen,
Es reißt mich himmelan.

Die Ungewitter segeln
Unlogisch durch die Luft,
Lebt wohl ihr kahlen Regeln!
Die Gottesstimme ruft.

Im Blitzesrosenpflücken
Erfind ich mein Gedicht,
Die Logik kann nur flicken,
Erfinden kann sie nicht."

Nur schade, daß mit der Logik auch der Kunstverstand verduftete und mit dem Schwulst der Unsinn, mit der Verschrobenheit der Manierismus begann.

„Das streif'ge Ei des Lied's ranunkelt,
Von dir umglüht in meiner Brust;
Durchs zarte Schalgehäuse dunkelt
Die junge Frucht, sie lockt und funkelt
Ans goldene Licht der Frühlingslust!"

Es braust und stürmt in einemfort von Feuer, Flammen, Funken, Gluten, Blitzen, das sind aber nur Speiteufel, die verpuffen und ein bißchen Gestank hinterlassen. Die Zeitgenossen waren in ihrem Urteile über die

„Lieder aus Tirol" so ziemlich einig. Streiter rezensierte sie scharf, aber richtig im Zuschauer; er fühlte, daß von Weber kein Fortschritt zu erwarten sei, und er blieb auch in der Tat bis an sein Ende auf der gleichen Stufe. Wenn nicht der Stoff die Zeitbestimmung ermöglicht, sieht man keinem seiner Gedichte das Datum des Ursprungs an. Streiter schreibt: „Es hieße die nun einmal zur Natur gewordene eigentümliche Weise des Dichters ändern wollen, wenn man ihn ermahnte, sich klarer, einfacher, kürzer zu fassen; dem Leser wird freilich vieles mißfällig sein, was mit jener auf das innigste verwebt ist." Entschiedener drückt sich Hermann von Gilm in einem Briefe vom 3. April 1843 aus: „Ich habe die „Lieder aus Tirol" von Beda Weber mit Unmut aus der Hand gelegt, obgleich manche Stellen von unbeschreiblicher Schönheit sind. Die Tendenz des Buches und der poetische Glaube desselben sind heillos. Es ist eine Sünde an der Menschheit, ihr unbestreitbares Recht der Gegenwart an die Zukunft zu weisen und ihr endliches Heil so unendlich weit hinauszuschieben, und ekelhaft ist es, alle Hoffnungen durch die Schauer des Grabes und den Prozeß der Verwesung zu führen."

Dem Publikum, dem man kaum zumuten darf, sämtliche dieser tirolischen Poeten zu lesen, und diesen Poeten selbst wäre am besten geholfen, wenn eben eine geschickte Hand eine Auswahl veranstaltete und in Druck gäbe.

Ueber Josef Streiter, der im ehrwürdigen Alter 1873 starb, darf ich mich kurz fassen, indem ich hauptsächlich nur über die Poesien, die er entweder ohne oder unter dem Namen Berengarius Ivo erscheinen ließ, spreche. Die Daten zu einer weitläufigeren Biographie

sind erst zu sammeln, einen Nekrolog brachte bald nach seinem Tode die „Augsburger Allgemeine Zeitung" aus seiner eigenen Feder.

Von seinen Verdiensten als Vorkämpfer der liberalen Partei schweige ich hier, der Broschüre „Die Jesuiten in Tirol" gebührt ein hervorragender Platz in den Kämpfen jener Tage, ebenso wie der Vorlesung, welche Pater Albert Jäger, damals Hofmeister desStatthalters Grafen Brandis, im Nachwinter 1844 für die Mitglieder des Ferdinandeums gegen den gefürchteten Orden hielt, der im Jahre 1839 das Gymnasium und Theresianum zu Innsbruck übernommen hatte. Das Büchlein Streiters, dessen Druck Schuler, ein Mann des Friedens und der Ruhe, verzögerte, schildert nun die Tätigkeit der Pater in Tirol vom liberalen Standpunkte. Es erschien 1845 anonym bei Wilhelm Hofmeister in Heidelberg. Das Geschrei und den Lärm in jenen Tagen der Zensur kann man sich leicht vorstellen. Geistliche und weltliche Spitzel fahndeten nach dem Verfasser, ohne ihn zu ermitteln. Streiter war mittlerweile Advokat zu Bozen geworden; kurz gemessene Ferien verwendete er auf Reisen, um literarische Verbindungen anzuknüpfen; wir sehen ihn in lebhaftestem Verkehr mit Theodor Hell, dem Redakteur der „Abendzeitung" in Dresden, für die er eine Reihe kritischer Aufsätze widmete; mit Tieck, der ihm einen sinnreichen Spruch unter sein Porträt setzte; mit David Strauß und anderen hervorragenden, wenn auch eben nicht zensurfähigen Schriftstellern. Viele nahmen in seinem gastfreien Hause Einkehr; Franz Grillparzer hatte sich für den Sommer 1844 angesagt, war aber verhindert, nach Tirol zu reisen.

Zahlreiche Beiträge gab er für die „Alpenblumen". Legen wir den „Schauspielern" und dem Fragment „Friedrich mit der leeren Tasche" weniger Wert bei, so befremdet es uns, daß er die trefflich komponierte und durchgeführte Idylle „Das Fensterln" trotz der holperigen Hexameter nicht in die „Dichtungen", die er pseudonym als Berengarius Ivo 1843 bei Wagner herausgab, aufnahm.

Die Zahl der lyrischen Poesien ist gering und erhebt sich kaum über das mittelmäßige, wertvoller sind jedoch die Erzählungen, auch die eingelegten Reimstrophen sind schön und schwungvoll. Der Einsiedler sollte in keiner Sammlung fehlen. Streiter überragt die Genossen in den „Alpenblumen" weit und darf den ersten Platz von ihnen beanspruchen. Jedenfalls ist er der geistig bedeutendste Mann, den Bozen hervorgebracht, die Vaterstadt, die jetzt neue Gassen baut, könnte wohl eine auf seinen Namen taufen.

Ueber das dramatische Mysterium sagt Streiter selbst: „Dieses Gedicht beabsichtigt eine dem Byronschen „Kain" entgegengesetzte Weltansicht darzulegen; wie sich dort an die Gebrechen unserer Kräfte und die vielen uns drückenden Uebel der Zweifel an eine weise Vorsehung knüpft, wird hier auf das Mißverständnis der „wahren und größten Kraft des Menschen, des Gefühls" hingewiesen, womit er weit mehr als mit seinem Verstand, dem Vorzug höher begabter Geister, geeignet sei, sich der Anschauung des Urquells alles Schönen zu nähern." — Das Gedicht entstand 1840. — Etwas früher fällt das orientalische Märchendrama „Die Liebesquelle". Es ist stellenweise nicht ohne Reiz, die Kom-

position jedoch zwiespältig und das didaktische Element zu stark betont. Das Trauerspiel „Heinrich IV." veröffentlichte Streiter 1846 ohne seinen Namen zu Heidelberg, die Zensur der hochwürdigen David Moritz und Jacob Probst hätte den protestantischen Geist desselben schwerlich zugelassen. Anonym erschien auch 1860 das matte Lustspiel „Der Assessor" zu Berlin. Von den Festspielen 1863 will ich lieber ganz schweigen.

Schuler zeichnet Streiter in einem Briefe: „Halte dich an Streiter! Unter einer nicht sehr einnehmenden, ziemlich derben Außenseite liegt sehr viel Bildungstrieb, eine sehr große Liebe zur Literatur und noch mehr Gutmütigkeit des Charakters. Seine Büchersammlung ist sehr gewählt."

Zu dem Kreise Schulers gehörte auch Sebastian Ruf, der Schmied von Absam, der 1877 als pensionierter Kaplan des Irrenhauses hochbetagt im Surergarten zu Hall starb. Er war in erster Linie Philosoph, seine psychologischen Werke fanden durchaus Anerkennung, wenn er auch als Priester das letzte Wort nicht aussprechen durfte. Die Aphorismen, welche zum Teil gereimt in Zeitschriften erschienen, bieten einen reichen Schatz von Lebensweisheit.

Dr. Michael Stotter starb 1848 im 35. Jahre als Oberleutnant der akademischen Schützenkompagnie zu Levico. Er hat neben einem liberal satyrischen Gedicht „Die Nebeljungen" verschiedene Kinderschauspiele verfaßt, sein Hauptverdienst liegt jedoch in der geologischen Erforschung Tirols, deren Ergebnisse eine große Karte veröffentlicht; ihm vor Anderen gebührte ein Platz unter den Büsten an der Front des Museum, sein An-

denken wird aber auch ohnedem in der Geschichte der Wissenschaft fortleben.

Nach Zeit und Alter gehört Ludwig Heufler Freiherr von Hohenbühel neben ihn. Er beschäftigte sich viel mit Botanik, seine zahlreichen Distichen sind nicht immer ohne Gehalt, doch fehlt meist die Vollendung der Form.

Von den edlen Frauen dieses Kreises, der Gräfin Therese Sarnthein und den zwei Schwestern Schulers, Mathilde und Cornelie, sprechen wir bei anderer Gelegenheit. Die Briefe der letzteren gehören zum schönsten, was deutsche Frauenhand geschrieben.

Ueber Hermann von Gilm sind jetzt die Akten wohl auch geschlossen. Die Ausgabe seiner Gedichte bei Liebeskind und die Biographie im gleichen Verlage entsprechen dem heutigen Stande der Kritik nicht.

Seit Professor Emanuel Winder das Büchlein „Hermann von Gilm" herausgab, hat wohl aller Streit ein Ende. Gilm kehrte in späteren Jahren vollständig auf den Boden der katholischen Kirche zurück, und da ergab es sich von selbst, daß er sein Jesuitenlied bedauerte und noch ein Jahr vor dem Tode auf seinen Wunsch aus den Händen des Kapuziners Angelicus andächtig die Sakramente empfing.

Daß er an den entscheidenden Märztagen nicht mitgetan hat, sondern nur Augenzeuge war, beweist sein eigener Brief vom 16. März; die Volksbewaffnung wurde am 14. März bewilligt, da erhielt auch er seine Muskete und konnte dann sagen, er habe sie seit drei Tagen getragen.

Bei seiner Stellung als Staatsbeamter, die er nicht

riskieren durfte, begreift sich das von selbst, obwohl auch seine Natur nicht zum Kampfe angelegt war, wie er denn auch später in einer Audienz beim Minister Bach den Liberalismus der Jugendjahre entschuldigte. Wird der alte Fuchs verständnisinnig geschmunzelt haben!!

Das hat eigentlich mit Gilms Poesie wenig zu tun. Die Angriffe von Theodor Storm und Emil Kuh sind ganz ungerechtfertigt, am besten dürfte ihn wohl Richard Werner als genialen Dilettanten bezeichnen. Genial, ja! Aber unter seinen Gedichten befinden sich einige, welche dem größten Meister Ehre machen würden, es sind unvergängliche Juwelen im Schatzkästlein der deutschen Muse.

Gilms eigentliche Bedeutung fällt vor das Jahr 1848, später hat er weit weniger gedichtet; er war durchaus loyal geworden und verherrlicht den Kaiser Franz Josef und seine Armee. Auch hier waren die liberalen Anwandlungen überwunden. Als ich ihn um einen kleinen Beitrag zum Grabmale Senns ersuchte, gab er keine Antwort. Darum war es schwer, von seinen Gedichten eine Ausgabe zu machen; in dem Bande, den er zusammenstellte, fehlt sehr wesentliches.

Im Jahre 1894 waren die dreißig Jahre vorüber, die seine Poesien im Bann hielten, vielleicht erleben sie nun, um die flotten Briefe vermehrt, eine Gesamtausgabe, die auch für die Literarhistoriker wertvoll ist.

Nach ihm könnte man Heinrich Perthaler nennen; Ambros Mayer veröffentlichte aus seinem Nachlaß zwei Bände; er nimmt als Staatsmann und treuer Gehilfe Schmerlings einen Platz in der Geschichte des konstitutionellen Oesterreich ein, seine Ge-

dichte sichern ihm, um ein modernstes Wort zu gebrauchen, einen Achtungserfolg.

Johann Schöpf war mit keinem der Genannten in näherer Beziehung; er gehört jedoch wenigstens äußerlich der Zeit nach zu ihnen und verdient gar wohl Erwähnung. Geboren am 30. April 1811 zu Oberhofen bei Telfs, studierte er Theologie, wurde 1841 zu Brixen ausgeweiht und wirkte seitdem an verschiedenen Orten als Seelsorger, seit 1868 als Kurat zu Inzing. Man könnte ihn den Auerbach Tirols nennen, nicht deswegen, weil er 1857 bei Manz in Regensburg zwei Reihen „Dorfgeschichten" drucken ließ, sondern weil die Manier Auerbachs, den er jedoch an treuer und wahrer Auffassung des Volkslebens übertrifft, auf ihn Einfluß hatte, während sich die anderen Tiroler gegen denselben ganz ablehnend verhielten. Diese Erzählungen verdienten gar wohl weitere Verbreitung: es hat sie allerdings ein tirolischer Priester geschrieben, aber nur törichtes Vorurteil kann sie deswegen zurückweisen. Sein „Spiegelkalender", Innsbruck 1856 bis 1861, fand trotz manchem trefflichen Zug wenig Beifall. Der Versuch, Dante für die Tiroler Bauern zu popularisieren, war ein Anachronismus. Schöpf führt ihn so ein: „Es hat einmal ein Poet oder Dichter gelebt, in Wälschland drin, und dieser hat einen Marsch gemacht durch Hölle, Fegfeuer und Himmel, durch alle drei Provinzen. Dichter kommen überall hin, wenn sie auch nie aus ihrem Zimmer gehen. Nun weiß auch dieser Dichter, er heißt Dante, von seiner Reise allerlei zu sagen und zu erzählen. Freilich ist alles nur ein Gedicht, und der Mann ist so wenig in der Hölle und im Himmel gewesen, als ich und du. Indeß

ist vieles, was er uns sagt, nicht übel und wohl beherzenswert, und man kann sich dabei immerhin seine guten Gedanken machen und gehört eben nicht viel Verstand dazu, um sich herauszuklauben, welch ernste Wahrheiten der dichterischen Einkleidung zu Grunde liegen." Statt Dante lesen unsere Bauern den Pater Kochem, der ein gar duftiges „Capitel über den höllischen Gestank" eingeschaltet hat. Schöpf verfaßte auch Trauerspiele. Die „Heilige Elisabeth" erschien 1856 zu Innsbruck; „Gudrun" 1858 zu Brixen. Zu Ochsengarten und Inzing wird man ebensowenig ein dramatischer Dichter als zu Bozen. All diesen Männern fehlte nicht das Talent, wohl aber das Hoftheater und ein Enk, der Halm dressierte, soweit ein Poet Dressur braucht.

Alois Flir wäre dem Alter nach vor Gilm und Schöpf zu stellen, er öffnet jedoch das Tor einer neuen Epoche geistigen Lebens und darum schließe ich mit ihm. Auch über sein Leben teilt uns H. Kurz im 4. Band seiner Literaturgeschichte S. 34 das Nötige mit und zählt seine Werke mit gewissenhafter Kritik auf. Ein wichtiger Beitrag zur Biographie sind die zu Innsbruck nach Flirs Tod erschienenen Briefe aus Wien und Frankfurt und aus Rom. Letztere machten viel reden, denn er schwätzte sehr unbefangen aus der ultramontanen Schule. Was das Drama „Regnar Lodbrock" anlangt, so schrieb Flir bereits 1834 an Schuler: „Ich empfinde einen gewaltigen Drang, meinen Regnar, wie ich ihn nun fühle und zum Teil schon vor Augen habe, zu bewerkstelligen. — Aber bald sehe ich wohl wieder, daß ich entweder meinen heiligen Pflichten untreu werden oder vom Dichten einstweilen ablassen muß. Und

wer weiß, ob dieses „Einstweilen“ nicht gar zu lange dauert, bis die Jugendkraft bricht, das Feuer erlischt und die Bilder in trübe, gestaltlose Dämmerung zusammenfließen. Wie Gott will!“

So viel Schönes und Gelungenes Flirs Schriften bieten, weit mehr wirkte er als Lehrer. Er wurde 1835 Professor der Philologie und Aesthetik an der Universität zu Innsbruck und blieb hier, bis er 1853 als Rektor der deutschen Kirche all' anima nach Rom berufen ward. Schuler schreibt an Streiter: „Flir, der neue Professor der Aesthetik macht hier durch seine geistvollen und begeisterten Vorträge Aufsehen. Es ist viel Streben, besonders nach der Tiefe in ihm und er weiß seine Zuhörer mächtig anzuregen. Ich hoffe die besten Erfolge von seinem Wirken auf die Jugend. Wie wenig wird davon bleiben, wenn einmal die Brotstudien und dann die über alle Beschreibung dürren und trostlosen Praktikantenjahre kommen. Ich glaube, es ist aus Furcht vor dem Ertötenden unseres Staatsdienstes, daß sich gerade die besten Köpfe meist der Theologie zuwenden.“

Und wodurch gab denn Flir einen so gewaltigen Anstoß? Er war kein strenger Fachgelehrter, der wie Heliogabal die Gäste unter Blumen, seine Zuhörer mit Text und Glossen erstickt hätte. Wo sollt' er es auch hernehmen? Eine deutsche Universität hat er nie besucht, er war nur Dilettant, ein bißchen Autodidakt.

Er gab der Jugend nicht einmal den liberalen Flitter, mit dem sich ehrgeizige Professoren auf wohlfeile Art populär machen. Flir war Priester, Katholik aus innerster Ueberzeugung und mit der vollsten Wärme seines Gemütes, enthusiastisch gestimmt durch die Schönheit

seiner Kirche, sodaß er manchen phantasievollen Jüngling in die Theologie sprengte und dann als Urheber verfehlten Berufes Vorwürfe hören mußte. Er war so katholisch, daß er einen jungen Philosophen, der dem Tod nahe war, in den letzten Stunden quälte, er möge die Sakramente empfangen.

Und dennoch dieser Einfluß!

Flir war eine dichterische Natur, voll Feuer und Leidenschaft, Spott und Ironie gegen die ledernen Paragraphenzähler, das reine Gegenteil von den Vogelscheuchen, die man bisher Professoren nannte. „Auch früher gab es brave Lehrer, bei denen man sich für ein Fach gut vorbereiten konnte, es tat aber ein Mann not, der sie anhauchte mit dem Hauch der Begeisterung, der sie durchglühte mit der Liebe zum Idealen, sodaß auch der Mittelmäßige einen Augenblick in die Himmel Platons ragte; es tat ein Mann not, der die Schranken der Zunft niederbrach, und die Jugend vor dem Altar des Guten, Schönen und Wahren selbstlos ohne Seitenblick auf den Futterkorb opfern lehrte. Der Mann kam zu rechter Zeit; die lange Reihe seiner Zuhörer, die er an sein warmes Herz zog, wird, und mögen sie was immer für einen Weg wandeln, sich dankbar der herrlichen Stunden erinnern, die sie bei ihm verbracht; sie wird es dankbar anerkennen, daß mit Flir an der Universität in Tirol eine neue, nie dagewesene Aera begonnen habe." So schilderte ich ihn nach Jahren.

In jener Zeit herrschte eine lebendige Gährung unter der Jugend; sie wurde von Flir genährt; diesen Aufschwung ersetzt kein Fachstudium.

In der Mitte der Dreißigerjahre vereinigten sich

Studenten zu einer Gesellschaft, die sie nach ihrer Kneipe „Bierfranzlia“ benannten; sie verhandelten literarische und poetische Fragen. Zu diesem Kreise gehörte der wildgeniale J. Obertimpfler, der aus dem Benediktinerkloster zu Salzburg in die Schweiz entfloh, wo er in Zürich eine Kaltwasserheilanstalt gründete und wahnsinnig starb. Von seiner übersprudelnden Poesie hat sich leider nichts erhalten. Dann der tiefsinnige Arzt Christian Schlechter, der lustige Poet Bernhard Moser, den ein früher Tod hinraffte, der klerikale Agitator Simon Moriggl und andere. Diese Gesellschaft zerfiel bald. Aus ihr rekrutierte ich einige Mitglieder für die „Frühlieder“, zu denen sich dann jüngere Kräfte gesellten.

Dieses jungtirolische Album wurde 1846 zu Wien gedruckt, — der Verleger Schumacher, welcher das Geld gab, aber auch den offiziellen Tirolerboten druckte, wagte gar nicht, sich auf dem Titelblatte zu nennen. Die katilinarische Verschwörung setzte Cicero und seine Getreuen nicht mehr in Unruhe, als dieses Bändchen großenteils harmloser Sentimentalitäten unsere Hermandad. Monatelang blieb es bei der Zensur liegen, oder vielmehr es wanderte zwischen Innsbruck und Wien hin und her, man strich die Vorrede und jedes Ströphchen, das auf die Dunkelmänner bezogen werden konnte.

Wir führen den Leser auf den Friedhof und zeigen ihm die Totenkreuze von Heinrich Perthaler, Franz Hochegger, Adolf Purtscher, Sigmund Schlumpf, Gottlieb Putz, Walburga Schindel, Aloys Meßmer, Johann Pfeiffer, Cölestin Gschwari, Adolf Wildgruber, Vincenz v. Ehrhart, Ludwig und Josef v. Schnell, über

den S. M. Prem einen literar-historisch interessanten Essay im Tirolerboten veröffentlichte, dann Josef Praxmarer, dessen Autobiographie „Aus den Flegel- in die Mannesjahre“ auch Lagarde in Göttingen vollen Beifall zollte.

Von jedem dieser Poeten, die meistens auch im Leben eine hervorragende Stellung einnahmen, kennen wir ein oder mehrere treffliche Gedichte, wollte man sie sammeln, es gäbe eine vorzügliche Blumenlese.

Wohl wäre es an der Zeit, auch diese Dichter im Zusammenhang zu schildern, und ihre Werke kurz zu charakterisieren. Meine alte Hand ermüdet jedoch, möge eine jüngere diese Skizze weiterführen und vollenden.

Auf die Frühlieder folgte ein jüngeres Geschlecht. Auch von diesen sind schon manche tot, so Anton von Schullern und Hans v. Vintler, deren Gedichte bei Liebeskind erschienen, endlich der unglückliche Dramatiker und Schauspieler Ludw. Schenk. Sie alle überragt Angelika v. Hörmann, deren farbenreiches und psychologisch fein durchgeführtes erzählendes Gedicht „Oswalt v. Wolkenstein“ wohl zum Besten gehört, was von dieser Gattung seit langer Zeit auf dem deutschen Büchermarkt erschien. Auch ihrer stimmungsvollen, wenn auch nicht auf Knalleffekte berechneten, lyrischen Gedichte möchte ich erwähnen. Dann Ludwig v. Hörmann, dessen Hauptverdienst auf dem Gebiete tirolischer Volkskunde liegt, Peter Moser, Josef Maurer, Patriz Anzoletti, der treffliche Lyriker Bortolo Delpero, der gemütvolle Ambros Mayer, Adolf Povinelli, der Dichter des „Ahasver“, der hochbegabte Josef Seeber, der auch als katholischer Literarhistoriker wirkte, Isidor Müller, und etwa noch Richard v. Strele,

der uns nicht mehr zu lang auf die Biographie Weißenbachs warten lassen möge.

Von der jüngsten Generation wüßte ich nur den talentvollen Franz Kranewitter, A. v. Wallpach und H. Lechleitner zu erwähnen; möge ihnen ein günstiger Stern leuchten; ich aber bitte zum Schluß um Entschuldigung, wenn ich einen der zahlreichen Namen auf dem Tirolerparnaß übersehen haben sollte.

Zur deutschen Kulturgeschichte

Wenn ich die Aufschrift „deutsch“ wähle, obwohl Herr Egger in seinem Buche „Die Tiroler und Vorarlberger“ auch Welschtirol einbezog, so geschieht das deswegen, weil das Gebiet an der unteren Etsch als Bistum bis zur Säcularisation durch den Kaiser Franz deutsches Reichsland war, vor der Gegenreformation fast das deutsche Element überwog, und es auch jetzt noch zum deutschen Kronland Tirol gehört. Freilich ist im „Trentino“, wie der vor nicht vielen Jahren ad hoc erfundene Name lautet, die Anziehungskraft nach Süden noch immer mächtig; wie jedoch in diesen Gegenden seit Jahrhunderten Flut und Ebbe zwischen Deutsch- und Weltschtum wechseln, so kann wohl auch ein Umschlag eintreten, daß an jenen vielbestrittenen Pässen die „Gemsenwacht“ wieder von deutschen Bauern besorgt wird. Welschtirol mußte Herr Egger in seinen Kreis ziehen; ob er bei der Ueberfülle des Stoffes nicht besser getan hätte, Vorarlberg, das in mancher Richtung Aehnlichkeit mit einem der Urkantone bietet, nur oberflächlich, insoweit ein geschichtlicher Zusammenhang mit Tirol eintritt, zu behandeln, lassen wir dahingestellt.

Das Buch Egger's ist einer der schätzbarsten und

reichhaltigsten Beiträge zur deutschen Kulturgeschichte, zu welchem jahrelanger Fleiß und ameisengleiche Sorgfalt, die keinen Splitter verschmäht, die Bausteine herbeitrugen; eine Leistung, für die man ihm nicht genug danken kann. Ich halte dieses Lob, welches ich nicht als Phrase betrachtet wissen will, ganz allgemein; es zu begründen, muß ich Fachblättern überlassen, wie denn der „Tiroler Bote" bereits von kundiger Hand eine Reihe Aufsätze begonnen hat. Dieses vorausgeschickt, beschränke ich mich auf einzelne Tatsachen, welche ein größeres Publikum interessieren, und erlaube mir wohl da und dort eine kleine Berichtigung, jedoch stets den Hut in der Hand, wie es Egger's Verdiensten ziemt. Die zahlreichen, oft sinnstörenden Druckfehler meine ich freilich nicht; da hat sich der Korrektor des Herrn Karl Prochaska in Teschen einen üppigen Kranz von Bockschwänzlein gewunden, und es gäbe ein Verzeichnis fast so lang, wie das der Orts- und Personennamen, das ich leider am Schluß des Werkes schmerzlich vermißte, wodurch dessen Brauchbarkeit vielfach beeinträchtigt wird.

Die Frage nach den Urbewohnern Tirols ist trotz alles berufenen und unberufenen Scharfsinnes noch immer nicht erledigt, die starkknochigen Dickschädel, welche man häufig in Beinhäusern findet, werden den Abkömmlingen der Rhäter zugeteilt, welche mit den Etruskern ein Volk bildeten, bis es der gallische Keil dem Po entlang auseinandersprengte. Ob man gewisse Eigenschaften der heutigen Tiroler auf jene Väter zurückführen darf, hat Herr Egger nicht angedeutet. Die Etrusker erfanden bekanntlich die Tuben, diese scheinen allerdings unsere Ultramontanen in die modernen

Zions-Trompeten übersetzt zu haben, und die Ambarvalien, welche die Nonsberger zu Ehren des Saatengottes hielten, setzen sich wohl mit ihren Schmäusen in den Kirchtag fort. Wenn dabei Lieder und Musik ertönten, darf man wohl an unsere Schnadahüpfeln und Zithern denken, welche jetzt in den Widums und Klöstern verboten sind und dafür dem stummen Tarok den Platz geräumt haben. Auch das Heidentum der Römer hinterließ seine Spuren, manche Erzstatuette im Ferdinandeum, manches kleine Amulet, das jetzt keine Jungfrau mehr an den Hals hängen würde, obwohl es in Greuters Heimat gefunden wurde, zeigt davon, und die weisen Auguren scheinen auch heutigen Tages nicht ausgestorben. Mit mannhafter Entschiedenheit spricht sich Egger gegen das politische Treiben der Klerikalen aus, wodurch mancher Widum zu einem Herd der Agitation wird, welche schließlich das Rad der Zeiten doch nicht aufzuhalten vermag, wenn dieselbe auch stets mächtige Hände unter dem Tisch zu fördern trachteten. Am meisten zu bedauern ist der Einfluß auf die Sittlichkeit; manche Bergpredigt, die man jetzt hört, stimmt nicht mit der des Erlösers, und die Saat, welche in die Furchen der Gemüter geworfen wird, gleicht nicht selten jener, die der böse Feind ausstreute, als der Herr des Feldes schlief.

Aus dem deutschen Altertum sind zahlreiche Gebräuche auf uns übergegangen, wer kennt nicht die Sonnenwendfeier und die liebliche Legende der Bauernmagd Nothburga, welche ihre reizendsten Züge dem Mythus der Hertha entlehnte? Im Pusterthal wanderten auch Slaven ein; sie erlagen deutscher Kraft, wie

überall, wo diese nicht durch politischen Mißverstand gelähmt wird; das „häßliche" Deutschtum herrscht jetzt freilich in Sitte und Sprache an der Drau, vielleicht findet sich aber doch so viel Slovenisches, um zu Windischmatrei ein Gymnasium zu gründen.

Das Kapitel über die Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse und des Volkes religiösen Sinn empfehle ich besonderer Beachtung. In Tirol war es allerdings nicht immer so wie jetzt, unter Sigmund dem Münzreichen trotzte das Volk dem Kirchenbann; die Firmung, welche Oswalt von Wolkenstein dem Bischof von Brixen erteilte, bleibt unvergessen und erst der Gegenreformation gelang es mit den gräßlichsten Mitteln von Henkerbeil, Scheiterhaufen und Folter den Protestantismus, dem sich fast die ganze Bevölkerung zugewendet, auszumorden. Die Geschichte derselben ist noch nicht geschrieben und wenn sie geschrieben ist, dürfte sie ein österreichischer Verleger schwerlich in Druck nehmen. Die Folgen derselben schildert Egger mit anerkennenswürdigem Freimut. Sie war eine der Ursachen, daß der Bergbau verfiel, weil die lutherischen Knappen auswanderten. Auch andere Gebiete der Volkswirtschaft zeigten einen Rückgang. „Die Gegenreformation entriß durch die vielen Hinrichtungen mehr als tausend, und die erzwungenen oder freiwilligen Auswanderungen dem Land Tirol viele Arbeitskräfte: was aber noch viel schlimmer war, sie verminderte Einsicht und Tatkraft, Selbstvertrauen und Neuerungslust, stärkte den Wunderglauben, bevölkerte die Klöster und vermehrte die Zahl der Feiertage." Wir treiben keine Konjekturalpolitik auf Wolkenkuckucksheim! welche Stellung jedoch

Oesterreich ohne die Gegenreformation in Europa einnähme, das zu malen braucht es wahrlich nicht viel Phantasie. Seit jenen Tagen trägt unser Volk die schwarze Patina, die ihm aber nicht so gut zu Gesichte steht, wie den berühmten Mandern in der Hofkirche, und liberaler Spülicht wird sie wohl auch nicht so bald wegwaschen. Von der Gegenreformation blieb nur der Schaden, und zwar zumeist jenen, welche dabei ihren Vorteil suchten; die Ideen vermochte sie nicht zu bezwingen, sie unterliegt ihnen allmählig auch in den letzten Schlupfwinkeln. Das ist eben der Hohn der Geschichte: die Mühlsteine Gottes mahlen langsam aber sicher!

Sehr lehrreich ist das Material, welches Egger über die Lebensweise, Sitten und Gebräuche des Volkes zusammenstellt. Hier kommt zunächst der Bauernstand in Betracht, der in Tirol eine viel größere Mächtigkeit erlangte, als in irgend einem Kronlande Oesterreichs, und dessen wehrhafte Faust in erster Linie durch freie Taten die Geschichte des Landes geschaffen hat. Hier konnte er allerdings die reichen Vorarbeiten Zingerles und Hörmanns benützen. Ueber italienische Volkspoesie besitzt Schneller eine reiche Sammlung, die er bald in ebenso gediegener Weise verwerten wolle, wie er es mit den Märchen und Sagen aus Welschtirol getan. Im Rendenatal sind freie unabhängige Bauern, gerade hier blüht der Volksgesang; man erstaunt über die Fülle poetischer Motive, mit denen man zehn deutsche Lyriker, welche nur auf Stimmung arbeiten, ausstatten könnte. Echt national ist ein Liedchen, das ich hier zum vorhinein mitteile:

„O Kamerad, thu' wie ein Bruder mir, (fratello)
Lass' stehen mir mein Mädchen, (stare)
Sonst hab' ich ein gutes Messer in der Scheide,
Und zittern müßtest du vor seiner Schneide;
Doch willst du schau'n ins Herz hinein:
Du hast das Paradies, ich Höllenpein.
Zum Weib geb' ich die Schwester dir,
Doch du lass' steh'n mein Mädchen mir."

Der Bürger tritt gegen den Bauern in den Hintergrund; in Nord-Tirol bewahrte wohl Hall am längsten seine Physiognomie; Bozen erinnert sich an die Tage großen Reichtums und Wohllebens, als es noch zwischen Deutschland und Venedig vermittelte und daher in seinen Zuständen einen Januskopf zeigte.

Sehr belehrend ist, was Egger über den Adel sagt. Aus seiner mittelalterlichen Stellung neben dem Landesfürsten sank er tiefer und tiefer; dann strebte er im Dienste der Habsburger, welche seine Kraft gut zu verwenden wußten, nach Besitz und Ehre, später zog er sich auf seine Güter zurück, lebte ausschweifenden Genüssen und glaubte sich schon durch den Stammbaum hoch über alles erhaben, bis ihn auf diesem Wege die Armut und mit ihr die Geringschätzung einholte. Ich weiß mich noch wohl aus meiner Jugend zu erinnern, wie man solche Herren damals mit einem landläufigen Wort achselzuckend abfertigte: „Ist halt ein adeliges Kalb". Allmählich gelangte jedoch der Adel zur Einsicht in seine Verhältnisse, man begegnet nirgends weniger als in Tirol einem protzigen Junkertum; um sich als Kavalier aufzuspielen, ist man zu wirtschaftlich geworden; reich freilich nicht, denn der adelige Grundbesitz in Tirol nimmt zwar von achtundsechzig zehn Landtagssitze ein, obwohl

er nach der Liste des Jahres 1881 nur zweihundertund-zehn Mitglieder zählt, welche die erforderliche Grundsteuer von fünfzig Gulden erlegen. Die Mehrzahl dieser Herren huldigt einem bescheidenen Fortschritt, andererseits gehören die Giovanelli und Dipauli zu den Vorkämpfern des Ultramontanismus. Ueber den Ursprung und die Zusammensetzung unseres Adels möge man Egger nachlesen. Auf wie leichte Gründe hin derselbe unter den tirolischen Erzherzogen manchmal verliehen wurde, erzählt uns Herr von Goldegg, der zu den ältesten Familien der Freisassen gehört.

Egger bietet uns eine Fülle von Anregungen und erschwert uns so die Wahl, irgend einen Faden anzuknüpfen. Die Frage der Ortsnamen: etruskisch, keltisch, romanisch, deutsch — wird wohl durch die Untersuchungen von Christian Schneller einer Lösung näher geführt werden, er ist vor allen andern durch seine Vertrautheit mit der italienischen Sprache und ihren tirolischen Dialekten, durch seine Stellung als Landes-Schulrat, wo er sich zum gründlichsten Kenner tirolischen Wesens heranbilden konnte, dazu berufen. Er hat viele Tausende von Ortsnamen nach der Aussprache des Volkes gesammelt und geht dabei zugleich auf die älteste Schreibweise der Urkunden zurück.

Von hier wäre der Uebergang auf das Verhältnis von Deutschen und Italienern in Südtirol leicht. Das hat jedoch bereits Dr. Angerer ausführlich geschildert.

Am Schlusse der Entwicklung der ethnographischen Verhältnisse beim Ausgange des Mittelalters spricht Egger auch von der Romanisierung, und ich kann mir nicht versagen, ihm hier das Wort abzutreten.

„Unter allen Ereignissen der neueren Zeit sind keine so einflußreich geworden als Reformation und Gegenreformation, sie haben auch großen Einfluß auf das tirolische Volkstum genommen. Die reformatorische Bewegung wurde zwar bald gewaltsam unterdrückt; aber nun hielt die Gegenreformation aus dem Süden ihren siegreichen Einzug. Das für die Verbindung mit Deutschland so wichtige Land mußte um jeden Preis dem Katholizismus erhalten bleiben. Die Beherrscher Tirols gaben sich bald ganz den Ideen hin, die vom Konzil zu Trient ihren Ausgang nahmen und wurden der Hort des Katholizismus."

Wie nun aber die Reformation ein deutsches Ereignis war und das Deutschtum hob, so hatte die Gegenreformation romanischen Ursprung und bedeutete den Sieg des Romanismus. Die religiöse Idee trug den Sieg über die nationalen und politischen Ideen davon. Die tirolischen Landesfürsten traten nun in den lebhaftesten Freundschaftsverkehr mit italienischen Fürstenhäusern, holten von dort ihre Gemahlinnen, ihre Gewissensräte und ihre Vertrauten; von dort die Männer, von denen sie die Hebung des kirchlichen Lebens und der Sittlichkeit und Bildung des Volkes erwarteten. Auf diese Weise gewann der Hof zu Innsbruck einen ganz italienischen Charakter und die bisher kerndeutsche Stadt Innsbruck ein italienisches Aussehen. Schon Erzherzog Ferdinand setzte seinen Hofstaat und seine Regierungs-Kollegien größtenteils aus Italienern zusammen; bei dem Bau der Franziskaner-Kirche und der Burg Amras verwendete man vorzüglich Italiener; noch

viel weiter gingen darin Erzherzog Leopold V., seine Gemahlin Claudia und ihr Sohn Ferdinand Karl. Adalbert Tscheveller bemerkt in den handschriftlichen Annalen des Klosters Wilten: Claudia habe einen Haufen welscher Bedienter von Florenz mit sich gebracht und auch andere Italiener seien gefolgt; meistenteils müßige Leute, die sich auf das Jagen und Vogelfangen verlegten. Aber auch die einflußreichsten Stellen am Hofe bekleideten damals Italiener; in dem von Karl Ferdinand erbauten Theater wurden nur italienische Stücke gegeben. Die Sprache, welche die Behörden führten, zeigt viel italienische Ausdrücke und Fügungen. Entließ dann auch sein Bruder einen ganzen Schwarm solch' italienischen Hofgesindels, die Italiener behaupteten doch noch unter ihm und unter den nächstfolgenden Grafen von Tirol eine Reihe wichtiger, ja mehrere gerade der einflußreichsten Posten bei der Innsbrucker Regierung." — Wir haben dem nichts beizufügen, Tatsachen lassen sich nicht bestreiten und Eggers Loyalität ist über jeden Zweifel erhaben; die angeführte Stelle könnte sogar in den „Tiroler Stimmen" Platz finden. Ausführlicher mag man sich über diese Dinge in Eggers „Geschichte von Tirol" belehren, und es ist ein Hauptverdienst desselben, daß er sie aus den Akten der Archive darstellte. Die Gegenreformation schildert auch Beda Weber; wer da will, ergötze sich an seinen fanatischen Korybanten-Sprüngen um die lodernden Scheiterhaufen, die blutigen Schaffote. Auch Greuter und Kripp machten historische Versuche auf diesem Boden, geweiht durch den Tod so vieler Märtyrer. Hermann Schmid entlehnte ihm mehrfach Stoffe zu Romanen, seine Natur war jedoch zu

mild, um all' die fanatischen Frevler an der Menschheit an den Galgen der Poesie zu nageln.

Viel Raum nimmt in der zweiten Abteilung von Eggers Werk Kunst und Wissenschaft ein. Trotz aller Monographien war er doch zumeist darauf verwiesen, durch eigene Forschung die Bahn zu brechen und den Versuch zu wagen, Grundzüge einer historischen Entwicklung festzustellen. Man könnte hier schärfer und tiefer einsetzen, ohne jedoch das Verdienst Eggers zu unterschätzen, der die ersten Pfähle für einen Neubau eingerammt. Trotz des Anspruches auf Vollständigkeit würde es sich gerechtfertigt haben, die schöne Literatur in italienischer Sprache nicht unter dasselbe Fach zu bringen. Die Poeten Weltschtirols reihen sich denen Italiens an, ohne daß es einer gewaltsamen Annexion bedarf, sie unterscheiden sich von diesen durch keinen eigentümlichen Zug der Physiognomie, sie bilden keine Gruppe für sich. Warum soll man einen Fusineto, einen Preti bei den Tirolern aufzählen, weil zufällig ihre Wiege in Tirol stand, während sie sich selbst stets nur als Italiener wußten, als solche fühlten und ihr Lied ihrem Volke weihten? Bei den Deutschtirolern verhält sich die Sache anders, schon Emil Kuh betonte es wiederholt, daß man sie nicht zu den Deutsch-Oesterreichern stellen dürfe, weil sie sich von diesen nicht bloß durch den Erdgeruch ihrer Schöpfungen unterscheiden. Schon bei Oswalt von Wolkenstein treten die Lokalfarben stark hervor, ich möchte beifügen: auf naive Weise; die späteren berufen sich mit einem gewissen Stolz auf ihr Tirolertum, sie suchen häufig ihre Stoffe in der Geschichte und Natur

des Landes. Die Besten derselben haben sich aber auch stets als Vorhut des deutschen Volkes gegen Italien betrachtet und an der Macht, Größe und Herrlichkeit ihres Stammes immer den regsten Anteil gezeigt; in den Liedern von manchem flammten die Freudenfeuer deutscher Siege. Man lese die Gedichte oder die „Teutonia" des alten Weißenbach, die Verhandlungen für den Beginn jenes Almanachs „Die Alpenblumen", die Verse Ehrharts oder, um einen der neueren zu nennen: Zingerles, der sich ja auch durch die Sammlung von Sagen und Märchen, durch die Herausgabe von Schriftdenkmalen Verdienste um die deutsche Sprache erwarb. Der Erdgeruch mag übrigens die Ursache sein, daß manche tirolische Werke nicht die Verbreitung fanden, welche sie verdienten. Hermann von Gilm gehört ohne Frage zu den bedeutendsten deutschen Lyrikern der Neuzeit, und ich spreche das unbefangen aus mit dem Beisatze, daß man von dem Birnbaum keine Kirschen und vom Kirschbaum keine Birnen fordern, oder sie überhaupt vergleichen solle, was sich gewisse Leute in Tirol merken mögen. Sein „Jesuitenlied", seine „Georgine" wird sich aus dem modernen Teegeschlapper in die Zukunft retten, wenn einmal die Arche deutscher Kritik mit den echten Schätzen deutscher Poesie wieder einen Ararat findet.

Was den Zusammenhang betrifft, von dem Egger redet, so wäre zuerst zu erörtern: Wie verhalten sich die Tiroler zu den geistigen Strömungen des großen deutschen Volkes, dem sie angehören? Wie zu ihren Vorgängern? Wie zu ihren Mitstrebenden? — Er wollte keine Literaturgeschichte schreiben und ließ sich daher auf diese verwickelte Frage nicht ein. Anstatt Charakteristiken ein-

zelner Dichter gibt er ein Verzeichnis ihrer Werke und wohl auch Beurteilungen derselben, denen man in den meisten Fällen zustimmen mag, obschon sie für den Hauptzweck des Werkes vielleicht überflüssig sind. Welche Mühe gab er sich, Jeden auszuspüren, Jedem nachzugehen, um die Früchte vom Strauch zu pflücken, die manchmal recht saure Beeren sind. Wird er mir deswegen die kleine Bosheit verübeln, wenn ich beifüge, daß sein A. Lois eigentlich Schenk heißt und vor Kurzem als Schauspieler starb; wenn ich ihn frage, warum er nicht Walburga, die Dichterin trefflicher Ritornellen, genau würdigte, ebenso wie den Musiker Rufinatscha, von dem mehrere Symphonien vorliegen, welche zu Wien, wo er jetzt als Greis lebt, mit Beifall aufgeführt wurden? Ich hätte da noch Mehreres im Schnappsacke, will aber nicht in ein Nest von Hornissen fahren, was Jedem geschieht, der in das irritable genus vatum greift. Hatt' ich doch einmal bei so Einem hervorgehoben, daß er mit Erfolg Goethes „Hermann und Dorothea" zum Vorbild genommen, und siehe da, er meinte: das tät' ich aus Neid, um ihn herabzusetzen. Ja, meine Herren, es ist oft schwer, ein — Rezensent zu sein! Weil ich schon in unverschämter Weise bei mir angekommen bin, so muß ich mir erlauben, mit Herrn Egger noch ein Hühnchen zu pflücken. Er schreibt: „Pichler munterte durch Wort und Beispiel seine Freunde und Mitschüler zu poetischer Produktion und zur Publikation auf, durch seinen Unterricht aber und freundlichen Zuspruch weckte er die Lust und Liebe in den Herzen seiner jugendlichen Schüler und jüngeren Freunde." Das muß ich ein bißchen einschränken. Allerdings habe ich mich in

den Tagen der Vorzeit auch mit lyrischen Jünglingen zusammengetan und Herz auf Schmerz gereimt. Nachdem ich aber die nötige Anzahl Hosen auf den Schulbänken zerschlissen, kam ich bald zur Einsicht, daß ich Niemand zu einer so brotlosen Kunst, wie die deutsche Poesie, verführen dürfe, und wenn mir später Jemand, obschon selten, seine ersten Seufzer zur Begutachtung brachte, habe ich ihn nicht gleich, wie das leider hie und da Flir getan, für ein Genie erklärt, sondern ihm ehrlich und unumwunden die Meinung gesagt, so daß er meistens später ausblieb. Ich kann, wie Apollo, der Vater der Poeten, beim Styx schwören, daß ich ganz unschuldig daran bin, wenn in Tirol schlechte Verse verbrochen wurden; hab' ich mich doch immer nur auf die Bemängelung des Technischen eingelassen! Allerdings war ich stets bemüht, in den Herzen meiner Schüler die Begeisterung für die Meisterwerke deutscher Literatur und ihre großen Geister zu erwecken, mehr Verdienst darf ich jedoch nicht in Anspruch nehmen und will es auch nicht.

Nach dieser Oratio pro domo mea möchte ich noch für unsern Balthasar Hunold zwar keine Lanze brechen, denn das verbietet Kürnberger, wohl aber einen Tropfen — Tinte verspritzen. Egger stellt ihn mit Vonbank zusammen; das ist wohl nur die Form des Sonetts der tertium comparationis; Vonbank steht hinter Hunold an Gedankeninhalt weit zurück, seine Sonetten, die in Kanonenstiefeln daherstolpern, werden wohl nur eine Kuriosität bleiben.

Daß Fremde beigetragen hätten, den entglommenen Funken geistigen Lebens in Tirol zur hellen Flamme aufzublasen, muß ich geradezu bestreiten. Wohl haben

sich ein Lewald, ein Spindler, ein Lentner und andere neben Tirolern manches Verdienst um Tirol erworben, die ältere Generation war jedoch bereits zu voller Tätigkeit entwickelt; manche wie Senn, Schuler hatten sogar die Hauptleistungen hinter sich, als jene Fremden in das Land kamen, und das jüngere Geschlecht glühte und loderte in den Tagen des Vormärz bereits von selber, so daß Egger es schwer hätte, irgend eine Tatsache für jene Behauptung vorzuführen.

Das sind Einzelheiten. Aber auch mit einem allgemeinen Satze Eggers kann ich mich nicht einverstanden erklären. Er sagt: „Indeß war die Periode Bachs eingetreten, in der ein strenger Absolutismus und Bureaukratismus alle freieren Regungen der Völker Oesterreichs und damit auch deren poetisches und literarisches Leben unterband. Weit günstiger sind demselben die letztern Zeiten gewesen, seitdem auch die österreichisch-ungarische Monarchie einer konstitutionellen Verfassung sich erfreut.“ Hier ist Voraussetzung und Schluß gleich irrig. Die Staatsform in Oesterreich hat Leuten, welche nicht mit der Mundsperre auf die Welt kamen, wohl die freie Bewegung gehemmt, aber ihnen doch nicht die Sehnen abgeschnitten. Ein Lenau, ein Grün setzten über die österreichische Grenze, innerhalb deren ein Grillparzer, ein Stifter noch Raum genug fanden, Meisterwerke zu schaffen; der Versuch Bachs, mit Konkordat und Gendarmerie eine Gegenreformation anzubahnen, ist kläglich gescheitert. Was die Zustände von heute für einen Einfluß auf die Poesie haben sollen, wissen wir nicht zu erraten. Egger meint doch nicht, daß jemand auf die Schlacht von Kuchelbad ein Epos dichten solle? — Eine Pflicht

bleibt unsern Dichtern und Denkern allerdings: Im Vorkampfe für die Rechte der Deutschen, welche Oesterreich geschaffen haben, nicht zu ermatten und sich der Flut des andringenden Slaventums mit kräftiger Brust entgegenzustemmen, auch auf die tragi-komische Gefahr hin, sich von Schmutzfinken tschechischen oder leider auch deutschen Schnabels „Preußenseuchler“ nachpfeifen zu lassen.

Die Geschichte der Poesie in Tirol ist durch eine scharfe Grenze in zwei Abschnitte zerrissen, zwischen denen eine lange dunkle Zeit liegt, aus der nur das ehrwürdige Haupt Hippolyt Guarinonis an der Scheide des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts emporragt. Auch hier leitet die Gegenreformation die finstere Oede ein und ist die Ursache derselben.

Das führt uns wieder in das Allgemeine.

Als die herrliche Maria Theresia den Thron der Habsburger bestieg, waren alle Keime geistigen Lebens eingestampft und festgefroren, und nur von den Wänden der Kirche hallte noch das späte Echo der tollen Jure eines Abraham a Sancta Clara. Dem Volke mochte Hanswursts grüner Hut genügen, am Hofe hatte man doch feinere Bedürfnisse, und man berief Metastasio! So müssen es sich die Italiener gefallen lassen, daß der Name der großen Habsburgerin ihrer Literaturgeschichte eingeschrieben bleibt und sie täten gut, hier das kindische Geschrei „Fuori lo straniero!“ verstummen zu lassen. Sie fand leider nicht einmal die Anfänge einer deutschen Literatur, erst unter ihr regte es sich allmälig schüchtern wieder und sie brachte einem Denis, einem Sonnenfels mehr Teilnahme entgegen, als Friedrich II. Lessing und

Klopstock, deren Schriften Taten für Preußen wurden. Der Same, welcher in Oesterreich auf fruchtbaren Boden fiel, stammte jedoch von protestantischen Aeckern. Man mußte erst anlernen und mittelbar gewinnen, was nicht unmittelbar von selbst gewachsen war.

Bis man auf diesem weiten Weg zum Ziel gelangte, war es längst zu spät, und als endlich die Deutschen in Oesterreich den übrigen Deutschen geistig ebenbürtig zu werden begannen, trat eine neue Epoche der Erstarrung ein, die man irrtümlich mit den Namen Metternichs bezeichnet: die edelsten Männer wandten sich trotzig ab, es begann jenes Frondieren in der ausländischen Presse, das uns Allen in jeder Beziehung geschadet hat. Wer zuletzt den Gewinn erntete, brauchen wir nicht auseinanderzusetzen; so leiden spätere Geschlechter unter der Schuld und dem Irrtum längst vergangener Jahrhunderte, und ich wünsche nur, daß man endlich begreife, welch' eine mächtige Waffe, welch' gewaltiger Bundesgenosse die Feder in der Sprache großer Kulturvölker ist. Mit der Wissenschaft will ich mich gar nicht, ganz kurz mit den bildenden Künsten befassen. Auch hier möchte ich das italienische Element nur insofern berührt sehn, als es fruchtbare Ableger in unsere deutschen Gegenden sendete, ja, in einer eigenartigen Entwicklung des Barock die ganze Monarchie beherrschte. Was soll uns der berühmte Alessandro Vittoria, wenn er auch zu Trient geboren wurde? Die Kunstgeschichte Tirols, wo sich einem Strom entlang Deutsch und Italienisch begegneten und zum Teil ausglichen, ist von hoher und allgemeiner Bedeutung; ehe sie geschrieben wird, bedarf es freilich noch einer Menge Einzelarbeiten, welche das

Ferdinandeum dadurch unterstützen möge, daß es die Tempera-Bilder des Etschlandes bausen läßt. Es könnte mit wenigen Mitteln eine unschätzbare Sammlung gründen; freilich ist es die höchste Zeit, daß nicht pfuscherischer Unverstand die letzten Reste unseres Besitzes verrestauriere. Eggers Fleiß überschüttet uns auch hier wieder mit einer Masse von Stoff, der die Hand des Kunstforschers herausfordert, ihn zu gliedern. Bei der Malerei mag man wohl mit den Bildern der Schloß-Kapelle zu Eppan aus dem dreizehnten Jahrhundert beginnen, einen zweiten Punkt bezeichnet der Katharinen-Zyklus zu Tiers 1384 und die ungefähr gleichalten, an Kunstwert jedoch geringern „Runkelsteiner Fresken", dann das Kirchlein zu Altenburg 1440 und die Madonna an der Pfarrkirche zu Bozen, endlich die späteren Bilder von Scheel, wo es allmälig die Renaissance gewinnt, bis zum Barock, welches in Plastik, Architektur und Malerei Tirol mit Prachtwerken schmückte und schließlich dem Geist des Volkes so entsprach, daß es sich zu Pfaffenhofen gegen die Wiederherstellung der Kirche ins stilgemäße Gotische auflehnte und erst der Bischof es beruhigen mußte. Die tirolischen Meister standen damals in erster Linie und wirkten von der Akademie in Wien wieder auf Tirol zurück.

Später gründeten die meisten nicht mehr dort ihren Herd; sie blieben entweder in der Heimat, wie Schöpf und Mader, oder fanden fern von Wien eine Stätte, so Knoller, Knabl, Koch, Defregger.

Bei der Plastik — doch ich will aufhören, wo ich anfangen wollte: bei dem Standbild des Mithras, welches ein Basrelief, und zwar nicht aus grobkörnigem

Sand, sondern aus Marmor ist und eine phrygische Mütze trägt.

Herrn Egger müssen alle zu Dank verpflichtet sein, welche sich mit dem Lande Tirol beschäftigen wollen, sein Werk reicht aber auch an Bedeutung weit über die Grenzen der Provinz hinaus; es seien der Politiker, der Ethnograph, der Kunsthistoriker darauf verwiesen.

Zur tirolischen Geschichte

Wer die Bibliotheca Dipauliana des Ferdinandeums zu Innsbruck durchmustert, wird erstaunen über die Masse von Monographien und Abhandlungen, welche sich auf verschiedene Zeiträume tirolischer Geschichte beziehen, aber vielfach kritischen Wertes entbehren. Einer brauchbaren Geschichte von Tirol begegnet er jedoch nirgends. Das mit Wärme geschriebene Werk von Josef Thaler, dem wackern, im höchsten Alter verstorbenen Pfarrer zu Kuens bei Meran, ist vergriffen; man konnte es vom Anfange an nur als einen wohlgemeinten Versuch bezeichnen, für die Gesichtspunkte der neueren Zeit ist es völlig veraltet. Die akademischen Vorlesungen über tirolische Geschichte von Rudolf Kink reichten nur bis zum Jahre 1363, immerhin eine Periode, über welche verhältnismäßig am wenigsten nachzutragen ist.

Man darf also hier in der Tat von einem dringenden Bedürfnis sprechen. Diesem kam die Wagnersche Buchhandlung, deren ausgedehntes Verlagsgeschäft in jedem Sinne volles Lob verdient, auf die bereitwilligste Weise entgegen und sie fand in Professor Egger eine Kraft, welche sich an die schwere Last wagte. Der erste Band erschien 1872. Das Vorwort verspricht, nicht ein gelehr-

tes, sondern ein populäres Werk zu liefern. Mir scheint nun das Werk, welches drei dicke Bände umfaßt, allerdings mehr gelehrt als populär zu sein.

Der Verfasser sagt: „Die Leser werden hier manches Neue finden, was sie in älteren derartigen Büchern vergeblich suchen.“ Das klingt sehr bescheiden; man darf ruhig behaupten, Herr Egger hat für gewisse Abschnitte unserer Geschichte geradezu die Bahn gebrochen. Nicht eben für die ersten, da fand er wenig neue Entdeckungen vor, und noch immer starrt uns die rhäto-etruskische Frage als Sphinx entgegen. Doch hat seitdem die Ethnographie manchen schätzbaren Beitrag erhalten, der Boden lieferte Münzen, Waffen, Geräte, so bei Ampaß aus der ältesten Bronze-Zeit, Steinbeile wurden ausgegraben und da sie aus dem Materiale unserer Gebirge sind, lassen sie auf die Kultur der Urbewohner schließen. Hier verdanken wir dem Franziskaner Florian Orgler vieles. Von anderer Seite greifen Riezler mit seiner Geschichte Bayerns, und Peez mit den Monographien über die Chiemsee-Klöster und die wirtschaftlichen Verhältnisse, besonders den Bergbau, tief in unsere Alpen. Seine Charakteristiken können als Muster gepriesen werden, und sein Versprechen bezüglich des industriellen Gebietes der Herrschaften Hohenaschau an der tirolischen Grenze hat er vortrefflich gelöst. Nur solche Arbeiten fördern die Länderkunde. Ich widerstehe der Verlockung, hier über diese ausgezeichneten Bücher, welchen die weiteste Verbreitung gebührt, mehr beizubringen.

Ganz besondere Aufmerksamkeit beabsichtigte Herr Egger den Verfassungsverhältnissen zuzuwenden. Er hat es getan; sein Bemühen ist jedoch durch ein umfassendes

Werk von Albert Jäger überholt worden; Fleiß, Gründlichkeit, Gediegenheit und sorgfältiger Benützung der Urkunden begegnen wir auf jeder Seite; das hundertbändige Staatsrecht unserer Klerikalen mit polnisch-tschechischen Randglossen hat aber auch er bis jetzt nicht entdeckt und wird es auch im zweiten Band nicht neben „die verneuerte böhmische Landesordnung" auf den Tisch zu legen imstande sein.

Der erste Teil Eggers reicht bis zum Jahre 1490 und umspannt eine der interessantesten Perioden Tirols, reich an Romantik, an ritterlichen Kämpfen und an Pracht adeligen Lebens, wie es sich in dieser Zeit wohl nirgends in Deutschland entfaltete. Wir nennen nur Oswald von Wolkenstein und seine Lieder, Runkelstein mit dem berühmten Fresken-Zyklus. Die Walter-Frage war, als Egger den ersten Band veröffentlichte, noch nicht aufgeworfen; mir scheint sie für Tirol durchaus nicht so endgiltig entschieden, um sich bereits das Vergnügen einer Denkmals-Fexerei zu gestatten.

Am tiefsten setzte der Verfasser den Pflug im zweiten und dritten Bande ein. Jener geht bis 1740. Ueber die Gegen-Reformation, wie sie mit dem Henkerbeil und auf dem Scheiterhaufen unter Mithilfe der Jesuiten ad majorem Dei gloriam durchgeführt wurde, kann sich Herr Egger freilich nicht mit voller Schärfe aussprechen, das ist in Oesterreich vorläufig nicht möglich; daß aber damals das Deutschtum Tirols in das Herz getroffen wurde, unterliegt keinem Zweifel. Fast neu zu bearbeiten war die Zeit der Claudia von Medici und ihrer Söhne; die Schilderung der welschen Wirtschaft jener Tage, wie die der tschechischen von heute, bildet ein interessantes

Kapitel, auf welches unser Geschichtsschreiber hindeutete, ohne es mit voller Ausführlichkeit zu malen. Hermann Schmid bemächtigte sich des Stoffes für seinen schönsten Roman „Der Kanzler von Tirol", der gerade in Tirol zu wenig gelesen wird.

In den dritten Band fällt der Aufstand des Jahres 1809. Die Erzählung desselben gehört zu den besten Partien des Buches. Herr Egger beherrscht das zugängliche Material — und es ist sehr groß — vollständig, wägt die Stimmen unparteiisch gegeneinander ab und bemüht sich redlich, jedem sein Recht widerfahren zu lassen. Das war sehr schwierig; für die kirchlichen Verhältnisse lieferte allerdings der bayrische Professor Sicherer aus den Münchener Archiven eine Darstellung, welche den wichtigsten Nerv jenes Ereignisses bloßlegt.

Ich sprach oben absichtlich von zugänglichem Materiale; vieles, was vielleicht diesen oder jenen hohen Herrn kompromittiert hätte, ward bei Seite geschafft. Wenn eine Familie Briefe und Akten aus jener Zeit besaß, so kam wohl ein befreundeter Beamter, der aus „Neugier" diese Dinge durchmustern wollte — nur aus „Neugier"! — Man hatte kein Arg; wenn man jedoch später zufällig nachsah, war dies und jenes spurlos verschwunden. Ein solcher Forscher, der sich in Passeier ganz besondere Verdienste dieser Art erworben hatte, wurde zu einem höheren Posten befördert. Viele Fäden liefen in Bozen zusammen — bei der patriotischen Partei, wie Egger sagt, — den „Chinesen", wie sie damals von ihren Gegnern genannt wurden. Man bezeichnet sie wohl auch als den Klub zur Revolutionierung Tirols; einschlägiges dürfte sich im Nachlaß Josef Giovanellis befinden,

der vom Kaiser Franz zum Baron erhoben wurde. Es bleibt somit in der Geschichte des Jahres Neun noch vieles dunkel — ob es je aufgeklärt werden wird? Vielleicht öffnen einmal die Erben des Erzherzogs Johann ihr in dieser Beziehung gewiß sehr reichhaltiges Archiv.

Ueber die weltgeschichtliche Bedeutung jener Kämpfe ist wohl kein Zweifel mehr; in erster Linie hat sie Häusser hervorgehoben, die Helden desselben schildert Egger, in ihrer Größe und in ihrer Schwäche, leidenschaftlos, ihnen voran Andreas Hofer; es ist unnötig, solchen Flachköpfen, die ihn herunterdrücken wollen, weil er den Rosenkranz betete, anstatt, wie sie, die Messe zu schwänzen, entgegenzutreten. Das historische Urteil fußt eben auf einem höheren Gesichtspunkte, als auf den Phrasen eines seichten Doktrinarismus, der nicht einmal sich selbst versteht. Jene Männer waren Vorkämpfer der Freiheit gegen welsche Zwingherrschaft; Vorkämpfer des deutschen Volkes, wenn sie auch nie ein Lied von Arndt sangen, wie denn Gilm, Senn und andere mit den Waffen des Liedes gegen den Ultramontanismus, der aus dem Frankreich Lamennais' und de Maistres importiert wurde und jetzt neuerdings seine behagliche Heimat in Oesterreich aufgeschlagen hat, ankämpften.

Egger schildert uns auch den Tod Andreas Hofers. Die letzten Worte desselben konnte er freilich nicht mitteilen, sie sind nur wenigen, aber diesen zuverlässig bekannt und lauten: „Dös hab' i 'm Kaiser Franzl zu danken.“ Wo mögen wohl die Akten seines Prozesses liegen? Auch auf die Verse verweise ich, mit denen der gleichzeitige Dichter Wordsworth in den Terzinen eines Sonettes der Entrüstung Europas Ausdruck verlieh, daß

man sich in Wien beim korsischen Imperator, der gerade Marie Louise freite, nicht um die Amnestierung Hofers verwendete, sondern ihn dem französischen Blei preisgab.

Es waren Offiziere des Regiments Kaiser-Jäger, welche heimlich die Gebeine ihres ruhmvollen Landsmannes in Mantua ausgruben und nach Tirol zurückführten. Kaiser Franz ließ sie für diese Eigenmächtigkeit kriegsrechtlich behandeln, dann aber auch dem Toten in der Hofkirche ein Marmor-Denkmal errichten.

Warum hat uns Egger nicht den begeisterten Sänger jener Kriegsjahre, warum hat er uns nicht Alois Weißenbach, der gewiß eine umständliche Würdigung verdient hätte, vorgeführt? Jedenfalls gehört er in den Reigen der Sänger deutscher Befreiungskämpfe, und Oesterreich sollte gerade jetzt, wo die Slavenflut über die Ufer schwillt, seine geschichtlichen Rechte auch hier geltend machen.

Herr Egger hat uns auch versprochen, „auf ein Element großes Gewicht zu legen, das bisher etwas stiefmütterlich behandelt wurde: auf das kulturhistorische“. — Das hält er nur in geringem Maße und so sehr ich die Verdienste seines Werkes, welches wenigstens in keiner Bibliothek fehlen sollte, anerkenne, muß ich leider sagen, daß es in letzterem Sinne schwach ist.

Die Minnesänger, vor allen Oswald von Wolkenstein, gestatteten, forderten eine ganz andere Behandlung als ein flaues Zitat aus einer Schrift von Ignaz Zingerle; die Passionsspiele, welche am Schlusse des Mittelalters Bürger und Bauer am Inn und an der Etsch erbauten und unterhielten, waren ausführlich zu

erwähnen; die borstigen Schwänke und Possen des Sterzinger-Malers Vigil Raber, der mit dem „beruembten Bassisten und Notisten Debs aus Ingelstadt" bereits seinen Platz in der Literaturgeschichte einnimmt, war nicht zu übergehen. Es hat nicht jeder Tiroler Zeit, sich diese Dinge aus der zweiten Auflage von Wackernells großem Werk zusammenzuklauben.

Auch eine Darstellung der Kunstgeschichte vermisse ich, rechne aber das Herrn Egger nicht zum Vorwurf. Fängt man doch in Oesterreich erst jetzt an, einem seiner vorzüglichsten Ruhmestitel die gebührende Aufmerksamkeit zuzuwenden: wir meinen den Architekten, Bildhauern und Malern des Barock und Rokoko, zu denen Tirol eine Reihe der hervorragendsten Meister stellte. Rom wurde nicht in einem Tage erbaut, und um es zu erbauen, waren viele Hände tätig; das Gleiche muß auch von einem solchen Geschichtswerke gelten.

Egger schließt es mit der feierlichen Erbhuldigung, welche die Stände dem höchstseligen Kaiser Franz leisteten; sie besiegelte die Rückkehr des Landes zu Oesterreich. Der Vorhang ist gefallen; in welcher Lage, in welcher Stimmung befanden sich aber jene, welche in Tirol bei dem großen Welt-Drama mitgespielt hatten?

Wer dieses in einem solchen Geschichtswerke darzustellen unternähme, müßte an vielen Klippen scheitern. Man konnte zu Wien das Jahr 1809 nicht gerade verleugnen, vermochte es aber auch nicht völlig mit dem Prinzip der Legitimität in Einklang zu setzen: Waren die Tiroler Rebellen oder nicht? Das Volk hatte sich monatelang „salt" regiert und die Sache kaum schlechter gemacht als die k. k. Hofräte; es hatte mit den Waffen nicht bloß

unter der Führung nicht exerzierter Bauern gesiegt, sondern auch einem unbefähigten Gamaschenhupfer, der einmal bereits die Parole „Retirieren!" ausgegeben, tatsächlich den hohen Treffenhut angetrieben.

Nach dem Jahre 1816 herrschte in Tirol großes Mißvergnügen; man schimpfte, obwohl Kaiser und Regierung einiges getan hatten, über Undank; wahrscheinlich wäre es dem besten Willen schwer geworden, all' den Ansprüchen für wirkliche oder auch angebliche Verdienste zu genügen, und ich selbst hörte aus dem Munde manches alten Landesverteidigers: „Hätt' ich gewußt, was wir kriegen, ich hätte den Stutzen am Nagel gelassen!" Die Leute sagten wohl auch: „Wären wir doch lieber bayerisch geblieben." Jedenfalls wäre das Tirol etschaufwärts nicht in dem Maße verwelscht worden, wie es dann unter der Regierung der Enkel deutscher Kaiser geschah.

Die Bauern meinten eben, man solle ihnen die Versprechen halten, die Erzherzog Johann, den man später nur noch als den . . . hansel bezeichnete, in der Not gegeben, das war aber etwas anderes! In einem Memorandum, das er 1813 an den Kaiser richtete, sagte er geradenwegs, man solle den Tirolern nur allgemeine Verheißungen machen, so daß man später tun könne, wie man wolle.

Es ließen sich viele drastische Anekdoten erzählen; ich will aber Herrn Egger nicht vorgreifen, wenn er sein Werk einmal bis zum Jahre 1848, mit dem eine neue Epoche beginnt, ergänzt. Die Regierung stellte freilich die aufgehobenen Klöster wieder her und führte die vertriebenen Mönche in die Zellen zurück; sie gestattete

neben allerlei alten Mißbräuchen auch wieder das Wetterläuten, mochte den dummen Sakristanen der Blitz in die Schädel fahren oder nicht; das genügte jedoch den Bauern nicht, sondern sie schrien nicht selten anstatt „Vivat" — „Viel fahlt!" Ich bin nun nicht gesonnen, die bekannte „Wirtschaft" zu entschuldigen, aber man muß gerecht sein: sie konnte die Forderungen des modernen Staates nicht abweisen; das gemütliche, patriarchalische Alttirolertum ließ sich diesem gegenüber unmöglich aufrechterhalten, obwohl man vielleicht auch mit weniger Mandarinentum ausgekommen wäre. Im Lande wurde es still, sehr still; Immermanns Trauerspiel und die Schriften Hormayrs schlichen verboten von Hand zu Hand; als die Gebeine Haspingers, welcher im Jahre 1858 starb, nach Tirol geführt wurden, mußten sie bis zum Anbruch der Nacht in Mühlau bleiben, „um jede Aufregung zu vermeiden". — Nun hat der Tiroler im Jahre 1848 und bei spätern Kriegsstürmen überall bewiesen, daß er die Ehre seines Landes mit seinem Blut zu verteidigen bereit sei; aber man kann immerhin Lenau Recht geben, wenn er singt:

„Verschwunden ist der alte Geist
Von Achtzehnhundertneun!"

Mit dem „Saltregieren und dem Heara derschlog'n" war es auch aus. Im Frühling versammelten sich die Landstände und verteuerten die Spargeln; bald waren sie ein Gegenstand des Volkswitzes. Jagg und Sepp reisten nach Innsbruck, um zu sehen, wie es die Väter trieben. Mit gespanntem Ohr horchten sie an der Tür des geschlossenen Saales, wo jene tagten; endlich fragte Jagg den Sepp: „Host was g'hört?" — „Na." — Sie

horchten wieder ein paar Stunden, da rief Sepp plötzlich: „Jatz wohl!“ — „Was denn?“ — „An . . . !“ — Ein Welscher wurde eingesperrt; man hatte ihn angestiftet, seine Gipsfiguren mit den wackelnden Köpfen als „Landstände“ auszubieten. Uebrigens sollte man jene wackeren Landesvertreter nicht gar so herunterputzen, sie nickten allerdings zu jedem Begehren der Regierung ein gehorsames „Ja!“ — das war jedoch das kürzeste. Es gab ja Parlamente, wo die Phrasen prasselten wie die Räder eines Feuerwerkes und die Titane der Opposition den Ossa über den Pelion schiebend gegen den Olymp der Minister-Fauteuils stürmten, um schließlich ganz andere Dinge zu bewilligen, als die harmlosen Pagodeln von Tirol. — Zwei Verhandlungen freilich haben ihnen in der Geschichte ein trauriges Denkmal gesetzt. Vielleicht darf man sich aber hier an das erinnern, was Guicciardini von Clemens VII. sagt: „Er warf den Stein, man sollte aber die Hand nicht sehen, die ihn geworfen.“ Oder an das Nibelungenlied, wo Gunther schien und Siegfried tat. Die Vertreibung der Zillertaler gehört jedenfalls zu den beklagenswertesten Ereignissen des österreichischen Vormärz. Man bezeichnet Josef Giovanelli als den Urheber derselben. Das wird von kompetenter Seite bestritten, obgleich man schwerlich leugnen darf, daß er als Ultramontaner die Maßregel billigte, wie er ja deswegen Maurer, den freisinnigen Bürgermeister von Innsbruck, verdonnerte. Senn und Streiter gaben Giovanelli dem Gelächter preis, das hebt aber seine persönliche Bedeutung, für welche unter anderm der Umstand spricht, daß ihn Josef Görres seiner innigen Freundschaft würdigte, nicht auf, und eine gute Bio-

graphie desselben, wie sie etwa Cölestin Stampfer schreiben könnte, wäre ein wertvoller Beitrag zur Geschichte jener Tage.

Dann die Berufung der Jesuiten! Diese entfesselte jedoch den Sturm im Lande; zahlreiche Gegner, und zwar nicht bloß unter den sogenannten Freimaurern erhoben sich und ein Kampf begann, in dessen Schilderung der sonst mehrfach verdiente Josef Streiter leider nur zu viel Klatsch und Bosheit mischte. Das mag immerhin hervorgehoben werden, daß in Tirol vor allen anderen Provinzen das Banner des Liberalismus gegen die Ultramontanen erhoben wurde. Dieses war in jener Zeit immerhin etwas gefährlich, und nur zu oft mußte die List über die Schlingen der Polizei weghelfen; allein man galt damals noch nicht für liberal, wenn man am Freitag zum Frühstück statt des Kipfels ein armseliges Pfäfflein, zu Mittag auf dem Kraut einen roten Frack, und abends beim Kalterer eine hübsche Kellnerin verspeiste. Nun, es ist eben in Tirol vieles anders geworden!

Egger hätte aber auch zu schildern, wie sich unter der starren Eisdecke das geistige Leben zu regen begann. Die Männer des Vormärz holten zum Teil ihre Begeisterung aus dem Jahre 1809, ohne Unterschied der Farbe strebten sie den Strom deutscher Bildung in diese Alpen, wo bisher der Kalender, das Kochbuch u. dergl. den meisten Bedürfnissen genügt hatten, zu leiten; später trennten sie sich freilich in friedlicher Gesinnung, und es galt auch hier das Feldgeschrei: „hie liberal, hie klerikal!" Wenn man aber dort den feurigen Gilm, den boshaften Streiter, den feinen Schuler rühmt, so darf man hier auch nicht einen Flir, Weber und Meßmer totschwei-

gen. Diese Zustände und Personen wurden von mir bereits auf grund schriftlicher Quellen eingehend geschildert und wenn hier darauf verwiesen wird, so geschieht es nur, weil man gewisse Dinge nicht oft genug sagen kann. Freilich auf die Gefahr hin, daß uns ein Parteimann zuruft: „Du bist so gerecht nach allen Seiten, daß du schon ungerecht wirst.“ — Sei's! Wer keiner Partei etwas zu danken hat, braucht auch keiner nach dem Maul zu reden.

Angelika v. Hörmann

Die neuhochdeutsche Poesie beginnt für Tirol mit Aloys Weißenbach, dem nur die höhere Schule abging, um einen Platz neben den bedeutenden Namen der deutschen Literatur zu gewinnen. Seit ihm erfreut sich das Landl eines so reichen Blütenstandes von Dichtern, wie kaum eine andere Provinz des weiten Oesterreich. — Dichtern? Nun, wie alle, die Reime drucken ließen, wenn auch viele sonst nicht auf den hohen Namen Anspruch machen dürfen. Die Frauen sind verhältnismäßig wenig beteiligt, wir könnten nur drei nennen, voran Angelika v. Hörmann, die allerdings einen hervorragenden Platz bei den weiblichen Namen in Deutschland verdient. Ihr Leben ist sehr einfach: Die Tochter eines Universitätsprofessors J. Geiger wurde sie zu Innsbruck 1847 geboren. Hier wuchs sie auf, bis sie sich mit dem Bibliothekar Dr. Ludwig v. Hörmann vermählte. Ueber ihre äußeren Schicksale ist kaum viel zu sagen, auf vielseitige innere Erfahrungen deuten ihre Gedichte. Die Natur der Heimat, des Volkes wirkte mächtig auf sie, ihre Bildung hat sie sich nicht bloß aus der „Gartenlaube" geholt, sie ruht auf dem Grunde reicher Kenntnisse, die sie, mit der Zeit fortschreitend, erwarb. Darum unterscheidet sie sich

auch von unseren zahllosen Schriftstellerinnen, die in Masse den Markt unsicher machen. Von ihrer Erzählung „Die Trutzmühle“ sehen wir ab, mit Gedichten trat sie 1869 im Verlage von Ed. Amthor auf. Diesen „Grüßen aus Tirol“ folgten 1893 „Neue Gedichte“ bei G. Liebeskind. Das ist echte, reine Lyrik, schlicht und einfach, ohne jeden rethorischen Prunk, es gibt sich eine Frauenseele, die dessen nicht bedarf; zart, tieffühlend, manchmal glühend findet sie in dem scheinbar engen Kreise ihres Daseins eine Fülle von Motiven, die sie künstlerisch verwertet. Daß ihr die Welt des Gedankens nicht verschlossen bleibt, zeigen unter anderm die gehaltvollen Ghaselen, Ein Gedicht legt sie auch auf das Grab des früh verstorbenen Hans v. Vintler nieder, das freut mich um so mehr, weil man in neuerer Zeit dessen Andenken heruntersetzt. Wir wissen es: er gehört nicht zu den Größten, gehören aber alle „Modernen“ dazu? — Lassen wir das auf sich beruhen und wenden wir uns wieder zur Angelika. Reinheit der Form sollte 1896 eigentlich selbstverständlich sein, ist es jedoch bei unseren Oesterreichern nicht immer, aber auch draußen führt die Originalitätswut in den Irrgarten der Phrase, man geht auf dem Kopf und verrenkt die Glieder, wie uns Dante manchen Verdammten vorführt. Davon hat sich Angelika fern gehalten, wenn sie auch gelegentlich über neue Bilder und Wendungen verfügt. Ich könnte manche Probe bringen, für die Frauen setze ich nur ein Gedicht bei:

An meinen Knaben.

Oft inmitten heit'rer Tage,
Wann die Lust aufschäumt in Wogen,

Kommt mir wie ein Geistergrüßen
Leis' ein Schatten angeflogen.

Wie ein Ton aus fernen Zeiten
Mahnt es tief in meiner Seele:
„Mutter, kannst du Blumen pflücken,
Wenn ich, deine Rose, fehle?“ —

Feucht umflort sich meine Wimper,
Einsam in dem frohen Schwarme,
Faßt mich Sehnsucht nach der Stimme,
Nach dem Druck der kleinen Arme.

Mit dem Bündel wollt' ich wandern
Bettelarm und unverdrossen,
Fänd' ich wo die Kinderaugen,
Die sich mir zu früh geschlossen.

Daß in einer Sammlung von Gedichten nur Gleichwertiges zu einem schönen Strauße verbunden sei, darf billigerweise niemand verlangen, es ist jedoch eine oft vergessene Pflicht der Kritik, den Poeten nach seinen hervorragenden Leistungen zu beurteilen. Da hat sich Angelika wahrlich nicht zu fürchten.

Diese Gedichte empfehlen sich aber auch den Musikern; einige derselben sind bereits, und zwar öfters, komponiert worden. Angelika tritt uns aber auch als Erzählerin entgegen. Bereits 1876 erschienen „Die Saligen“; jetzt wird eine zweite Auflage bei G. H. Meyer in Leipzig vorbereitet. Sie entlehnte den Stoff der reichen Sagenwelt unserer Alpen und hat eine gute Wahl getroffen; er ist reizend und zugleich von großer sittlicher Tiefe.

Die „Saligen" sind Naturwesen etwa wie die Oreaden oder Nymphen, man mag auch an die schöne Melusine denken. Sie meiden die Beziehungen zu den Menschen nicht, ja sogar die Liebe rührt ihr Herz, doch ist der Ausgang oft tragisch. Der junge Bauer Florian sieht am Tage seiner Hochzeit ein solch wunderbares Fräulein und entglüht zu ihr. Er vernachlässigt sein braves Weib und geht dann elend zugrunde. Angelika verfügt über kräftige Züge, über satte Farben der Palette, die Erzählung ist gut aufgebaut; schön versteht sie den Zauber des Hochgebirges zu schildern, wie ja eigentlich die „Saligen" uns den dämonischen Reiz desselben zur Anschauung bringen. Diesem Gedichte wüßte ich wenig an die Seite zu setzen, es verdient neben Christian Schnellers „Alpsee" einen Platz, wie denn überhaupt diese zwei Poeten nach der Zeit der „Vormärzler" in erster Linie zu nennen sind. Dann dichtete sie den „Oswald v. Wolkenstein" 1891. (Dresden, Ehlermann.)

Dieser minnigliche Sangesheld beschäftigte unsere Poeten mehrmals. Ich nenne Strobl, Chr. Schneller, Hermann Schmid, Herm. v. Gilm und M. Schleifer, der in einem ergreifenden Gedichte seine alten Tage schildert. Als Abenteurer raufte er in allen Ländern mit, rückte auf der Vogeltenne den Gatter, derb sinnlich verschmähte er keine Dirn und besang die Liebe, ohne irgendwie zu erröten, unbändig roh gab er dem Bischof von Brixen eine Ohrfeige, die mit dem Stahlhandschuh sehr kräftig ausgefallen sein mag. Nur Bertrand de Born hat ein solches Schlachtlied gesungen, wie er auf Greifenstein. Da erreicht ihn kein früherer. Seine Kunst

steht nach Inhalt und Form an der Schwelle einer neuen Zeit — wenn man ihn auch als den letzten Minnesänger nennt. So wie er war, mußte man ihn ein bißchen ins Düsseldorferische übersetzen, das Recht dazu hätte auch der strenge Lessing bei seinen Ansichten über die Verwendung geschichtlicher Stoffe unserer Angelika schwerlich bestritten. Wir beschränken uns auf einige allgemeine Bemerkungen. Ist es nicht altmodisch, wenn man heutzutage von Komposition zu reden wagt? — Immerhin! Der Aufbau unseres Gedichtes verdient volle Anerkennung: Stein an Stein schließt und fügt sich harmonisch zum Ganzen. Vor allem muß jedoch die psychologische Folgerichtigkeit gerühmt werden, so bei dem Verhältnis Margarethas zu einem edlen Ritter Michael Wolkensteins. Die Charaktere entwickeln sich überall nach den gegebenen Voraussetzungen; dramatisch lebendig ist das Zwiegespräch zwischen dem gefangenen Oswald und der falschen Sabina. So könnte ich noch manches anführen, was Lob verdient: die reizenden Waldbilder aus der Brautwerbung, Friedels Fest in Meran, die Rückkehr nach Hauenstein, ich will jedoch nüchtern bleiben und nicht die Trommel der Reklame rühren. Kommt aber nicht hintendrein ein „aber" nachgehinkt? Als Naturhistoriker hätte ich einige Kleinigkeiten zu bemängeln, mag sich auch Frau Angelika wehren, wie sie will. Doch genug, ich empfehle das Gedicht schon im Gegensatz zu der Ware, die uns Norddeutschland liefert.

Vielleicht bespreche ich ein anderesmal den wackeren Christian Schneller, den Dichter des „Alpsees". Es

fehlt in Tirol nicht an Leuten, die sind aber meistens zu unbeholfen, um den verdienten Platz zu erringen. Geht nach Berlin und lernt dort.

Ein Verkommener

Das rauhe Tal zwischen dem Arl und der Martinswand hat manche Männer gezeugt, die in der geistigen Geschichte des Land'ls einen Platz verdienen. So in Telfs Alois Weißenbach, zu Ober-Mieming en Kaspar Speckbacher, Prutz nennt den düsteren Johann Senn, dem man jüngst eine Denktafel aufstellte, er überragt alle und hat auch geschichtliche Bedeutung. In Landeck wurde A. Flir geboren und dann Isidor Müller vor 71 Jahren zu Bruggen nebenan. Von ihm will ich hier kurz reden.

Er hätte es sich wohl nicht träumen lassen, daß er einmal als Kostgänger des Kapferer'schen Versorgungshauses am 21. Juli 1900 im Stadtspitale zu Innsbruck sterben würde. Und doch erfüllten seine Jugend stolze Hoffnungen, die ihn über die Schwelle des elterlichen Bauernhauses an die Hochschule trugen, wo er sich dem Studium der Rechte widmete. Seit Jahren hatte ich von ihm nicht mehr gehört, nur einmal erblickte ich ihn von fern an einem Lesetische des „Ferdinandeum"; kahl und verwittert, erkannte ich ihn kaum mehr. Ohnehin hatte ich zu ihm nie nähere Beziehungen: er war ein grober Zoch, mit dem man nicht leicht verkehren konnte, ja

wegen seines ungebührlichen Benehmens hatte ihn das Gericht einmal zu einundzwanzig Stunden Arrest verdonnert.

Da erhielt ich in der Sommerfrische zu Barwies einen Brief: „Arm und verlassen wie er lebte, starb am 20. Juli hier Dr. Isidor Müller. Ich erzähle Ihnen von seiner Beerdigung. Er wurde in ein jetzt übliches Schachtgrab gelegt, in einer gewöhnlichen Spitalkiste, drei Menschen folgten seiner Leiche, eine mir unbekannte Frau, der von mir zu diesem Zwecke eingeladene Schneider und ich. Nicht einmal ein Holzkreuz bezeichnet seine Ruhestätte. Ich habe über seine Werke kein Urteil, denn ich besitze nur die allernotwendigste Schulbildung, aber Herr! wenn Sie dieses Begräbnis gesehen hätten ... das war wirklich nicht zeitgemäß! Ich kannte ihn seit zwei Jahren, er war verbittert, wenn aber jemand mit ihm über Dichtung sprach oder gar von seinen Werken, so war sein Herz voller Freude, und bei einem Gläschen Wein quoll die Rede aus seinem Munde ununterbrochen. Es kam manchmal vor, daß er die Uhr überhörte und dann, weil sich um 8 Uhr die gastlichen Tore des Armenhauses schlossen, manche Nacht im Freien zubringen mußte. Und wie oft geschah es, daß er in der Hitze des Gespräches das einzige Gläschen, das er sich gönnen konnte, umstieß, denn sein Geldbeutelchen war so mager wie er selbst! Da habe ich ihm manches Gläschen nachfüllen lassen, von seinen Werken gekauft, ihn zum Grabe begleitet und lasse ihm nun ein hölzernes Kreuz setzen. Er sollte nicht ganz der Vergessenheit gehören. Vielleicht wird sein Nachruf besser als sein Ruf." — Diese einfachen Zeilen schrieb ein schlichter Bürger:

Vincenz Senoner. Sie machen seinem Herzen volle Ehre.

Schon als Student huldigte „Doris" den Musen. Das Drama „Friedrich mit der leeren Tasche", ein Stoff, der fast jeden Tiroler Dichter anzog, ist echt volkstümlich in Sprache und Charakteren. Es wurde 1863 zu Innsbruck aufgeführt und verdiente wohl eine Rückkehr auf die Bretter größerer Bühnen. Dann folgte in acht Gesängen „Die Braut des Kaiserjägers". Eine Rolle spielte der fernhintreffende Hupfauf, der sich 1848 auf dem Dache des Mailänder Domes eingenistet hatte und von hier aus auf die Verteidiger des Broletto schoß. In die Zeit des Urchristentums versetzt uns der Roman „Alcestis", zu dem ihn vielleicht die Fabiola des Kardinals Wiseman anregte. Sein Meisterstück ist jedoch das „Christeli", eine Erzählung aus Valgenair. Auf dieses treffliche Werk muß die Literatur-Geschichte, wenn sie einmal sichtet, zurückkommen. Seine Tiroler Alpenbilder bieten lebendige Skizzen aus dem Volksleben; wir verweisen auf den Neaser. Voll Humor ist die „Tanzlektion auf der Alm". Man denkt an Defregger. Er verfügte jedoch auch über die scharfe Waffe der Satire, wie sein „Doktordiplom" beweist. Dieser unglückliche Mann verdiente wohl eine Monographie, die sich ausführlicher mit seinen Schriften beschäftigen sollte, ihm gebührt eine Denktafel neben Johann Senn.

Seine Schicksale? Als Notar in Silz dürfte er in dieser Stellung allerdings nicht den richtigen Ernst und die unbedingt erforderliche Gewissenhaftigkeit an den Tag gelegt haben. Tatsache aber ist, daß ihm auch ungerechterweise viele Schwierigkeiten bereitet worden

sind. Er wurde schließlich, als sich die Beschwerden gegen ihn mehrten, in Disziplinar-Untersuchung gezogen und — obwohl ihm nichts Unehrenhaftes nachgewiesen werden konnte — vom Notariat enthoben. Seine Gattin ließ sich damals von ihm scheiden. Das gab dem Unglücklichen den letzten Stoß. Finster, verbissen irrte er herum, jahrelang kehrte er jeder ordentlichen Arbeit den Rücken. Auch im Irrenhause war er einige Zeit. Seine Geisteskräfte erstarben unter allzu großem Alkoholgenuß, er brachte sich nur mehr mit Unterstützung seiner Verwandten fort. Viel tat für ihn seine Schwester: die alte „Haidwirtin". Er verbummelte mehr und mehr. Im Sommer reiste er überall herum und kolportierte seine Werke, im Winter bot ihm das Kapferer'sche Armenhaus einen Unterschlupf, wo jener Bürger freundlich mit ihm verkehrte.

Allmählich kam die Ruhe in seine Seele, er nahm das Schicksal als etwas Unabänderliches und sagte wohl: „Ich habe das Leben in seiner Schönheit gekannt, habe gesehen und genossen, was es Herrliches an Natur und Kunst bietet, und ich habe seine Kehrseite im Gefängnis, im Narrenhaus und im Armenhaus kennen gelernt. Und ich bin b e f r i e d i g t davon." Sein größter Schmerz war es, daß er manches ungedruckt liegen lassen mußte. Vielleicht erwirbt das Museum zu Innsbruck seinen Nachlaß. Im Winter erkrankte er an einer Speiseröhren-Entartung. Er war mittelgroß, kurzköpfig und blond, und am Kinne stand ein kleines Bockbärtlein, in das er den Rauch seiner Zigarre blies.

Er ruhe in Frieden!

Die Literatur-Geschichte ist an ihm übrigens nicht stumm vorübergegangen. H. Kurz erwähnt ihn in seinem großen Werke öfters mit Anerkennung; möge Tirol den Unglücklichen nicht vergessen!

Druck von Mänicke & Jahn, Rudolstadt





